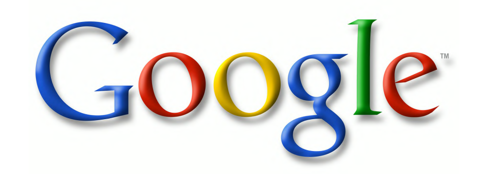
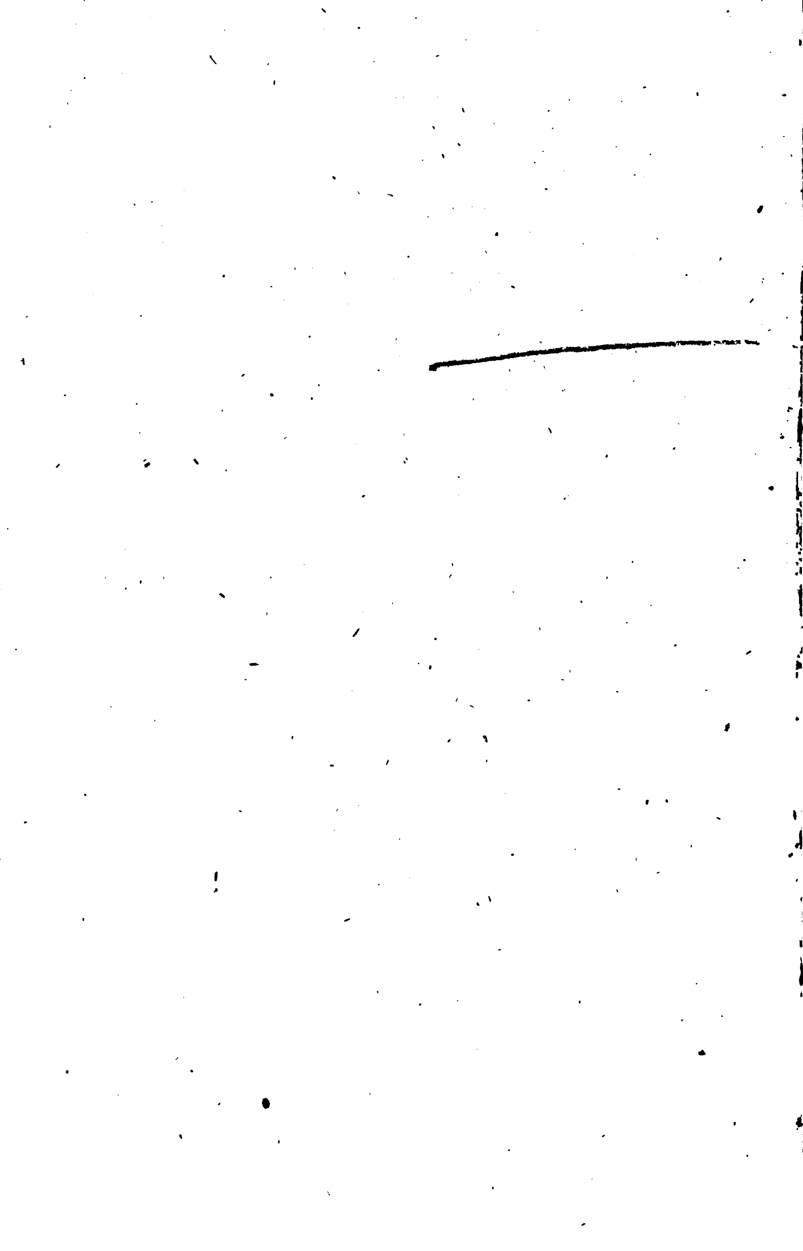




Herr Fritz Koch.	20. December.	Smets, Gedi[illegible]
Herr Reichardt.	10. Januar.	Hessemer, Ju[illegible] Hoffmeister, Göthe[illegible], 3
Herr de Neufville-Humser.	31. Januar.	Rheinische [illegible] Goltz, Bürger [illegible] Strickler, M[illegible]
Frau Dr. Sömmering.	21. Februar.	Mügge, Schr[illegible] Das Duell, Drom[illegible]
Fräulein Meyer.	13. März.	Andersen, Märchen [illegible] Klencke, Dorf[illegible] Juden, aus [illegible]
Herr de Neufville Schwarz.	3. April.	Mariotti, Italien [illegible] Strauß, Julian der [illegible] Halthaus, [illegible]
Herr Oberfinanzrath Römel.	24. April.	Tourgueneff, la Russie [illegible] Dr. Baaße, III B[illegible]
Herr Consul Graebe.	15. Mai.	Schlesier, [illegible] Geibel, Junius[illegible]
Frau Pahud.	5. Juni.	W. v. Humboldt, Br[illegible] Dalberg; aus [illegible]
Fräulein Bernus.	26. Juni.	Briefe an [illegible] Erin, Auswahl.
Herr Fritz d'Orville.	17. Juli.	Biedermann, [illegible] Hackländer, v. Jachmann.
Fräulein Bickel.	7. August.	Prutz, literar[illegible] Börne, aus [illegible] Simrock
Frau Maier.	28. August.	Quitzmann, d. [illegible] Börne, [illegible]
[illegible]	September.	Willkomm, 28

Willkomm



Italienische Nächte.

Reiseskizzen und Studien

von

Ernst Willkomm.

Erster Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1847.

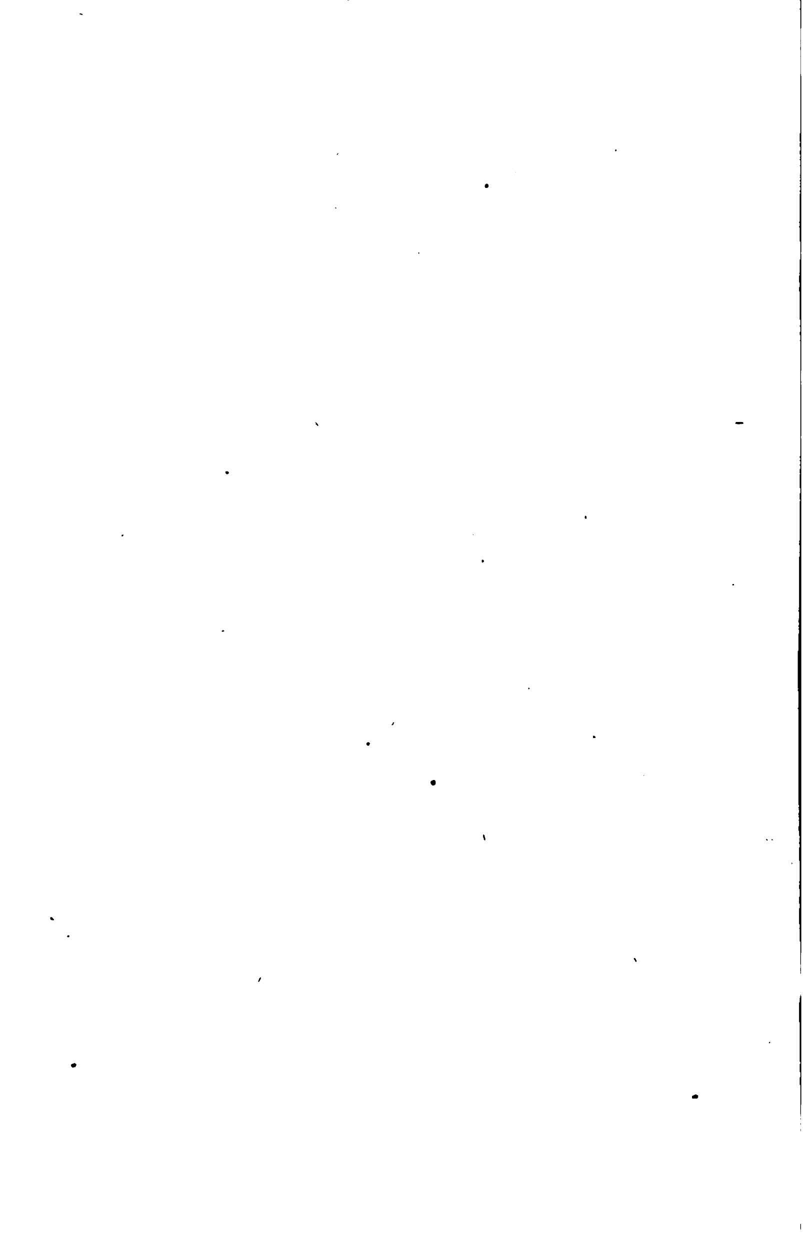
Seiner lieben Freundin

Frau Auguste Harkort-Aders

widmet dies Buch

in treuer Ergebenheit

der Verfasser.



Vorwort.

Nichts ist schwieriger für den Autor, als ein fertiges Buch glücklich aus der Taufe zu heben. Das Publikum hat in Bezug auf Namen Neigungen und Abneigungen, und betrachtet ein neu erschienenes Buch oft blos deshalb mit scheelem Auge, weil ihm der Name desselben nicht gefällt. Es muß daher dem Schriftsteller Alles daran gelegen sein, in dieser Beziehung sich das Wohlwollen seiner etwaigen Freunde zu erhalten, da es gewöhnlich außer dem Bereiche seiner Macht liegt, den Inhalt einer literarischen Gabe dem Geschmacke Aller anzupassen. Wenn ich nun die folgenden Skizzen „Italienische Nächte" nenne, so glaube ich die Wißbegier desjenigen Publikums damit zu reizen, das niemals die würzige Luft südlicher Nächte athmete, und bei denen, welche den Süden Europa's und seine

Zauber kennen, und die da wissen, was es heißt, in jenem Erdstriche unter Orangen und Palmen am Wogenschlage des leuchtenden Meeres oder auf riesigen Trümmern der Vorzeit selige Nächte hinzubringen, bei denen wird dieser Titel keinen Anstoß finden. Die Nacht ist die schönste Zeit zu heiterm Lebensgenusse im Süden. Darum leben Römer, Neapolitaner, Florentiner, Venetianer ꝛc. Sommer und Winter eigentlich nur des Nachts, und alle reinsten geistigen Genüsse, die Volk, Kunst, Klima und Alterthum gewähren, gewinnen im verschönernden Glorienschein des Mondes erst jene bannende Zauberkraft, die uns entzückt und in jedem gefühlvollen Menschen den Götheschen Ausspruch zur Wahrheit werden läßt: Wer Italien sah, kann nie ganz unglücklich werden! — Mögen diese leicht hingeworfenen harmlosen Skizzen dem freundlichen Leser, wenn nicht glückliche, doch heitere Stunden bereiten!

Leipzig, am 27. Februar 1847.

E. W.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Bis auf die Alpen.

I. Nach Baiern. Durch Franken. Nürnberg und seine Bewohner.

II. Regensburg. Die Walhalla. München. Altbairisches Leben.

III. Eintritt in Tyrol. Innsbruck. Ueber den Brenner. Botzen. Meran. Das Etschthal und die Etschländer.

IV. In's Vintschgau. Das Stilfser Joch. Der Ortelesgletscher. Erster Anblick von Italien.

II. Von den Alpen bis an's Meer.

I. Erstes Mittagsmahl in Italien. Die Adda und die Felsengalerien. Bormio. Das Veltlin. Die Pforte Hesperiens.

II. Nachtfahrt um den Comer-See. Monza. Ankunft in Mailand.

III. Straßenleben. Der Dom. Schacher der Geistlichkeit. Kunstschätze.

IV. Die Lombardei und die österreichische Regierung. Italienische Sitten. Die Mailänderinnen. Theater. Geistlichkeit. Glockengeläute. Klima.

V. Ausflug an den Comer-See.

VI. Ueber Genua nach Livorno.

III. Nach Rom.

I. Livorno, sein Handel und seine Bevölkerung. Leichte Sitten. Besuch in Pisa. Das Kloster Monte Nero.

II. Meerfahrt.

III. Civita-Vecchia. Galeerensclaven. Die Campagna.

IV. Erster Aufenthalt in Rom.

I. Römische Briefe.

1. Eindruck der Stadt bei Abend. Nächtlicher Spaziergang.

2. Wanderung durch die Straßen. Piazza Trajana. Anblick der Trümmer auf dem Forum Romanum. Eine Wallfahrt. Das Capitol. Rom bei Sonnenuntergang. Ave Maria.

3. Kirchweihfest im Sanct Peter. Der Papst. Römischer Glaubenseifer. Ketzerische Bemerkungen.

4. Rom's malerische Lage. Ausflug auf den Monte Mario und in die Campagna. Nachtbilder.

5. Die Peterskirche. Bramante's und Michel Angelo's Grundrisse.

6. Die Piferari der Adventzeit. Bettelwesen.

7. Besteigung der Peterskuppel. Blick auf Stadt und Land.

8. Die Römer im Theater und in den Osterien. Gemischte Gesellschaft. Traulicher Verkehr der Geistlichen mit den Laien. Olivenhändler. Herrschaft der Eminenti. Nächtliche Stille.

9. Das Kloster San Onofrio. Tasso's Todtenmaske.

10. Palast Spada. Die Statue des Pompejus. Palast Farnese und Raphaels Fresken in der Villa Farnesina.

11. Die Akademie von San Luca und ihre Kunstschätze.

12. Römisches Lotto. Ernennung neuer Kardinäle. Beleuchtung der Stadt und Benehmen der Römer bei dieser Feierlichkeit.

13. Das Pantheon. Die Ruinen des Marcellustheaters. Das Ghetto und die Juden Roms. Der Gottesacker der Protestanten an der Pyramide des Cestius. Ein nächtliches Begräbniß.

14. Grotte und Hain der Nymphe Egeria. Der Circus des Maxentius. Grabmal der Cäcilia Metella. Ein Nachtbesuch im Kolosseum.

15. Mariä Empfängniß. Entstehung der Kirche Santa Maria in Ara celi. Die Kirche San Pietro in vincoli. Das Kettenwunder. Michel Angelo's Moses. Eine Schlägerei. Illumination der Madonnenbilder. Die Gruppe der Pferdebändiger auf Monte Cavallo bei Mondschein.

I.

Bis auf die Alpen.

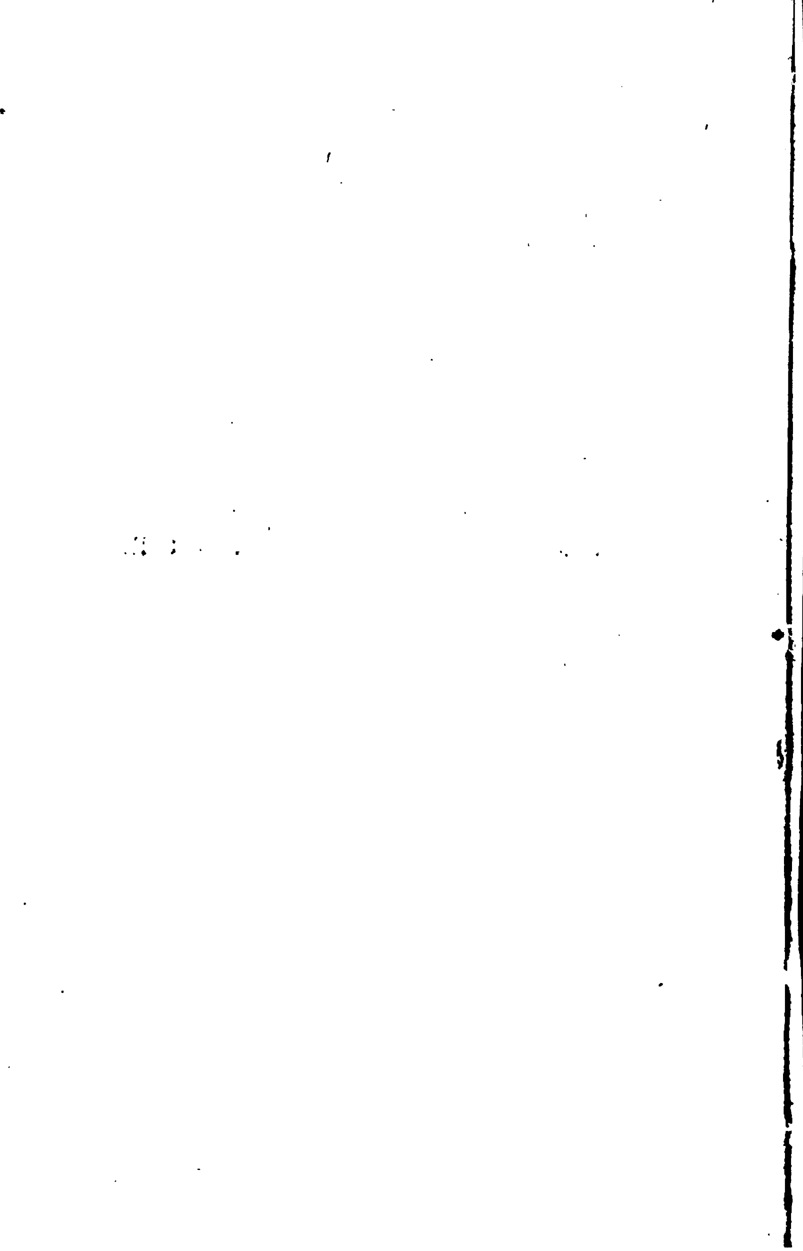
13. Das Pantheon. Die Ruinen des Marcellustheaters. Das Ghetto und die Juden Roms. Der Gottesacker der Protestanten an der Pyramide des Cestius. Ein nächtliches Begräbniß.

14. Grotte und Hain der Nymphe Egeria. Der Circus des Maxentius. Grabmal der Cäcilia Metella. Ein Nachtbesuch im Kolosseum.

15. Mariä Empfängniß. Entstehung der Kirche Santa Maria in Ara celi. Die Kirche San Pietro in vincoli. Das Kettenwunder. Michel Angelo's Moses. Eine Schlägerei. Illumination der Madonnenbilder. Die Gruppe der Pferdebändiger auf Monte Cavallo bei Mondschein.

I.

Bis auf die Alpen.



I.

Nach Baiern. Durch Franken Nürnberg und seine Bewohner.

Zwei schnaubende Dampfrosse entführten mich dem vielbewegten, menschenwimmelnden Leipzig. Es war ein sonnenheller, warmer Tag, die Luft so mild und weich, daß ich mich zu dem Glauben berechtigt hielt, freundliche Mächte wollten mich beschirmen. Man kann in kurzer Frist weit kommen in unserer dampfgetriebenen Zeit. Tagereisen legt man zurück binnen wenigen Stunden, ganze Länder durchfliegt man in Tagen. Die Sonne ging daher noch lange nicht zur Rüste, als ich schon zweimal die Grenzen Sachsens überschritten hatte auf Brücken und Dämmen, vor denen selbst die Cyklopen verwundernd stehen bleiben und sich schwach und klein vorkommen würden dem jetzigen Geschlechte gegenüber, das doch in dem Rufe steht es sei schwächlich und verzärtelt. Wer über die Straßen Werdau's fortgerissen wird von der fast allmächtigen Dampfkraft, wer diese kühnen Bauten gesehen hat, die in so kur-

zer Zeit entstanden sind, der braucht sich unseres Jahrhunderts wahrlich nicht zu schämen. Mag immerhin der Speculationsgeist mehr als die Begeisterung Theil haben an diesen Riesenbauten, sie geben doch immerhin Zeugniß von dem großartigen materiellen Geiste, der die moderne Welt beseelt. Freilich ist es nicht Jedem gegeben, noch wird es Allen so wohl, sich betheiligen zu können an der bereichernden Seele, die geheimnißvoll in diesen Bauwerken waltet; wer es aber kann und gethan hat, der sollte auch darüber nicht grollen, daß eine so ungemein schaffende Kraft im Anfange bedeutende Opfer von Denen fordert, die in spätern Tagen Vortheil von ihr ziehen wollen. Man fahre alle Actionäre der Sächsisch-Bairischen Eisenbahn umsonst nur ein einziges Mal nach Zwickau und Alle werden am nächsten Tage freiwillig, ja mit Vergnügen ihre Börsen öffnen und zahlen, was von ihnen verlangt wird, um die begonnenen großartigen Bauten zu beendigen. Die goldenen Früchte dieses ungeheuren Unternehmens müssen ja doch früh oder spät Allen denen, die es fördern helfen, ganz von selbst in den Schooß fallen.

Das sächsische Voigtland, dies prächtige Land voll der romantischsten Thäler und Berge, gilt für arm; im Allgemeinen mag dies wohl auch wahr sein, indeß wird das Volk dadurch nicht gehindert, sich redlich seines Lebens zu freuen und den guten Tag mit bestem Humor

zu genießen. Ich durchreiste es zum größten Theile bei Nacht und Nebelwetter und wunderte mich, auf einer tüchtigen Strecke Weges überall lustigen Menschengruppen zu begegnen. Die Ortschaften waren belebt und von zahllosen Lichtern hell erleuchtet. Aus den Gast- und Schenkhäusern erklang heitre Musik, die Scheiben klirrten unter den Fußtritten unermüdlicher Tänzer. Der Conducteur erklärte mir diese auffallende Lustigkeit. Es sei Kirchweih auf mehrern Dörfern, erzählte er mir, diese dauerten immer eine ganze Woche, oft länger, die Menschen zögen herüber, hinüber, und man sei lustig und guter Dinge und lasse es sich wohl behagen. Vornehmlich begingen die reichen Kohlenbauern um Zwickau und anderwärts dies Jahresfest gar solenn, lüden Gäste von nah und fern und lebten wie gebildete, bisweilen auch wie verbildete Städter. Ueberhaupt spüre man die Armuth des Volkes durchaus nicht, wenn man häufig mit ihm zusammen käme. Im Ganzen habe es wenig Bedürfnisse, könne es sich aber bei vorkommender Gelegenheit einen guten Tag machen, so knausere es nicht und wisse sich selbst mit den geringen Gaben, die ihm das Glück verleihe, in heiterer Weise zu vergnügen.

Auf der Höhe vor Hof, über welche die Straße nach Baiern führt, tauchten die Waldkämme des Fichtelgebirges aus den verfließenden Nebeln auf. Die Sonne über-

zer Zeit entstanden sind, der braucht sich unseres Jahrhunderts wahrlich nicht zu schämen. Mag immerhin der Speculationsgeist mehr als die Begeisterung Theil haben an diesen Riesenbauten, sie geben doch immerhin Zeugniß von dem großartigen materiellen Geiste, der die moderne Welt beseelt. Freilich ist es nicht Jedem gegeben, noch wird es Allen so wohl, sich betheiligen zu können an der bereichernden Seele, die geheimnißvoll in diesen Bauwerken waltet; wer es aber kann und gethan hat, der sollte auch darüber nicht grollen, daß eine so ungemein schaffende Kraft im Anfange bedeutende Opfer von Denen fordert, die in spätern Tagen Vortheil von ihr ziehen wollen. Man fahre alle Actionäre der Sächsisch-Bairischen Eisenbahn umsonst nur ein einziges Mal nach Zwickau und Alle werden am nächsten Tage freiwillig, ja mit Vergnügen ihre Börsen öffnen und zahlen, was von ihnen verlangt wird, um die begonnenen großartigen Bauten zu beendigen. Die goldenen Früchte dieses ungeheuren Unternehmens müssen ja doch früh oder spät Allen denen, die es fördern helfen, ganz von selbst in den Schooß fallen.

Das sächsische Voigtland, dies prächtige Land voll der romantischsten Thäler und Berge, gilt für arm; im Allgemeinen mag dies wohl auch wahr sein, indeß wird das Volk dadurch nicht gehindert, sich redlich seines Lebens zu freuen und den guten Tag mit bestem Humor

zu genießen. Ich durchreiste es zum größten Theile bei Nacht und Nebelwetter und wunderte mich, auf einer tüchtigen Strecke Weges überall lustigen Menschengruppen zu begegnen. Die Ortschaften waren belebt und von zahllosen Lichtern hell erleuchtet. Aus den Gast- und Schenkhäusern erklang heitre Musik, die Scheiben klirrten unter den Fußtritten unermüdlicher Tänzer. Der Conducteur erklärte mir diese auffallende Lustigkeit. Es sei Kirchweih auf mehrern Dörfern, erzählte er mir, diese dauerten immer eine ganze Woche, oft länger, die Menschen zögen herüber, hinüber, und man sei lustig und guter Dinge und lasse es sich wohl behagen. Vornehmlich begingen die reichen Kohlenbauern um Zwickau und anderwärts dies Jahresfest gar solenn, lüden Gäste von nah und fern und lebten wie gebildete, bisweilen auch wie verbildete Städter. Ueberhaupt spüre man die Armuth des Volkes durchaus nicht, wenn man häufig mit ihm zusammen käme. Im Ganzen habe es wenig Bedürfnisse, könne es sich aber bei vorkommender Gelegenheit einen guten Tag machen, so knausere es nicht und wisse sich selbst mit den geringen Gaben, die ihm das Glück verleihe, in heiterer Weise zu vergnügen.

Auf der Höhe vor Hof, über welche die Straße nach Baiern führt, tauchten die Waldkämme des Fichtelgebirges aus den verfließenden Nebeln auf. Die Sonne über-

goß mit warmem Licht die angenehm im Thale sich ausbreitende Stadt, die von der Höhe herab sich ganz stattlich ausnimmt. Auffallend ist es, wie rasch Dialekt und Volkscharakter in so eng gezogenen Grenzen wechseln. Im Voigtlande noch ganz sächsisches Wesen, sächsische Sprechweise, und eine Stunde jenseits der Grenze keine Spur mehr davon! Das alte Regime des „Halt," das die Baiern mit den Oestreichern gemein haben, beginnt, und mit ihm jenes unbeschreibliche Behagen an materiellem Genuß, das Sachse und Preuße und alles eigentliche Norddeutschland bei sich einzuführen vergeblich sich anstrengen.

Auf Reisen gibt das Beobachten der Volkstrachten mancherlei zu denken, und wer auf deutscher Erde reist, findet zu solchen Beobachtungen mehr als sonst wo Gelegenheit. Da wir in vielen wichtigen Dingen die Einigkeit für kein absonderlich großes Gut erachten, so sehe ich wirklich nicht ein, was wir uns lange Gewalt anthun sollen, wenn es gilt, unsere Blöße zu decken. Andere Völker haben oder hatten vielmehr in der guten alten Zeit Nationaltrachten, von unsern Altvordern läßt sich das aber mit Bestimmtheit durchaus nicht behaupten. Aus meiner frühesten Jugend erinnere ich mich eines Buches über Volks- und Nationaltrachten, das gar anmuthige Sachen davon zu erzählen wußte. In diesem Buche war der Deutsche unbekleidet dargestellt, genau so, wie Gott den Adam ins

Paradies gesetzt hat. Nur unterm Arm trug er ein Bündel Zeuge. Der humoristische Verfasser hatte darunter geschrieben: Da er durchaus nicht wisse, welche Tracht er dem Deutschen geben solle, um ihm gerecht zu werden, so ziehe er es vor, ihm bloß das Zeug dazu zu liefern; es könne sich nun daraus ein Jeder nach Belieben Rock oder Jacke zuschneiden.

Lächelnd mußte ich dieses Trachtenbeschreibers wieder gedenken, als ich hinter Hof die ersten Dörfer berührte. In der That eine Mode, wie sie hier das weibliche Geschlecht erfunden hat, wäre so leicht von einem geschmackvollen Manne nicht erdacht worden. Ich spreche hier wesentlich blos von der Kopfbedeckung, die beim Weibe immer von großer Bedeutung ist, weil sich so trefflich damit kokettiren läßt. Wenn an vielen Orten Sachsens die Bäuerinnen ihre Kopftüchlein so kunstreich zu knüpfen wissen, daß die bunten Zipfel über der Stirn wie ein Paar schön gemusterte Schmetterlingsflügel in den blauen Himmel hinaufflattern zu wollen scheinen, so ist Sinn, Geschmack, wenigstens heitere Laune darin. Was aber thut die Bäuerin des Fichtelgebirges bis ein gut Stück nach Franken hinein? Sie setzt sich eine häßliche Nebelkappe auf von grauschwarzem Zeuge in Form einer abgestumpften Cuirassiermütze, wie sie die Preußen unter Ziethen trugen, verhüllt sich damit Stirn und Haar und denkt Wunder wie schön sie

goß mit warmem Licht die angenehm im Thale sich ausbreitende Stadt, die von der Höhe herab sich ganz stattlich ausnimmt. Auffallend ist es, wie rasch Dialekt und Volkscharakter in so eng gezogenen Grenzen wechseln. Im Voigtlande noch ganz sächsisches Wesen, sächsische Sprechweise, und eine Stunde jenseits der Grenze keine Spur mehr davon! Das alte Regime des „Halt," das die Baiern mit den Oestreichern gemein haben, beginnt, und mit ihm jenes unbeschreibliche Behagen an materiellem Genuß, das Sachse und Preuße und alles eigentliche Norddeutschland bei sich einzuführen vergeblich sich anstrengen.

Auf Reisen gibt das Beobachten der Volkstrachten mancherlei zu denken, und wer auf deutscher Erde reist, findet zu solchen Beobachtungen mehr als sonst wo Gelegenheit. Da wir in vielen wichtigen Dingen die Einigkeit für kein absonderlich großes Gut erachten, so sehe ich wirklich nicht ein, was wir uns lange Gewalt anthun sollen, wenn es gilt, unsere Blöße zu decken. Andere Völker haben oder hatten vielmehr in der guten alten Zeit Nationaltrachten, von unsern Altvordern läßt sich das aber mit Bestimmtheit durchaus nicht behaupten. Aus meiner frühesten Jugend erinnere ich mich eines Buches über Volks- und Nationaltrachten, das gar anmuthige Sachen davon zu erzählen wußte. In diesem Buche war der Deutsche unbekleidet dargestellt, genau so, wie Gott den Adam ins

Paradies gesetzt hat. Nur unterm Arm trug er ein Bündel Zeuge. Der humoristische Verfasser hatte darunter geschrieben: Da er durchaus nicht wisse, welche Tracht er dem Deutschen geben solle, um ihm gerecht zu werden, so ziehe er es vor, ihm bloß das Zeug dazu zu liefern; es könne sich nun daraus ein Jeder nach Belieben Rock oder Jacke zuschneiden.

Lächelnd mußte ich dieses Trachtenbeschreibers wieder gedenken, als ich hinter Hof die ersten Dörfer berührte. In der That eine Mode, wie sie hier das weibliche Geschlecht erfunden hat, wäre so leicht von einem geschmackvollen Manne nicht erdacht worden. Ich spreche hier wesentlich blos von der Kopfbedeckung, die beim Weibe immer von großer Bedeutung ist, weil sich so trefflich damit kokettiren läßt. Wenn an vielen Orten Sachsens die Bäuerinnen ihre Kopftüchlein so kunstreich zu knüpfen wissen, daß die bunten Zipfel über der Stirn wie ein Paar schön gemusterte Schmetterlingsflügel in den blauen Himmel hinaufflattern zu wollen scheinen, so ist Sinn, Geschmack, wenigstens heitere Laune darin. Was aber thut die Bäuerin des Fichtelgebirges bis ein gut Stück nach Franken hinein? Sie setzt sich eine häßliche Nebelkappe auf von grauschwarzem Zeuge in Form einer abgestumpften Cuirassiermütze, wie sie die Preußen unter Ziethen trugen, verhüllt sich damit Stirn und Haar und denkt Wunder wie schön sie

sich geputzt hat. Anfangs glaubte ich, nur alte Frauen trügen diese entstellende Kopfumhüllung, ich fand aber sehr bald, daß sie Alt und Jung gemeinsam ist und daß sie die Greisinnen eben so wie die allerjüngsten Mädchen tragen. Ob man sich für Sonntags etwas Besseres und Schöneres aufbewahrt hat, weiß ich freilich nicht, ich zweifle aber daran. Mädchen und Frauen wollen auch an Werkeltagen gefallen, und da sie der Männerwelt doch in diesem verunstaltenden Hexenaufsatze gefallen müssen, werden sie wohl auch für Sonn- und Feiertage nicht viel Reizenderes sich ersonnen haben.

Die allgemeine Qual auf Reisen, die Bettelei, ist auch in Franken zu Hause und wird von dem heranwachsenden Geschlecht mit vieler Ausdauer und mit einer Art Virtuosität getrieben. Mich kann dergleichen unterhalten, wenn der Bittende sein Anliegen gefällig oder in ungewöhnlicher Form vorzubringen weiß. Ich kenne Gegenden in Deutschland, wo die Bettler, so Männlein wie Weiblein, auf den Wohlthätigkeitssinn des Fremden durch Geigen-, Flöten- und anderes Spiel zu wirken suchen, wobei sie nicht unterlassen, sich zu gleicher Zeit im Tanzen zu üben. In Franken hat man es so weit noch nicht gebracht. Die bettelnde Jugend begnügt sich einstweilen noch mit einfacher Vocalmusik. Solche Banden singender Bettelbuben verfolgen aber den Wagen mit einer Aus-

dauer, die allein schon Belohnung verdient. Lustig ist es, den Einen ein geistliches Lied, den Andern eine muntere Tanzweise, den Dritten einen Gassenhauer ableiern zu hören. Doch verstehen sie, als bereits geschulte Sänger, sich vortrefflich in einander zu schicken, so daß es einem nicht darauf ankommt, das schöne Liedlein: „Ich bin liederlich ꝛc." nach der Melodie eines Sterbeliedes zu singen.

Kein Mensch, er sei denn ein Barbar, kann Baiern betreten, ohne eine ganz neue Phase des menschlichen Lebens zu beginnen. Bairisches Bier, diesen modernen Nektar, muß er, wenn er's nicht schon kann, nothwendig trinken lernen. Es gibt freilich anderwärts auch Bier, aber was will das sagen gegen bairisches Bier in Baiern selbst! Dieses unbeschreibliche Getränk läßt sich nur mit sich selbst vergleichen, womit denn hinlänglich seine Classizität in der Bierwelt dargethan und für immer bewiesen ist. Ich fühle mich nicht würdig, der Lobredner dieses Göttertrankes zu werden, das in und außer Baiern beinahe wie etwas Heiliges verehrt wird, nur wie es meinem Gaumen erschienen ist, davon will ich sprechen.

Es war zu Gefrees, einem Orte, der auf großstädtische Berühmtheit keinerlei Anspruch macht, als ich voll Sehnsucht nach frischem erquickenden Trunk eiligst vom Wagen stieg und ein Glas Bier „schaffte." Es „ward," d. h. eine hübsche Kellnerin ohne Riegelhäub-

chen, die erst am Ufer der Donau Heimathsberechtigung haben, brachte es mir und ich trank es als erstes Weihopfer für König Gambrinus und mit wahrer Andacht aus. Die Augen gingen mir dabei über wie weiland dem Könige von Thule, sie gingen mir über von dem langen Zuge, den ich gethan hatte, von der Rührung, die mich dabei ergriff, und von dem schönen Anblick, den ich hatte. Die Sonne ging nämlich grade unter, warf purpurflammende Königsgewänder um die Schultern der Fichtelgebirgshäupter und baute verklärend einen Regenbogen über die ganze Bergkette, so daß ich wirklich glauben konnte, meine Libation sei von dem alten braven Graubart Gambrinus huldvoll entgegen genommen worden. Es kam über mich wie ein noch nie gedachter Gedanke, daß es mit bairischem Bier, in Baiern selbst getrunken, etwas ganz anderes sei, als mit jener allerdings auch nicht zu verachtenden Flüssigkeit, die man „im Auslande," nämlich außerhalb Baiern, für dreimal mehr Geld als dasselbe Getränk zu vertilgen bemüht ist, und ich konnte die Begeisterung jenes Hauderers einigermassen begreifen, der seinem Passagiere mit der kurzen, aber höchst bezeichnenden und nationalbairischen Bemerkung: „Do hot's aber ans! Dos is a Schatz!" zum Anhalten vermochte. Man würde nur in Baiern nicht sehr von der Stelle kommen, wollte man sich diese Bemerkung des bierbegeisterten Hauderes gar zu häu-

sig in's Gedächtniß rufen. Zu den vielen Dingen in der Welt aber, die ich nicht begreife, hat sich seit Kurzem noch eins gesellt; ich sehe nämlich durchaus nicht ein, wie es möglich ist, daß Gambrinus, der Erfinder des Bieres und der Seligmacher so vieler Hunderttausende auf Erden, in die Harmonie der Heiligen noch immer keine Aufnahme gefunden hat!

Durch Erfindung der Eilwagen, Dampfschiffe und Eisenbahnen ist der Genuß des Reisens vielfach verkümmert worden. Um nur rasch vorwärts zu kommen, fährt man des Nachts, liegt nur am Tage still, um „Geschäfte zu machen“ — denn nur der leidigen Geschäfte wegen begibt sich der Culturmensch jetziger Zeit auf Reisen — und so verliert ein harmloser Mensch, der zu seiner Erholung, zur Erweiterung seiner Kenntnisse oder aus irgend einem andern nichtgeschäftlichen Grunde reist, häufig gerade das, was ihn am meisten interessirt — die Physiognomie der Landschaften und ihrer Bewohner.

Franken, das ich zum größten Theile des Nachts durchstreift habe, muß ein köstliches Land sein. Was einige geizige Mondscheinstrahlen mir in unsicherer Dämmerungshelle zeigten, war reizend genug, um eine Betrachtung im vollen klaren Sonnenlicht wünschenswerth zu machen. Die wilde Felsschlucht bei Berneck, das vornehme Baireuth in seiner lieblichen Thalsenkung, von silbernen

Nebelwällen umfaßt, waren reizende Nachtbilder, die das Auge fesselten und die Phantasie lange und anmuthig beschäftigten.

Im Sommer muß es eine Lust sein, von Baireuth nach Nürnberg zu reisen. Hüben und drüben, auf Berglehnen und in Thalabhängen, um Dörfer und Weiler und auf breiten Flächen, überall rankt der Hopfen seine saftiggrünen Hände um hohe Stangenpyramiden. Jetzt lagen diese Stangen in Haufen zusammengeschichtet, und nur hie und da spielte der kalte Nebelwind mit einer vertrockneten gelben Ranke des nährenden Gewächses.

Das alte Nürnberg mit seinen vielen Kirchthürmen, finstern Thoren und Bastionen, mit seinen uralten bemalten Häusermassen und seinem fröhlichen, heitern, schalkhaften Einwohnern sprach mich gleich bei der Hereinfahrt an. Jahrhunderte sind vergangen, Reiche sind gefallen und entstanden, tausend berühmte Geschlechter ausgestorben, die halbe Welt ist eine andere geworden, aber dies biedere, ehrenwerthe, reichsbürgerliche Nürnberg ist geblieben wie es war zu Hans Sachsens und Rosenplüts Zeiten. Ich kenne keine Stadt, die den Charakter tüchtiger Bürgerlichkeit ausgeprägter an der Stirn trüge, als dies prächtige Nürnberg, und es ist mir nicht recht einleuchtend geworden, daß eine so bedeutende und günstig gelegene Stadt, die vor dem dreißigjährigen Kriege an hunderttausend Einwohner zählte, so sehr hat herabsinken können. Wenn man

durch die alten engen Gassen und Gäßchen schlendert, die halb verwischten Freskogemälde an den Häusern betrachtet und aus den wunderlich verschnörkelten Erkern die hübschen Gesichtchen der Nürnbergerinnen auf den Neugierigen herablächeln sieht, fühlt man sich von hundett Fäden gehalten; die Gewißheit, es müsse sich in dieser Stadt gut, angenehm und heiter leben lassen, drängt sich einem bei jedem Schritte auf und man findet sie bestätigt, wird man erst bekannt mit ihren freundlichen Bewohnern. Da bedarf es keiner besonderen Empfehlungen, keiner langweiligen Einführung. Man kommt, man ist da und man wird willkommen geheißen. Dieser Eindruck von Nürnberg ist mir durchweg geblieben in den paar Tagen, die ich sehr vergnügt daselbst zubrachte.

Nürnbergs Kunstschätze sind so oft und umständlich beschrieben worden, daß es mir nicht einfallen soll, ein Wort darüber zu sagen. Es hieße dies Wasser in den Brunnen gießen und meine Leser, fürcht' ich, würden es mir wenig Dank wissen. Wer die alte Stadt besucht, der unterlasse nicht, die herrlichen Kirchen genau zu betrachten; er erfreue sich des schönen Brunnens auf dem Marktplatze, er staune das Grabmal des heil. Sebaldus in der Sebalduskirche an, er bewundere das Sacramentshäuschen in der Lorenzkirche, — Kunstwerke, die sich in ihrer Art vielleicht mit nichts vergleichen lassen; er lächele

über das humoristische „Gänsemännle,“ aber er mache weiter kein Reden davon. Alle Beschreibung bleibt hinter der Wirklichkeit zurück und etwas anderes läßt sich am Ende doch nicht thun, als diese großartigen Ueberreste altdeutscher Kunst beschreiben. Um also nicht leeres Stroh zu dreschen, halte ich mich lieber an das volle frische Leben, und hier, bei Beobachtung des Volkes, hat sich mir eine Bemerkung aufgedrängt, die mir wichtig scheint. Kommt man nämlich am Markttage auf die von Landleuten, von Ein- und Verkäuferinnen wimmelnden Straßen, so glaubt man nicht unter Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu leben, sondern zurückversetzt zu sein in die Zeiten Albrecht Dürers. Es sind vorzugsweise wieder die Weiber, welche diesen Eindruck machen, wie denn die Frauen das charakteristisch Nationale in ihrer Tracht immer reiner zu erhalten bemüht sind, als die in solcher Hinsicht lässigern Männer. Was da von Mädchen und Frauen auf dem Kohl- und Gemüsemarkt handelt und schwatzt, das ist zum allergrößten Theil reines Conterfei ihrer mittelalterlichen Stammmütter. Da baumelt und klirrt noch die lederne Gürteltasche an der Seite, welche Baarschaft und Schlüssel birgt, und das altdeutsch geschnittene Gesichtchen mit den blauen Madonnenaugen und dem kirschrothen Lippenpaar trägt um Stirn und Kinn noch dasselbe reine Leinentuch, das wir an den Frauen

auf Gemälden Wohlgemuths, Dürers und Anderer als charakteristischen Schmuck aller Frauen bemerken. Auf dem künstlich genestelten Haar aber wackelt der dütchenartige Aufsatz von schwarzem Zeug mit in den Nacken herabfallenden Bändern und zeigt das gold- oder silberbrokatene Krönchen heute eben noch so wie vor vierhundert und mehr Jahren. Bei Alten und Armen sind Stirn und Kinntuch meistentheils bunt, das niedliche Krönlein fällt weg und macht einer Pelzmütze oder einem breitkrämpigen Hute Platz, aber der Charakter der Tracht im Allgemeinen ist festgehalten. Es gibt unstreitig weit schönere und anmuthvollere Trachten, naivere und bürgerlich solidere wüßte ich mir aber nicht zu denken; ja, mir will bedünken, als müßte ein Geschlecht, das mit solcher Ausdauer an dem Schmuck seiner Vorfahren festhält, auch in lieblicher Sitte und Treue vor seinen Schwestern sich ganz besonders auszeichnen.

Unverzeihlich wäre es, die Vaterstadt des Hans Sachs besucht und nicht auch die Stätte betreten zu haben, wo der ehrliche, kreuzbrave Schuhmacher tüchtige Schuhe und unvergängliche Verse gemacht hat. Das Haus des wackeren Meistersängers ist gegenwärtig eine Garküche und Bierschenke und führt den Namen seines ehemaligen Besitzers als verlockendes Aushängeschild. Albrecht Dürers Wohnung hat man zu würdigerem Zwecke verwendet; der

Kunstverein stapelt darin seine Schätze auf. Auch die Gräber der drei grossen und populärsten Nürnberger, Dürers, Pirkheimers und Hans Sachs' auf dem an Denkmälern überreichen und wohl in seiner Art einzigen Johanniskirchhofe sind eines Besuches werth. Wer sich für Wappen interessirt, findet hier die stattlichste und auserlesenste Sammlung, und der Freund alter Namen erfährt mit Verwunderung, wie unendlich reich an edlen und reichen Patrizier-Familien die ehemalige Reichsstadt gewesen ist.

Die Kirchweih in Fürth lockte mich auch nach dieser belebten Stadt, die mit Nürnberg durch eine Eisenbahn in so naher Verbindung steht. Es ging lustig her in diesem freundlichen, ganz modern gebauten Orte, der alljährlich nicht unbedeutend an Umfang gewinnt und wohlhabend zu sein scheint. Wie überall, wo die Kinder Israels festen Fuß gefaßt haben und ungehindert ihrem Erwerbe nachgehen können, befinden sich die Juden auch in Fürth unter allen Einwohnern am wohlsten, bauen ansehnliche Häuser und sorgen aufs Kräftigste für Arme und Kranke ihrer Glaubensgenossen. Ein neues Hospital, stattlich und geräumig, naht sich so eben seiner Vollendung.

Ein lebhafter, von den Nürnbergern stark besuchter Markt macht während der Kirchweih die Stadt zu einem kleinen Meßorte. Es gab Spiel- und Gaukelbuden die Menge, Hanswürste, groß und klein, ergötzten die schau-

lustige Volksmenge. Carroussels rasselten, verstimmte Leierkasten dudelten, böhmische Harfnerinnen kokettirten mit ihren verblühten Stimmen nach Kräften. Alles erinnerte mich im Kleinen an Leipzig, dessen Meßlärm ich glücklich entflohen war.

Kaum eine halbe Stunde von Fürth erhebt sich auf waldumsäumtem Hügel die berühmte alte Feste, auf welcher Wallerstein lagerte und den Sturm der verzweifelt kämpfenden Schweden unter Gustav Adolf mit so kaltblütiger Ausdauer zurückschlug. Ich pilgerte in Begleitung eines Freundes aus Nürnberg dahin, um doch ein Bild von dem Ort mit hinweg zu nehmen. Jetzt hat sich eine Wirthschaft oben angesiedelt, die jedoch wenig besucht wird, da sie kein gutes Bier, den Lebenssaft aller Baiern, verschenkt. Ein Thurm zur Umschau über die fruchtbare Gegend ist von einer Gesellschaft Nürnberger auf Actien gebaut worden, mag aber wohl schwerlich den Contribuenten etwas einbringen. Unweit desselben zeigt man einen kolossalen Mühlstein und erzählt von ihm, Gustav Adolf habe nach dem letzten Sturme daran gespeist. Wie er das angefangen hat, begreife ich nicht recht, da nach Aussage aller Geschichtsschreiber die Stürme der Schweden auf das Lager der Wallensteinschen Kriegsvölker erfolglos blieben und ein unbehinderter Rückzug des schwedischen Helden das Einzige war, was er errang.

Das Volk läßt sich aber die Mittagstafel des Schwedenkönigs an dem kolossalen Mühlsteine nicht wegdisputiren.

Im Süden Nürnbergs naht sich ein großartiger Bau seiner Vollendung. Es ist dies der Leipziger Bahnhof, in grandiosen Dimensionen entworfen und mit Geschmack ausgeführt. Im Einklange mit dem alterthümlichen Charakter der Stadt hat man den gothischen Styl vorgezogen und da es an Material zu derartigen Bauten nicht fehlt, so kommt etwas äußerst Solides zu Stande. Dieser Bahnhof mit allen seinen Nebengebäuden dürfte, sobald er fertig ist, alle andern Bauten dieser Art an Größe, Schönheit und Geschmack übertreffen und selbst den bairischen Bahnhof in Leipzig weit hinter sich lassen. Es wird überhaupt interessant werden, mittelst Dampf nach Nürnberg zu reisen, da es unfern der Stadt einen Punkt gibt, wo sich die Fürther und die nach Sachsen führende Eisenbahn grade über dem Donaukanale kreuzen, so daß unter den Eisenschienen Frachtschiffe dahingleiten und über diesen die brausenden Dampfwagenzüge in einem und demselben Moment fortrollen können.

II.

Regensburg. Die Walhalla. München. Altbairisches Leben.

Von den altersgrauen Thürmen des Regensburger Domes schlug es vier Uhr Morgens, als ich unter brüselndem Regen über die lange Donaubrücke in die finsteren Gassen der berühmten Reichsstadt einfuhr. Sie ist jetzt ziemlich öde, selbst am Tage sehr still, des Abends fast todt. Die zwanzigtausend und einige Einwohner, die sie gegenwärtig zählt, vermögen nicht, ihr den Glanz alter Zeit wieder zu geben. Die größte Sehenswürdigkeit ist der Dom, dessen beide kolossale Thürme leider nicht vollendet sind. Ein überaus großartiges Portal, ausgezeichnet durch seine kunstvolle Steinmetzarbeit, schmückt die Haupteingangsthür. Die ehemalige Abtei zu Sanct Emmeran, jetzt im Besitz des Fürsten von Thurn- und Taxis, der unter derselben eine prachtvolle Familiengruft hat erbauen lassen, ist nächst dem alten Rathhaussaale, wo der berühmte Fürstentag unter Ferdinand II. gehalten wurde,

sehenswerth. In ihr zeigt man unter mancherlei andern Curiositäten auch den silbernen Sarg des heil. Emmeran, der seine Gebeine umschließt oder umschließen soll. Da ich zum Glauben nicht sonderlich prädestinirt bin, stiegen verschiedene Zweifel über die Aechtheit erwähnter Gebeine in mir auf, die ich zu äußern mich bewogen fand. Der Kastellan machte darob große Augen und versetzte mit ärgerlicher Miene, es sei ihm dergleichen von keinem Fremden gesagt worden; er könne mir sogar noch den Rock zeigen, den der Heilige getragen habe und der vollkommen gut erhalten sei, was doch wohl für ein Wunder gelten müsse. Das leuchtete mir ein und schweigend betrachtete und befühlte ich diesen heiligen Rock, wie billig dabei an manchen andern Rock denkend, da wir ja in einer merkwürdigen Zeit der Röcke oder, wenn man lieber will, in einer Zeit merkwürdiger Röcke leben.

Unter mancherlei Raritäten, die in dem uralten Rathhause aufbewahrt werden, war mir der schwerseidene Baldachin merkwürdig, der ehedem von vier Regensburger Rathsherren über den zur Eröffnung des Reichstages in die Stadt einziehenden Kaiser getragen wurde. Es ist derselbe, unter welchem der bigotte Ferdinand II. im Jahre 1630 einherschritt, um in der damals erzprotestantischen Stadt des Reiches Wohl zu berathen. Die Geschichte hat gelehrt, daß auf jenem unheilvollen Fürstentage der

Grund gelegt wurde zu aller spätern Schmach, die über Deutschland hereinbrach, und daß namentlich die jesuitische Politik Richelieu's, der Frankreichs Interessen durch den schlauen, gewissenlosen und intriguanten Pater Joseph vertreten ließ, die Losreißung der überrheinischen Provinzen vom deutschen Reichskörper, des fruchtbaren Elsaß und Lothringen, damals vorbereitet wurde. Deutsche Fürsten waren aber immer blind, wenn es galt, das Heil des Vaterlandes durch Zusammenwirken aller Kräfte des Volkes und durch großsinniges Vertrauen auf die Treue vornehmer und geringer Unterthanen, fremder Herrsch- und Eroberungssucht gegenüber, zu wahren.

Einen angenehmen Spaziergang gewähren die freundlichen Anlagen um die Stadt. Auf einigen Punkten hat man schöne Aussichten auf die Donaugebirge und ein Durchhau zeigt in heiterm Blau auf lichter Höhe liegend den Säulenbau der Walhalla bei Donaustauf.

Mitten in diesen Anlagen erhebt sich das einfache Denkmal eines der größten deutschen Denker, des Astronomen Johannes Keppler. Im Jahre 1571 zu Weil in Würtemberg geboren, führte er ein von Sorgen und Kümmernissen häufig getrübtes Leben. Seine dem Anschein nach glücklichsten Jahre brachte er in Prag zu am Hofe Kaiser Rudolphs. Als dieser starb und unter Kaiser Matthias die böhmischen Unruhen ausbrachen, aus denen

sehenswerth. In ihr zeigt man unter mancherlei andern Curiositäten auch den silbernen Sarg des heil. Emmeran, der seine Gebeine umschließt oder umschließen soll. Da ich zum Glauben nicht sonderlich prädestinirt bin, stiegen verschiedene Zweifel über die Aechtheit erwähnter Gebeine in mir auf, die ich zu äußern mich bewogen fand. Der Kastellan machte darob große Augen und versetzte mit ärgerlicher Miene, es sei ihm dergleichen von keinem Fremden gesagt worden; er könne mir sogar noch den Rock zeigen, den der Heilige getragen habe und der vollkommen gut erhalten sei, was doch wohl für ein Wunder gelten müsse. Das leuchtete mir ein und schweigend betrachtete und befühlte ich diesen heiligen Rock, wie billig dabei an manchen andern Rock denkend, da wir ja in einer merkwürdigen Zeit der Röcke oder, wenn man lieber will, in einer Zeit merkwürdiger Röcke leben.

Unter mancherlei Raritäten, die in dem uralten Rathhause aufbewahrt werden, war mir der schwerseidene Baldachin merkwürdig, der ehedem von vier Regensburger Rathsherren über den zur Eröffnung des Reichstages in die Stadt einziehenden Kaiser getragen wurde. Es ist derselbe, unter welchem der bigotte Ferdinand II. im Jahre 1630 einherschritt, um in der damals erzprotestantischen Stadt des Reiches Wohl zu berathen. Die Geschichte hat gelehrt, daß auf jenem unheilvollen Fürstentage der

Grund gelegt wurde zu aller spätern Schmach, die über Deutschland hereinbrach, und daß namentlich die jesuitische Politik Richelieu's, der Frankreichs Interessen durch den schlauen, gewissenlosen und intriguanten Pater Joseph vertreten ließ, die Losreißung der überrheinischen Provinzen vom deutschen Reichskörper, des fruchtbaren Elsaß und Lothringen, damals vorbereitet wurde. Deutsche Fürsten waren aber immer blind, wenn es galt, das Heil des Vaterlandes durch Zusammenwirken aller Kräfte des Volkes und durch großsinniges Vertrauen auf die Treue vornehmer und geringer Unterthanen, fremder Herrsch- und Eroberungssucht gegenüber, zu wahren.

Einen angenehmen Spaziergang gewähren die freundlichen Anlagen um die Stadt. Auf einigen Punkten hat man schöne Aussichten auf die Donaugebirge und ein Durchhau zeigt in heiterm Blau auf lichter Höhe liegend den Säulenbau der Walhalla bei Donaustauf.

Mitten in diesen Anlagen erhebt sich das einfache Denkmal eines der größten deutschen Denker, des Astronomen Johannes Keppler. Im Jahre 1571 zu Weil in Würtemberg geboren, führte er ein von Sorgen und Kümmernissen häufig getrübtes Leben. Seine dem Anschein nach glücklichsten Jahre brachte er in Prag zu am Hofe Kaiser Rudolphs. Als dieser starb und unter Kaiser Matthias die böhmischen Unruhen ausbrachen, aus denen

das blutige Gespenst des dreißigjährigen Krieges sich erhob, wanderte Keppler aus, lebte, glaub' ich, einige Zeit in oder bei Linz, und trat später in Wallensteins Dienste, der von ihm über seine Zukunft belehrt sein wollte. Keppler war aber zu wenig Charlatan, um dieser Zumuthung in der Weise sich fügen zu können, die der Friedländer begehrte. Stolz und kalt entließ ihn Wallenstein und seit dieser letzten Täuschung wollte den kränklichen Gelehrten das Misgeschick nicht mehr verlassen. Er lebte kümmerlich in tiefster Zurückgezogenheit, beschäftigt sein großes, die Wissenschaft der Astronomie neugestaltendes System auszuarbeiten. Als er erfuhr, daß die Fürsten in Regensburg einen Reichstag halten wollten, machte er sich auf den Weg, um eben dahin zu pilgern, in der Hoffnung, daß Einer oder der Andere, vielleicht der Kaiser selbst sich seiner annehmen werde. Er sollte aber Regensburg nicht erreichen. Vor den Thoren, an der Landstraße brach dieser große Mann zusammen und gab fast hilflos seinen Geist auf. Wenn je auf einen der ersten Genien eines Volkes das Wort Schiller's passend erfunden wurde:

„Dies ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

so erleidet es Anwendung auf Schicksale und Lebensende Johannes Kepplers.

Nachmittags bei sonnigem Wetter besuchte ich die

berühmte Walhalla bei Donaustauf. Meine Erwartungen waren nicht eben sehr groß. Die ungemessenen Lobpreisungen dieses Königsbaues, aus offiziellen Federn geflossen, hatten sie bedeutend herabgestimmt, so daß ich mit wirklichem Vorurtheil die Fahrt dahin antrat.

Donaustauf liegt zwei Stunden von Regensburg flußabwärts. Die hohen Trümmer der alten Burg, ehedem eine wichtige Grenzveste, sehen weit in's fruchtbare Baierland hinein. Die Flammen des dreißigjährigen Krieges haben auch diese aus hundert Fehden und Belagerungen unversehrt hervorgegangene Burg für immer zerstört. Das Vernichtungswerk ward niemals gründlicher und mit größerer Ausdauer getrieben, als in jenem fluchwürdigen Kriege, der uns Alles raubte — Vermögen, Freiheit, politische Macht und den heitern derben Humor, der unsere glücklicheren Ahnen in keiner Lage des wechselvollen Lebens verließ.

Auf einem Rollwagen oder wie sonst das Fuhrwerk heißen mag, dessen sich die Baiern zu dergleichen improvisirten Ausflügen bedienen, klapperte eine sehr gemischte Gesellschaft über die endlose Donaubrücke nach Stadt am Hof, einer am Ufer der Donau gelegenen Vorstadt von Regensburg. Der Himmel, der mir am frühen Morgen ein grämliches Gesicht schnitt, hatte sich wieder aufgeheitert, die schön geformten Berge, welche den Lauf der

Donau bezeichnen, lagen in heiterm Blau vor meinen Blicken.

Nach einer Stunde, die in lustigem Geplauder mit ein paar hübschen Mädchen aus Straubing rasch vergangen war, stieg ich in dem freundlichen Marktflecken Donaustauf aus, das eine vielbesuchte Wallfahrtskirche Sanct Salvator und ein schönes in geschmackvollem Style neu erbautes Sommerpalais des Fürsten von Thurn und Taxis besitzt. So wie man den Flecken verläßt, liegt die Walhalla auf eichenumrauschtem Berge nahe vor. In dieser Nähe macht der imposante Bau mit seinem kolossalen cyklopischen Unterbau einen mächtigen Eindruck. Dieser Unterbau besteht aus übereinander ruhenden Terassen, die durch Doppeltreppen unter sich verbunden sind und langsam bis zur Höhe des Berges aufsteigen. Von den Absätzen der Treppe hat man die herrlichsten Aussichten auf Strom und Land bis zu den fernen nur wie dämmernde Schatten am Horizont aufsteigenden bairischen Alpen. Auf der zweiten Terasse führt eine Thür in's Innere des Unterbaues, wo die für unser nordisches Klima nicht zu umgehenden Vorrichtungen zur Heizung während der Wintermonate angebracht sind.

Ich will den Leser nicht ermüden durch genaue Angabe der Länge, Breite und Höhe sowohl des Unterbaues als des tempelartigen Gebäudes selbst. Wer Ausführliches

darüber lesen will, der verschaffe sich das kleine Büchlein: „Donaustauf und Walhalla, geschildert von Adalbert Müller". Dort findet er Alles bis auf Fuße und Zolle berechnet und außerdem noch all die schönen Reden und Sinnsprüche, die bei Grundsteinlegung und feierlicher Eröffnung der Walhalla von König Ludwig, Minister von Schenk und andern wichtigen Männern gesprochen wurden. Ich führe hier nur an, daß der Bau dieses unstreitig großartigsten deutschen Nationaltempels dorischer Ordnung ist und auf den schmalen Seiten aus je acht, auf den langen Seiten aus je siebzehn kannelirten Säulen besteht. Der Eindruck, den das gewaltige Gebäude auf den Beschauer macht, ist durchaus ein wohlthuender. Man fühlt sich von der reinen Schönheit architektonischer Formen geistig erhoben und stimmt, vertieft in glückliches Anschauen dieses wunderbaren Baues, aus vollem Herzen mit ein in das Lob seines Gründers.

Ueberrascht von der äußern Schönheit und Majestät dieses Tempels tritt man mit gespannter Erwartung in das Heiligthum seines Innern und wird von Hoheit, Glanz und kunstsinniger Harmonie dieser prachtvollen Halle in der That vollkommen geblendet. Um solchen Lesern, welche die Walhalla nicht selbst gesehen haben, ein oberflächliches Bild zu entwerfen, führe ich nur das Hauptsächlichste an. Der Fußboden ist aus bunten Marmorn mosaikartig zu-

sammengesetzt, denen drei Inschriften eingefügt sind — das Jahr des Beschlusses 1807, das des Beginnens 1830 und das der Vollendung 1842. Die Decke, die genau der schrägen Lage des metallenen Daches folgt, besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten, mit himmelblauen, sternenverzierten Kassetten, mit Schraubenköpfen und vergoldeten Tannenzapfen ungemein reich und mannichfaltig ausgeschmückt. Durch die vorstehenden Pfeiler zerfallen die Wände in mehrere Felder, die ganz mit kostbarem rothen Marmor bekleidet sind. In diesen Wandfeldern stehen die Büsten. Zwischen den einzelnen Büstengruppen zeigen sich geflügelte weibliche Figuren von blendend weißem Marmor, Walkyren als Ruhmesgenien ausgeführt. Ueber den Räumen, wo sich die Büsten befinden, sieht man auf grauem Grunde weiße Marmortafelu gleichsam in einem zweiten Gestocke, und auf diesen Tafeln sind mit goldenen Buchstaben die Namen der Helden und großen Männer deutscher Vorzeit verzeichnet, von denen keine Büsten angefertigt werden konnten, da man keine Bildnisse von ihnen vorfand. Ihre Anzahl beträgt 64. Wie nun die untern Wandfelder durch die erwähnten mit Pilastern verzierten Pfeiler getrennt sind, so stehen hier kolossale weibliche Statuen in altgermanischer Kleidung auf den Pfeilern und tragen als gigantische Karyatiden das obere Gebälk. Diese Riesenjungfrauen machen durch Tracht und eigenthümliche

Färbung, die charakteristisch sein mag, obwohl ich sie nicht schön finde, einen seltsamen Eindruck. Ihr Teint ist nämlich gelblich, fast mulattenartig, die lang herabwallenden Haare von bräunlichem Blond; ihre Oberkleider sind hellblau, die Unterkleider weiß, Säume und Verzierungen daran reich vergoldet, und ein ganz vergoldeter Bärenpelz dient ihnen als Ueberwurf. Bekanntlich umzieht den ganzen Saal ein Fries, welcher in meisterhaften Skulpturen die Urgeschichte Deutschlands von Professor Martin Wagner in Rom darstellt. Berühmt sind die Rundbilder Schwanthaler's an beiden Giebeln des Tempels. Das gegen Süden gelegene versinnbildlicht die Siegesfeier Germaniens in funfzehn Figuren, welche symbolisch an Deutschlands Wiederherstellung nach Beendigung des Befreiungskrieges erinnern sollen; das nördlich schauende die Hermannsschlacht im Teutoburger Walde.

So machte denn das Unerwartete, Große, Erhabene und wahrhaft Schöne, das mich an und in dem künstlerisch vollendeten Bau der Walhalla überraschte, den erfreulichsten und nachhaltigsten Eindruck, und nicht ohne Gefühle hoher Verehrung für den Schöpfer dieses Werkes und Diejenigen, die zu so harmonischer Vollendung aller Theile desselben mit vaterländischer Liebe und treuer Ausdauer ihm die Hände gereicht, verließ ich das deutsche Parthenon. Nur eine allerdings höchst unbedeutende Kleinigkeit störte mich bei

Beschauung der in Marmor abgebildeten Walhallagenossen und des Tempelraumes, in dem diese schweigsame Versammlung so vieler hundert großer Todten alljährlich zahllose Wißbegierige aller Nationen an sich vorüberwandeln sieht. Dies sind die — Filzschuhe, deren man sich beim Herumwandeln auf dem Marmorboden bedienen muß, um ihn nicht zu beschädigen. Es gibt solcher Filzschuhe von allen Farben und Größen, für Kinderfüßchen zierlichster Form und für Riesentatzen, und es hat wirklich etwas unsagbar Komisches, wenn man eine Gesellschaft so beschuhter Menschen auf dem spiegelglatten Marmor herumschlappen und gar häufig eine der schützenden Filzbekleidungen unfreiwillig verlieren sieht.

Sehr erheitert kehrte ich gegen Sonnenuntergang nach Regensburg zurück, um einige Stunden später bei näßlich kaltem Nebelwetter die Mauern der alten Reichsstadt wieder zu verlassen.

München, das deutsche Athen, wie man es so oft nennen und rühmen hört, zog mich unaufhaltsam an und schon am nächsten Tage um die Mittagstunde hielt ich daselbst meinen Einzug. Man verliert wenig, wenn man die weite Wegstrecke von Regensburg bis München des Nachts zurücklegt. Die Umgebungen von Landshut und ein schöner Blick auf das bairische und tyroler Gebirge bei Freising ausgenommen, zieht sich die Landstraße durch

öde, flache, häufig ganz unbebaute Strecken, die selbst offiziell den Namen „Einöden" führen. Daß es eine Einöde Namens „Grün" geben könne, obwohl sie in der Wirklichkeit entschieden braun und nur mit Moos und dürren Binsen in endloser Ausdehnung bewachsen ist, war mir freilich neu und schien mir deshalb der Aufzeichnung werth.

München hört man fast nur loben. Schon unterwegs priesen mir es mitreisende Baiern als das Eldorado deutscher Städte, das Niemand gern verlasse, wohin es Jeden wieder ziehe, der einmal, und sei es auch nur kurze Zeit, darin verweilt habe. Man rühmte mir das heitre, ungenirte Leben, das göttliche Sichselbstüberlassensein, sobald man es wünsche; man schilderte mir das Volk als heiter und von frischer Sinnlichkeit, und wollte nicht wissen, daß etwa der Protestant von dem präponderirenden Katholicismus sich beengt und bedrückt fühlen könne. Darüber, daß die moderne Kunst in Baierns Hauptstadt wie sonst nirgends mehr in Europa gehegt und gepflegt werde und bei dieser sinnigen und treuen Pflege bewundernswürdig gedeihe, darüber gab es, wie billig, nur eine Stimme unter Allen.

Ich war also recht froh, als ich die breite, an beiden Seiten von prachtvollen Palästen eingefaßte Ludwigsstraße hinabfuhr, als mich die im edelsten Styl erbaute Feld-

herrenhalle mit den ehernen Statuen Tilly's und Wrede's begrüßte, als ich an der sein Volk segnenden kolossalen Statue Max Josephs vorüber und endlich in das mit bunten Fresken anmuthig verzierte Postgebäude einfuhr. Gegenüber der Post lag weit gestreckt der ungeheure Königsbau und darüber schimmerten im warmen Sonnenlicht die beiden Thürme der neuen Ludwigskirche, deren Inneres die unsterblichen Fresken Peters von Cornelius schmücken, des größten Dichters unter allen Malern der Neuzeit. Aber trotz dieser vielen Prachtbauten ist München weder eine schöne noch eine großartige Stadt. Die Kunst, die gegenwärtig in München gedeiht und so seltene, ja erstaunenswürdige Blüthen getrieben hat, ist doch immer nur eine Treibhauspflanze, der ein langes Leben mit Bestimmtheit nicht geweissagt werden kann. Es gelang einem klugen Kopfe durch eben so große Anstrengungen als durch eine seltene Energie des Charakters, das fast Unmögliche möglich zu machen und mitten in einer Zeit, die in Beziehung auf Kunst beinahe an Barbarei grenzt, eine klassische Kunstepoche zu schaffen, die wenigstens in der Kunstgeschichte stets merkwürdig und bedeutend bleiben wird. Nur Eins ist zu beklagen bei all diesen Kunstschöpfungen, daß nämlich das Volk als solches nichts davon weiß und nichts davon versteht. Es sind nur Künstler und Fremde, die gegenwärtig für die Münchener Kunst

schwärmen, über sie sprechen, sie preisen und kritisiren. Der Baier und speziell der Münchener nimmt keinen wahren Antheil daran. Er weiß freilich im Allgemeinen, was geschehen ist, er redet von einem neuen Erzgusse, weil die Münchener Lokalblätter desselben gedenken, aber sich dafür begeistern kann und will er nicht. Ueberhaupt möchte ich wissen, wofür der eingeborene und eingefleischte Münchener sich begeistern kann! Wenn für irgend etwas auf Erden, gewiß mit Leib und Seele nur für das Bier, und das ist just der faule Fleck im und am Münchener Leben, den man aber genau betrachten muß, wenn man der Wahrheit kein gar zu grobes Schnippchen schlagen will.

Vier Dinge sind es, die wesentlich zur Charakteristik Münchens dienen. Das Erste ist die ideale Seite dieser modernen und halb und halb künstlich antik gemachten Stadt, die Kunst, so Baukunst, wie Malerei und Skulptur. Das Zweite, jene ideale Seite weit überflügelnd, und eigentlich das perpetuum mobile im Münchener Volksleben, ist, bleibt und wird sein, so lange Altbaiern existirt, das Bier. Das Dritte sind die Riegelhäubchen, deren Ursprung mein Freund Marggraf in den „Fliegenden Blättern" mit so köstlichem Humor aus Aegypten hergeleitet hat, und endlich das Vierte ist — doch nein, dies mag unbenamset bleiben.

Ich werde mich wohl hüten, ein Langes und Breites

über Münchens Kunstschätze zu sagen. Dazu fühle ich mich weder berufen, noch aufgelegt; nicht berufen, weil ich bloßer Dilettant bin, nicht aufgelegt, weil ich es schwerlich Jemand zu Dank machen würde. Vor mir und meiner Feder sind also Glyptothek und Pinakothek, Allerheiligenkapelle und Basilika, Ludwigskirche und Königsbau ein für allemal ganz sicher. Meine etwaigen Bedenken, die mir bei freilich nur flüchtiger Betrachtung all dieser Herrlichkeiten aufgestiegen sind, würden, auch ganz offen zu Papier gebracht, keinem Menschen etwas nützen. Indem ich somit der Münchener Kunst-Valet sage, glaube man ja nicht, es geschehe dies aus Misachtung, im Gegentheil, es geschieht aus purem Respect vor einem Wesen, das mir zu große Ehrfurcht einflößte und zu dessen näherer Bekanntschaft es mir an Zeit und Stimmung gebrach. Ich war froh, daß ich mich auf eine Viertelstunde in die prächtigen spanischen Betteljungen Murillo's verlieben, die grandiosen Leiber auf den Schöpfungen Rubens' anstaunen und einen Schauer der Andacht mich überrieseln lassen konnte vor den Fresken Peters von Cornelius. Ein tükkischer Kobold machte sich den Spaß, mir schon am dritten Tage meines Aufenthalts in Baierns Hauptstadt ein Bein zu stellen, was denn zur Folge hatte, daß ich beinahe den Fuß brach, und die wenigen Tage, die ich München schenken konnte, das Zimmer hüten mußte. Als ich ein Halb-

lahmer wieder ausgehen konnte, mußte ich für diesmal auf alle weitern Kunstgenüsse verzichten. Es blieb mir grade nur Zeit, auch einen Blick auf das materielle Leben des Volkes zu werfen und dieses in seinem bierseligen Dahindämmern zu beobachten. Und hier muß ich nothwendigerweise noch Etwas über dieses Naß sagen, dessen Genuß sich Jung und Alt mit gleichem Behagen, mit gleichem Enthusiasmus hingibt.

Es ist Deutschland bekannt, daß im Jahre 1844 München eine Revolution erlebte, weil das Bier — ich glaube um einen Kreuzer — aufgeschlagen war. Es wurden dabei viele Fenster eingeworfen und sonst noch mancherlei Unfug getrieben. Das Bier aber schlug wieder ab und man überließ sich mit altgewohnter Seelenruhe dem Genusse der goldgelben schäumenden Flüssigkeit auf's Neue. Ich bin fest überzeugt, daß eine ähnliche Revolution an jedem Tage wieder ausbrechen würde, sollte es den Brauern einfallen, die Preise abermals erhöhen zu wollen. Wer auch nur wenige Tage in München lebt, der macht die Erfahrung, daß man von früh bis in die Nacht hinein Bier trinkt. Die Zecher werden selten lustig dabei, wenn auch da und dort einmal gesungen wird. Im Allgemeinen trinkt man blos, um zu trinken, trinkt viel, spricht wenig und nicht besonders geistreich und — spricht am liebsten wieder vom Bier! Der Refrain bleibt wenigstens immer

über Münchens Kunstschätze zu sagen. Dazu fühle ich mich weder berufen, noch aufgelegt; nicht berufen, weil ich bloßer Dilettant bin, nicht aufgelegt, weil ich es schwerlich Jemand zu Dank machen würde. Vor mir und meiner Feder sind also Glyptothek und Pinakothek, Allerheiligenkapelle und Basilika, Ludwigskirche und Königsbau ein für allemal ganz sicher. Meine etwaigen Bedenken, die mir bei freilich nur flüchtiger Betrachtung all dieser Herrlichkeiten aufgestiegen sind, würden, auch ganz offen zu Papier gebracht, keinem Menschen etwas nützen. Indem ich somit der Münchener Kunst-Valet sage, glaube man ja nicht, es geschehe dies aus Misachtung, im Gegentheil, es geschieht aus purem Respect vor einem Wesen, das mir zu große Ehrfurcht einflößte und zu dessen näherer Bekanntschaft es mir an Zeit und Stimmung gebrach. Ich war froh, daß ich mich auf eine Viertelstunde in die prächtigen spanischen Betteljungen Murillo's verlieben, die grandiosen Leiber auf den Schöpfungen Rubens' anstaunen und einen Schauer der Andacht mich überrieseln lassen konnte vor den Fresken Peters von Cornelius. Ein tückischer Kobold machte sich den Spaß, mir schon am dritten Tage meines Aufenthalts in Baierns Hauptstadt ein Bein zu stellen, was denn zur Folge hatte, daß ich beinahe den Fuß brach, und die wenigen Tage, die ich München schenken konnte, das Zimmer hüten mußte. Als ich ein Halb-

lahmer wieder ausgehen konnte, mußte ich für diesmal auf alle weitern Kunstgenüsse verzichten. Es blieb mir grade nur Zeit, auch einen Blick auf das materielle Leben des Volkes zu werfen und dieses in seinem bierseligen Dahindämmern zu beobachten. Und hier muß ich nothwendigerweise noch Etwas über dieses Naß sagen, dessen Genuß sich Jung und Alt mit gleichem Behagen, mit gleichem Enthusiasmus hingibt.

Es ist Deutschland bekannt, daß im Jahre 1844 München eine Revolution erlebte, weil das Bier — ich glaube um einen Kreuzer — aufgeschlagen war. Es wurden dabei viele Fenster eingeworfen und sonst noch mancherlei Unfug getrieben. Das Bier aber schlug wieder ab und man überließ sich mit altgewohnter Seelenruhe dem Genusse der goldgelben schäumenden Flüssigkeit auf's Neue. Ich bin fest überzeugt, daß eine ähnliche Revolution an jedem Tage wieder ausbrechen würde, sollte es den Brauern einfallen, die Preise abermals erhöhen zu wollen. Wer auch nur wenige Tage in München lebt, der macht die Erfahrung, daß man von früh bis in die Nacht hinein Bier trinkt. Die Zecher werden selten lustig dabei, wenn auch da und dort einmal gesungen wird. Im Allgemeinen trinkt man blos, um zu trinken, trinkt viel, spricht wenig und nicht besonders geistreich und — spricht am liebsten wieder vom Bier! Der Refrain bleibt wenigstens immer

das Bier, sobald ein anderes Gespräch kurze Zeit geduldet worden ist. In einzelnen Gesellschaften herrscht freilich ein anderer Ton, ich spreche hier aber von der ächten Biertrinkergesellschaft und diese umfaßt in München viele Tausende.

Geradheit ist eine schöne Tugend, deren sich der Deutsche von Alters her mit einem gewissen Stolze rühmt. Sie ist auch in Altbaiern zu Hause, nimmt aber hier bisweilen eine etwas harte Schattirung an, wobei sie an Liebenswürdigkeit verliert. Die Sprache des Altbaier, die auf Wohllaut keinen Anspruch machen kann, mag Schuld daran sein. Der Altbaier ist ein großer Freund von breiter Aussprache, hat den Vokal a ganz besonders in's Herz geschlossen und ist sehr geneigt, allen übrigen Vokalen, wo's irgend thunlich ist, den Hals umzudrehen. Das gibt nun für fremde Ohren ein wundersames Concert. Der Altbaier sagt „Ans" für „Eins," „Kaner" für „Keiner," „K'hassen" statt „Geheißen" u. s. f. in's Unendliche, was ebensowenig euphonistisch als sonderlich verständlich klingt. Werden die Leute gar munter oder heftig im Gespräch, so meint man, der Mund schleudere Steine und es bedürfe gar nicht erst noch der Hände, um der etwa streitigen Sache einen befriedigenden Ausschlag zu geben. Kurz die Disputirübungen biertrinkender Altbaiern sind eben so erbaulich als verwunderlich anzuhören.

Zu meinen größten Vergnügungen gehört es, dem Treiben des Volkes da, wo es sich unverfälscht und natürlich gibt, zuzusehen, wohl auch in bescheidener Weise ein Wort mit darein zu reden. Ich ging daher einige Male an solche Orte, wo ich auf lebhaftes Beisammensein rechnen konnte. Geleitet von einem Freunde, der seit Jahren in München lebt, ward es mir leicht, die besuchtesten Orte dieser Art aufzufinden. Einer besonders war seit einigen Tagen allgemein in Aufnahme gekommen, weil das Bier ausgezeichnet gefunden ward und der Altbaier immer dem besten Biere nachgeht. Das Schenkhaus lag dicht am Ufer der Isar, war nicht eben stattlich von Ansehen, wimmelte aber von Menschen, die sich's vortrefflich schmecken ließen. Mit Mühe und Noth fanden wir ein Unterkommen in einem schmalen Kämmerlein mit kleinem Fenster, das einem Hühnerstalle ähnlicher sah, als einem Zimmer. Darauf sieht der ächte Baier nicht. Die Lokalität ist ihm ganz gleichgültig, wenn nur das, was er trinkt, seinen Anforderungen entspricht. Weiße Wände, eine schmale Tafel, Schemel, die keine ganzen Sitzbreter hatten — darin bestand Ausschmückung und Ameublement unserer Restauration, die mein Nebenmann „a hübsch Kneiple" nannte.

Daß ich ein Norddeutscher sei, war nicht lange geheim zu halten, auffallen mußten mir aber die Bemerkun-

gen, welche einer der muntern, vielschwatzenden Gäste machte und die sehr unverholen die Meinung aussprachen, daß man keine sonderliche Lust habe, einen Preußen oder Hannoveraner unter sich zu dulden. Dem Sachsen ward nun zwar ohne Protestation der Aufenthalt gestattet, er hatte aber viel zu ertragen, da nunmehr ein wunderliches Gespräch auf's Tapet kam, das sich um die leidigen Vorgänge des 12. August drehte. Froh, diesem nichts weniger als erquicklichen Gesprächsthema entronnen zu sein, hielt ich anfangs zurück, als aber die tollsten Dinge behauptet und dem Prinzen Johann Scheußlichkeiten aufgebürdet und in unverzeihlicher Leichtgläubigkeit für wahr gehalten wurden, sah ich mich veranlaßt, mit kurzen Worten die Irrthümer zu berichtigen. Einigen der Gäste gefiel dies und man forderte mich auf, über noch einige unklare Punkte ihnen Aufschluß zu geben. Ich that auch dies gemessen und ohne Raisonement. Das behagte aber den lebhaftern Gästen durchaus nicht, die sich dadurch in ihren vorgefaßten Meinungen gestört sahen. Sie verlangten, ich solle schweigen, und da ich dies nicht that noch thun konnte, weil Andere mich fortwährend zum Weitersprechen nöthigten, so stand mein Nebenmann auf, rief mir zu: „Sein's still! Mer wollen's halt net wisse!" packte mich an der Brust und machte Miene mich niederzuwerfen. Ich war so überrascht von dieser seltsamen

Art, einen Fremden, der sich in keiner Weise überhoben hatte, zu behandeln, daß nur diese Ueberraschung mich zu entschieden ruhiger Haltung veranlaßte. Meine Misbilligung aussprechend, hoffte ich wenigstens, daß sich die übrige Gesellschaft meiner annehmen und den flegelhaften Altbaier zur Ruhe verweisen würde. Es geschah aber von dem Allen nichts, auch nicht als mein Freund die Anwesenden energisch dazu aufforderte, und so verließ ich denn eine Gesellschaft, die mir einen so auffallenden Beweis altbairischer Humanität gegeben hatte. Wären die Versammelten Leute aus niedrigem Stande gewesen, so hätte ich mich nicht gewundert; die Gesellschaft bestand aber aus Lehrern, Professoren, Offizieren, selbst ein Graf oder Baron war darunter! Dies mußte denn freilich dazu beitragen, meine Begriffe von der münchner Durchschnittsbildung sehr herunterzustimmen. Möglich, daß mich dieser Vorfall gegen das gesammte münchener Leben mehr als billig verstimmte und mich Stadt und Leute späterhin mit etwas befangenem Auge betrachten ließ. Recht behaglich habe ich mich wenigstens in München durchaus nicht gefühlt und die Lust daselbst zu leben, die so Viele beschleicht, konnte in mir nicht aufkommen.

Ueberhaupt hatte es ganz das Ansehen, als sollte mir Baierns Hauptstadt von Grund aus verleidet werden. Alles verschwor sich gegen mich: die Gesellschaft,

daß sie mir unangenehm werden mußte, die Treppen, daß ich noch von Glück zu sagen hatte, nicht Hals und Beine darauf zu brechen, und endlich das Wetter, bei dem man sich an den Nordpol versetzt glauben konnte. Süddeutschland und solche Kälte, solche eisige Stürme, — es war kaum auszuhalten! Tag und Nacht Regen und was für Regen! Kein Sonnenblick die ganze Zeit her und eine Temperatur wie im December! Keine Aussicht als in feuchten, dicken Nebel. Selbst das Volk ließ sich abhalten, in großen Massen dem letzten Tage des Octoberfestes beizuwohnen, das am 12. mit dem zweiten großen Pferderennen zu Ende ging.

Dennoch sollte ich die Münchnerinnen mit den berühmten Riegelhäubchen noch bei Sonnenlicht lustwandeln sehen. Am 19. Oct. war Dult in der Vorstadt Au und dahin strömte Jung und Alt, Vornehm und Gering, und der Riegelhäubchen gab es nicht wenige. Mir will es aber doch scheinen, als kämen sie bei dem wohlhabenderen Bürgerstande mehr und mehr aus der Mode. Allgemein tragen sie nur Dienstmädchen und leider viele schon bejahrte Frauenspersonen. Solchen stehen sie aber sehr schlecht und so ist es wohl möglich, daß der an sich anmuthige Kopfputz in den Augen des Fremden an Reiz verlieren kann. Die schönste Münchnerin im Riegelhäubchen befindet sich im Königsbau in der prächtigen Gal-

lerie der Schönheiten, welche daselbst der kunst- und schönheitliebende König angelegt hat.

Ueberdrüssig des schlechten Wetters wie des nicht minder schlechten Pflasters, das mir jeden Gang verleidete, war ich recht froh, als ich München endlich verlassen konnte. Jenseits der Berge hoffte ich mit Zuversicht das zu finden, was ich bisher auf deutscher Erde vergeblich gesucht hatte.

III.

Eintritt in Tyrol. Innsbruck. Ueber den Brenner. Botzen. Meran. Das Etschthal und die Etschländer.

Ein warmer schwerer Wind, dem man seine afrikanische Heimath anfühlte, begrüßte mich, als ich Mittags aus den Prachtsälen des Königsbaues in's Freie trat.

„Scirokko," sagte mein Begleiter und schlug den Burnus zurück. „Das ist Scirokko, ächter Scirokko! Infames münchener Clima! Gestern Frost, heute Scirokko, Morgen vielleicht Schnee — so geht es fort durchs ganze Jahr. Ja, das ist Scirokko!"

Mir war diese mehrfach wiederholte Betheuerung meines Freundes sehr angenehm. Das wahrhaft niederträchtige Wetter hatte redlich dazu beigetragen, mir den Aufenthalt in der Residenzstadt Baierns nach Kräften zu verleiden. Nun wollte ich den Staub oder richtiger den Schmuz des deutschen Athen von meinen Schuhen schütteln und anderwärts bessern Humor suchen. Dazu konnte ich warme Lüfte und wo möglich auch blauen Himmel ge-

brauchen.. In München hatte ich ihn nur verglast gesehen und noch dazu wie durch angelaufenes Glas — für Landschaftsmaler eine wahre Fundgrube von Farbentönen, die ein Genie nur durch Zufall in solcher Vollkommenheit auf der Palette zusammenmischen kann.

Gegen vier Uhr saß ich wohl geborgen im Postwagen. „Schändlicher, ganz abscheulicher Scirokko!" rief mir mein Freund mit nochmaligem Händedruck zu, das Posthorn schmetterte und ohne Thräne schied ich entarteter Sohn Norddeutschlands aus der kunstsinnigsten Stadt des vieltheiligen und dennoch wunderbar einigen Vaterlandes. Es kostete zwar einige Mühe, den vielen uns begegnenden Brauwagen auszuweichen, die Tag und Nacht durch Münchens Straßen rollen und durch ihr eigenthümliches hohles Dröhnen dem ächten Altbaier selbst im Traume noch einen Nachgeschmack des göttlichen Gebräues verschaffen, für das er bis an seinen Tod mit wahrhaft rührender Treue schwärmt. Es ist seine, ich will nicht sagen, einzige, gewiß aber seine ewige Liebe.

Wie den meisten Hauptstädten, fehlt auch München der fesselnde Reiz einer schönen Umgebung. Es liegt öde und kalt auf seiner gegen Norden durch keine Hügelreihe geschützten kahlen Hochebene. Den südlichen Horizont begrenzen die kühnen Formen der bairischen Alpen, die man leider nur selten in klaren Umrissen sieht. Dichte graue

Wolken verhüllten sie auch mir, als ich hinter Sendlingen die Höhe erreichte, und nun mit raschen Pferden dem Süden zufuhr. In Forstenried, einem kleinen Dorf, verrieth sich mir die Nähe des Hochgebirges in der Bauart der Häuser. Wände von Holzbohlen, sehr schräg gelegt, weit übergebaute Dächer mit Steinen beschwert, und unter diesen ein Gang, der meistentheils rund um die Wohnung läuft. Ein langer einförmiger Föhrenwald faßt auf beiden Seiten die Straße ein und wehrt jeder Aussicht. In seinen tiefen Schatten mußte sich das Hochwild sehr sicher und behaglich fühlen, denn es weidete rudelweise, oft zu zwanzig, dreißig Stück auf den Waldwiesen und unmittelbar neben der Chaussee, ohne sich von Pferdegetrappel und Posthornklang verscheuchen zu lassen.

Der Spiegel des Starnberger See's verrieth sich durch einen weißen glänzenden Nebelstreif, der, von der Macht des warmen Südwindes erbebend, in phantastischen Gebilden über der Fluth auf- und niederwogte. Bei Starnberg tritt man in die Romantik des Gebirges, das nun bei jedem Schritt größere Herrlichkeiten zeigt und schon nach wenigen Stunden den Wanderer in seine entzückendsten Zauber verstrickt.

Der Macht des Mondes gelang es, die rollenden Nebel nach einiger Zeit zu durchbrechen und mit schwachem Lichtschein die nächtliche Gegend zu beleuchten. Die

Straße berührt einen reizenden Punkt zwischen Starnberg und Weilheim, da, wo sie den Berg hinansteigend die höchste Höhe desselben erreicht. Hier erblickt man zur Linken den langen Silberspiegel des Starnberger See's, zur Rechten in tiefem Waldeskessel glänzen die Gewässer des wenig kleinern Ammersee's herauf.

In Weilheim hält die Post, die Straßen von München und Augsburg treffen hier zusammen. Das Städtchen war schon still, nur im Wirthshause saß noch eine Gesellschaft Bürger und Beamter beisammen, um nach guter deutscher Sitte Bier zu trinken, Tabak zu rauchen und aus der „bairischen Landbötin" ihre politischen und unpolitischen Kenntnisse zu bereichern. Diese Weilheimer waren so erzdeutsch, daß sie ungemahnt die Polizeistunde auf's Pünktlichste einhielten; denn kaum hatte die Uhr zehn geschlagen und der heisere Nachtwächter ausgesungen:

„Auf Feuer und Licht habt fleißig Acht,
Ich wünsch' Euch allen eine gute Nacht!"

so stürzte auch Jeder sein Seidel aus, drückte sich die Mütze auf den Kopf und pilgerte heimwärts. Die übertriebene Ordnung ist dem deutschen Michel angeboren! Obwohl ich nun innerlich eigentlich auf die Weilheimer Pfahlbürger raisonnirte, folgte ich doch im Grunde ihrem Beispiele. Denn auch ich drückte die Mütze in die Stirn, lehnte mich in die Wagenecke und versuchte, so gut es

gehen wollte, den deutschen Nachtfrieden möglichst mit aufrecht zu erhalten.

Ein Stoß ins Posthorn weckte mich. „Murnau heißt die Station," sagte der Conducteur auf meine Frage nach dem Namen des kleinen Städtchens, in dem es außer den Postknechten kein sterbliches Wesen zu geben schien.

Es war inzwischen leidlich hell geworden, der starke Wind hatte sich in ein lind säuselndes Lüftchen verwandelt. Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen und sah hinaus auf die mondbeleuchtete Landschaft. Eine ganz andere Welt umgab mich. Links und rechts lagen schwarze himmelhohe Wälle aufgethürmt, über denen sich phantastisch ausgezackte Felsenthürme, Hörner und Zinnen erhoben, deren wunderlich geschnörkelte Giebel und Erker aus blitzendem Silber geschnitzt zu sein schienen. Das unsichere Licht des letzten Mondviertels ließ Alles in der barockesten Gestalt erscheinen, die selbst bei der angestrengtesten Aufmerksamkeit sich nicht verändern wollte. Aus diesem wüsten, wirren, finstern und grausigen Gebirgslabyrinth, dem wir mit jedem Schritte näher kamen, schlug eine rothe Feuersäule auf, deren Rauch und Funkenwirbel gespenstisch still an dem steilen Geklipp hinaufkletterte. Ob die Flamme von einem Hausbrande oder blos von einem Hochofen herrührte, konnte man nicht unterscheiden.

Partenkirchen, ein Lieblingsaufenthalt der Mün-

chener im Sommer, erreichten wir noch bei Nacht, Mittenwalde, der Grenzort zwischen Baiern und Tyrol, bei dämmerndem Morgen. Die aufgehende Sonne beleuchtete eine reizende großartige Alpenlandschaft. Im breiten Bergthal grünende Wiesen, die sich gegen die Berge in schwarzer Waldung verloren. An Klippe und Fels einsame malerische Sommerwohnungen, Kapellen und Kirchen hüben und drüben, und über dem bewohnten Lande, auf dem breiten Rücken der Gebirge die steilen, zackigen, spitzen Alpenhörner, von frisch gefallenem Schnee funkelnd. Der Morgensonnenschein hing luftige Rosenmäntelchen um ihre weißen Schultern.

Mittenwalde liegt am Fuße der hohen Kahrwändelspitze, die höhere Zugspitz sieht von Ferne herein in das kleine enge Städtchen. Man hat das Unglück, hier ein Frühstück einnehmen zu müssen, wozu große Selbstbeherrschung und enormer Egoismus gehören, nicht etwa, weil einem zu viele und seltene Genüsse geboten werden, sondern weil das Wenige, was man erhält, theuer und ungenießbar ist. Das Frühstück zu Mittenwalde besteht nämlich aus sogenanntem Kaffee, der durch kunstreiche Zubereitung vermuthlich aus Eicheln oder Roßkastanien gewonnen wird. Eine Tasse dieses äußerst aromatischen Trankes, den ich in solcher Vollkommenheit nur noch in Brixen angetroffen habe, kostet, glaub' ich,

dreißig Kreuzer Rheinisch und ist mithin anständig theuer. In meines Schmerzes und meiner Täuschung Grimm gelobte ich mir, Rache zu nehmen für so lästerliche Betrügerei, was ich hiermit thue, indem ich alle desselben Weges Ziehende um ihrer Jungen willen bitte, den Kaffee in Mittenwalde unangetastet zu lassen, bis jene Frevler in sich gehen und ihr abscheuliches Eichelgebräu abschaffen.

Eine Viertelstunde hinter genanntem Städtchen betritt man die österreichischen Kaiserstaaten und zehn Minuten weiter winkt die Mauth, die „Haupteinbruchsstation" von Scharnitz mit ihren Leiden und Freuden. Unter allen Hochgenüssen, welche das Reisen gewährt, setze ich unbedingt diejenigen obenan, die der Welt durch Erfindung und Einführung der Mauthen und Douanen bereitet werden. Hätten sie auch wirklich keinen ersichtlichen reellen Nutzen für den Staat, was noch zu erweisen bleibt, ihre Vortrefflichkeit documentiren sie schon dadurch, daß sie wesentlich beitragen zur Beförderung der Gesundheit aller Reisenden, und deshalb vermuthe ich zwischen Mauthen und Sanitätsbehörden der verschiedenen Staaten irgend ein geheimes Einverständniß. Wie schön und rührend ist es anzusehen, wenn bei einem Postzuge von einigen dreißig Personen, die zusammen an Koffern, Nachtsäcken und Schachteln vielleicht neunzig Stück mit sich führen, die ganze Gesellschaft bei recht schlechtem Wetter aussteigen,

ihre Habseligkeiten abpacken, in Koth und Wasser vor dem Mauthgebäude aufstellen und nun in gottseliger Geduld harren muß, bis es den Herren Beamten beliebt, die einzelnen Koffer ꝛc. öffnen und möglichst gründlich besichtigen zu lassen! Auch der Phlegmatischste wird bei solcher Visitation lebendig, er fühlt sein Blut munter durch die erschlafften Adern rollen, die Augen blicken feurig, Muth beseelt sein ganzes Wesen, kurz, der ganze innere Mensch, die edle Gottesnatur, die vielleicht Jahre lang in ihm geschlummert hat, erwacht urplötzlich und macht ihn zu dem, was er sein soll, zu einem kräftigen selbstständigen Manne. Daß dieser oft übersprudelnde Muth nicht irgend eine kühne That ausführen kann, ist wieder gut und einzig und allein Folge der gesegneten Mautheinrichtung. Die Mauth lehrt Selbstbeherrschung und nöthigt mit sanfter Gewalt Jedermann dazu. Sollte dennoch Einer das entsetzliche Wagniß begehen, dieser wohlthätigen Selbstbeherrschung sich nicht hingeben zu wollen, so würde man ihm sofort begreiflich machen, was es heißt, ein Gesetz kennen und nicht respectiren. Denn die Mauth versteht durchaus keinen Spaß, liebt aber dafür desto mehr den biedern männlichen Händedruck. Damit will sie jedoch nur sagen: seid einig, edle deutsche Stammverwandte, reicht euch brüderlich die Hände zu unverbrüchlich festem Bunde und haltet als Freunde und

Brüder zusammen in Noth und Tod! Nie, das kann ich mit gutem Gewissen behaupten, nie habe ich innigere, zärtlichere und wärmere Händedrücke bekommen, als auf den Mauthen und für diese Treue und Anhänglichkeit an Alle und Jeden fühle ich mich zu aufrichtigstem Dank verpflichtet! — Nachdem mich die Scharnitzer Mauth um ein paar Gulden leichter gemacht und mir dafür eine „Freibolleten" für „mitführende" Cigarren aufgenöthigt hatte, konnte ich getrost das zugige Bergthal verlassen und den schönen Höhen zueilen, auf denen nach Schiller die Freiheit wohnen soll.

Hinter Seefeld, einem stattlichen Dorfe, wo die Herrschaft des Bieres bereits ein Ende hat und die tyroler Rebe einen gesunden trinkbaren Rothwein an den sonnigen Abhängen der Schneegebirge hervorbringt, beginnt ein wärmerer Himmelsstrich. Statt des Roggens erblickt man Maisfelder, die Rebe wächst in Gärten und Feldern und bildet belaubte Gänge. Ein blauer, warmer Sonnenhimmel wölbt sich über den eisigen Zinnen der phantastischen Felsberge.

Das Innthal, weit, groß, fruchtbar und unendlich malerisch, ließ mich die unermeßliche Herrlichkeit Tyrols in großartigster Pracht schauen. Am grünen, rauschenden Inn saftige Wiesen, auf denen läutende Heerden weideten; das Volk auf den Feldern beschäftigt, den Mais einzu-

ernten und alle Häusergiebel und Gänge mit seinen goldenen Traubenbündeln zu schmücken; Gesang und Lust auf Wegen und Stegen; mit den Gaben des Sommers schwer beladene Wagen, von breitgehörnten Ochsen gezogen, oben auf sitzend junge frische Dirnen mit lebensfrohen Gesichtern, die goldenen Kolben aus den weißlichen Hülsen lösend. Und über diesem heitern Landschaftsbilde ein sonnenduftiger Himmel, von dem ein linder Hauch herabwehte, während die zahllosen Gipfel der höchsten Berge von frisch gefallenem Schnee glänzten. In wirbelndem Staub rollten wir vorüber an der hohen, steilen Martinswand, wo das Halloh des Aelplers, der den Kaiser warnte, seiner Familie ein Adelsdiplom und seinen Nachkommen Reichthümer einbrachte, die noch bis auf den heutigen Tag erhalten sind. Das prächtige Haus der „Hallauer", wie von jenem warnenden Halloh die Familie genannt wurde, ist noch heut eine Zierde des Kohlmarktes in Wien. Kaum hat man die Martinswand passirt, so zeigt sich die Hauptstadt Tyrols, das reizend gelegene, heitere und lebhafte Innsbruck.

Innsbruck ist ein interessanter Ort, nicht durch das goldene Dach, auch nicht durch das berühmte Grabmal Kaiser Maximilians in der Hofkirche, noch durch die Statue Hofers, sondern durch einen Theil seiner Bevölkerung, der erst seit etwa acht oder zehn Jahren sich in

diesem prächtigen Gebirgsthale breit macht. Die Hauptstadt Tyrols hat den Schülern des heiligen Loyola gefallen und wird seitdem von etwa neunzig der Gläubigsten bewohnt. Es sind hübsche, umgängliche, kluge Leute, diese Jünger Loyola's, die sich recht gut ausnehmen in ihrer feinen schwarzen Tracht, ihren zweikrämpigen flachen Hüten, ihren stählernen Crucifixen am Gürtel. Sie gehen immer in Schuhen und treten mithin stets leise auf, denn sie wissen, daß man in neuester Zeit das Lärmmachen nicht liebt. Und die klugen Leute verstehen, sich in Zeit und Menschen zu fügen! Man spricht viel Gutes von den ehrwürdigen Vätern, die es sich recht wohl sein lassen in diesem schönen weichen Gebirgsschooße. Seit einiger Zeit haben sie sich des sehr gesunkenen Ferdinandeum erbarmt, leiten es seitdem klug, erziehen die Jugend in majorem Dei gloriam und unterhalten nebenbei die Frauen gern und geistreich. Die Frauen sollen ihnen ebenfalls vorzugsweise gewogen sein, bereitwilligst bei ihnen beichten und stets Gehör und Absolution finden. Auch als Gesellschafter sind die Jesuiten beliebt und gehen deshalb bei vielen Familien als Hausfreunde aus und ein. Das Volk verkommt gleichfalls vortrefflich mit ihnen, da sie zu leben verstehen und so merkt man gar nichts von den schlimmen Einwirkungen, die man in der Regel diesen geistlichen Herren Schuld gibt.

Zu meinem großen Leidwesen konnte ich von Stadt und Umgegend nur wenig genießen, da mich der erwähnte Unfall wider Erwarten abermals in's Zimmer bannte. Und dann lockte mich die ferne, längst ersehnte Welt des milden Südens mit unwiderstehlicher Zauberkraft. So hatte ich denn nur so viel Zeit, um das Grab des „letzten Ritters“ zu besuchen, bewacht von 28 kolossalen Statuen von Kaisern, Königinnen und Fürsten, und die meisterhaften Marmorgemälde Collins zu bewundern, welche die Thaten des kaiserlichen Helden verewigen.

Frischer Nordwind und wollige Flämmchenwolken im Westen verhießen für die nächsten Tage schönes Wetter. Frohen Muthes stieg ich in den Reisewagen, um über den Brenner nach Südtyrol, der anmuthigen, vielversprechenden Vorhalle Italiens zu gehen. Ein ältlicher, sehr gesprächiger Herr, der sich bald in seiner Eigenschaft als Commandant von Botzen vorstellte, eine etwas verkümmerte Dame und zwei höfliche Geistliche vom Orden des heiligen Loyola sollten mir Begleiter auf dieser Wegstrecke sein.

„Ich war zwei Jahre in Italien,“ sagte der Obristlieutenant, als er von mir erfahren hatte, daß ich im Begriffe sei, in das Land der Hesperiden zu wallfahrten, „ich war zwei Jahre in Italien, in Ferrara und Este und kenne das ganze Land so genau wie mich selbst. Es

ist ein prächtiges Land, aber die Menschen taugen den Taufel nichts, per Bacco!"

Leis lispelnd erlaubte sich einer der Jesuiten, diesen so allgemein hingeworfenen Satz zu bestreiten. Er nannte die Italiener brave, redliche Leute, nur etwas heftig.

„Wie die Teufel!" rief der Commandant von Botzen dazwischen. „Schade, daß die Panzerhemden abgekommen sind, man könnte sie brauchen in dem verdammten Lande. Versteht sich, daß sie hübsch zart und fein sein müßten, wie sie für uns passen, nicht solch grobes Stahlschienenzeug, wie's unsere plumpen und ungebildeten Vorfahren, die Raubritter trugen. O ich war zwei Jahr in Italien und kenne die Italiener! Schnupfen Sie?"

Der Jesuit, der wirklich sehr stark schnupfte, spitzte lächelnd die Finger und griff begierig in die goldene Dose des Kriegshelden im Frieden.

Schlau die Augen halb zudrückend hörte sein Gefährte schweigend auf die Erzählungen des Obristlieutenants, der den Befreiungskrieg mitgefochten und den Schlachten bei Austerlitz, Leipzig ꝛc. beigewohnt hatte. Es schien mir, als ob er etwas aufschneide. Auch flocht er allerhand Abenteuer mit ein, die ihm bald da bald dort begegnet sein wollten und die des Ergötzlichen und Pikanten so viel enthielten, daß uns die Zeit auf das Angenehmste verging. Hatte er sich endlich auf kurze Zeit

müde gesprochen, so hüllte er sich dichter in seine ungarische Bunda und schloß mit dem Satze: „Per Dio! Ich war zwei Jahre in Italien!“

Diese fluchlustige Stimmung des alten Kriegers war vorgeblich unsern frommen Vätern ein Greuel, namentlich stellte sich der jüngere, schweigsame, ein derber Baier, höchlichst entrüstet und fuhr allemal zusammen, wenn der Commandant seine Plaudereien von Neuem begann. Der ältere machte sich weniger daraus. Er war viel gereist, hatte Constantinopel und Kleinasien gesehen, kannte die Welt und faßte die Menschen als Weltmann auf. Mir däuchte, der Mann müsse ein höchst brauchbares Mitglied des klugen Ordens sein. Er lächelte zu Allem, ließ Jedermann gewähren, klagte und schimpfte über Nichts, hielt aber dabei streng die Vorschriften des Ordens, was weniger zu den Liebhabereien des jüngeren zu gehören schien.

Unvermerkt erreichten wir so unter fortlaufenden Gesprächen die Höhe des Brenners. Es wäre vergebliche Mühe, den Weg beschreiben zu wollen, der auf diese Scheide zweier Länder führt. Er gehört zu den reizendsten Gebirgsstraaßen, die es gibt. Die zu früh einbrechende, zwar klare Sternennacht entzog uns leider manche überraschende Ansicht, doch genügte auch das, was wir in der purpurnen Abendgluth und später im falben Schimmer der Sterne sahen, uns heiter zu stimmen. Lange noch

glühten die beschneiten Bergriesen am blauen, dunkeln Himmel, als schon graue Dämmerung die Thäler umhüllte. In zahlreichen Krümmungen über kühn geworfene Brücken, an grausen Abgründen vorüber, zieht die gut gebaute Straße das Gebirg hinan, und es ist ein prächtiger Anblick, die silberweißen Schaumstrudel der Bergwässer unter sich über Klippen und finsteres Tannicht in gähnende Schlünde stürzen zu sehen, aus denen dunkele Flammen einsam glänzen oder lichte Heerdfeuer aufflackern und die versteckten Wohnungen der Menschen verrathen.

Auf dem höchsten Punkte des Brennerpasses pfiff ein schneidend kalter Wind über das baumlose öde Steinfeld. Hier steht ein einsames Posthaus mit Schenke, wo die Pferde gewechselt werden. Die Sterne leuchteten mit erhöhtem Glanz, in den Gründen des Gebirges flimmerten weiße, träg aufsteigende Nebel. Es hatte stark gereift in dieser Höhe, sogar Eis zeigte sich an den Rändern der Berghänge, wo tropfende Quellen aus dem Steinicht rieselten.

Unter lustigem Halloh und schallendem Peitschengeknall ging es bergabwärts dem gelobten Welschland entgegen. Die Postillone sind hier schon lebhafter als hinten in Baiern. Sie trinken den dunkeln perlenden Rothwein, nicht das hellgelbe phlegmatische Bier. Die bunte Kotze, die hier alle Postillone als Mantel gebrauchen,

über den Kopf stülpend, daß sie vierzipfelig bis über die Schenkel herabhängt, eine Tracht, die gewiß den Beifall jedes Wilden finden würde, jodeln, singen und pfeifen die lustigen Bursche unaufhörlich und jagen in raschem Galopp die Straße nach Sterzing hinab in's Thal der wilden Eisack.

Beim ersten Morgengrauen begrüßten mich Rebhügel, einzelne schöne breitästige Kastanienbäume standen am Wege. Die Sonne ging hellglänzend über den Schneebergen auf und beleuchtete ein entzückend schönes Thal. Zwar lag der über Nacht gefallene Reif dicht wie Schnee auf dem frischgrünen Rasen, aber die dunkele Weinrebe, die in hohen Bogen Lauben über Straße und Gärten bildet, verrieth mir doch, daß ich in südlichere Gegenden gekommen sei. Wohin man sieht — Alles fesselt, unterhält, befriedigt, entzückt. Der tobende Fluß mit seinen Wendungen, kühnen Stürzen, seinem goldblauen Flimmern, Schäumen und Wühlen, daran auf schwarzrothen Felsen hämmernde Mühlen — Alles bietet die wechselndsten Bilder. Die immer herrlicher werdende Gegend schiebt sich wie in einem großen Guckkasten vorüber und wird immer lieblicher, je näher man Brixen kommt, das ganz in Weinhügeln vergraben liegt. Die Lese war hier eben in vollem Gange. Die dunkeln großen Trauben hingen saftschwer in den schattigen Lauben und sanken unter den

Messern der zahlreichen Winzer in breite Körbe, die von kräftigen Dirnen nach den weißen, an den Bergen hängenden Winzerhäuschen getragen wurden. Es war eine Lust, diesem fröhlichen, einfachen, natürlichen Leben zuzusehen, ja, man hätte selbst thätigen Antheil daran nehmen mögen, wäre die Zeit nicht solchem Vorsatze hinderlich gewesen.

Brixen ist jetzt Bischofssitz. Früher wohnten diese Kirchenfürsten weiter thalabwärts auf dem Bergschlosse Seben, das seinen Namen von der uralten Stadt Sabiona führen soll, die Attila mit seinen Hunnen zerstörte.

Ehe man Clausen erreicht, bekommt die Vegetation plötzlich südliche Färbung. Der Zug der Berge und die Lage des Eisackthales mag dazu mitwirken. Um Brixen sieht man nur hie und da zerstreute Kastanienbäume am Fuß der Weinberge, hier aber bilden sie schon die Einfassung der Straße und Gärten. Kleine Gehege am schäumenden Fluß geben die anmuthigsten Bilder. Ueber altes Gemäuer greift fremdartig hie und da schon das mattgrüne breite handartige Blatt des Feigenbaumes, der hier bereits stockhoch im Freien wächst. Die Maulbeere steht reihenweis an den Gärten und zwischen den Rebenlauben und gibt Zeugniß von dem Reichthum dieses gesegneten, vom warmen Hauch des Südens erfüllten Thales.

Es wohnt auch ein recht tüchtiger Schlag Menschen

in diesen Bergen. Man sieht Alles, Alt und Jung beschäftigt, diese in den Weinbergen, um Trauben zu lesen, jene, um die unter den Weinlauben wachsenden Maiskolben abzuschneiden und auf Wagen und Esel zu laden. Bettlern bin ich nirgends begegnet. Die Männer sind kräftig gebaut, breitschultrig und gehen immer mit offener Brust. Braune Gesichtsfarbe und dunkles Haar verrathen schon die mächtige Einwirkung der italienischen Sonne. Unerquicklicher sahen Frauen und Mädchen aus. Sie sind selten hübsch, wären sie es aber auch, so würde ihnen dies wenig frommen bei der lächerlich-abgeschmackten Tracht, die sie für national erklären und an der sie mit bedauernswerthem Eigensinn festhalten. Ein Wulst dicker Röcke verunstaltet auch die zierlichste Figur, dabei tragen sie fast ellenhohe, spitz zulaufende Pelzmützen, die das halbe Gesicht verdecken und ganz abscheulich aussehen. Diese Mütze ist beliebt durch ganz Südtyrol, wenigstens habe ich sie überall, am häufigsten im Oberetschthal und im Vintschgau gefunden.

Etwa in der Mitte zwischen Clausen und Atzwang mündet sich das Grödner Thal in's Eisackthal. Dies Thal ist berühmt durch das eigenthümliche gewerbtreibende Völkchen, von dem es bewohnt wird. Die Grödner sind Bildschnitzer und als solche bekannt in und außer Europa. Auch befleißigen sie sich eines Dialektes, der für

eine eigene Sprache gelten kann. Obwohl sie das Bildschnitzen meistens nur im Winter treiben, sollen sie durch den Vertrieb ihrer kunstreichen Arbeiten doch einen jährlichen Umsatz von 70,000 Gulden Münze bewirken. Sie vertreiben ihre Arbeiten selbst durch eigens dazu aus ihrer Mitte ernannte Handelsleute, die mit den fertigen Waaren in die Fremde und bis nach Amerika gehen. Am gesuchtesten sind ihre Heiligenbilder und Crucifixe, sie machen aber auch Spielzeug für Kinder und andere Sachen. Das Material dazu liefert ihnen die zarte, feste und zum Schnitzen sich besonders eignende Zirbelnußkiefer. Der Hang, sich in die Welt zu wagen und in der Fremde das Glück zu suchen, ist dem Tyroler angeboren. Keinen der zahlreichen Thalbewohner treibt dies aber weiter als den Grödner. Sie pilgern mit ihren Waaren durch alle Länder Europa's, zumeist nach den südlich gelegenen. Namentlich sollen sie Spanien und Portugal häufig und gern besuchen, wo sie in Lissabon eine Art Stapelplatz für ihre Waaren haben oder doch hatten. Es war nichts Seltenes, daß junge Grödner sich dort verheiratheten und später mit ihren portugiesischen Frauen in das deutsche Gebirgsthal wieder zurückkehrten. Daher kommt es, daß sich in ihren Dialekt eine Menge portugiesischer Worte eingeschlichen hat. In neuerer Zeit hat die französische Regierung diesem merkwürdigen industriellen Völkchen freie

Durchfuhr ihrer Waaren über Straßburg gestattet, sogar einen Seehafen in England hat man ihnen bereitwillig eingeräumt.

Bei hellem warmen Sonnenschein fuhr ich in Botzen ein, das in einem engen Bergkessel liegt, der sich nur gegen die Etsch etwas erweitert. Hohe Gebirge schirmen es gegen die scharfen Nordwinde, die über die Ferner daherbrausen, dagegen ist dem weichen belebenden Südwinde durch's breite Etschthal der Zugang in diese herrliche Bergeinsamkeit verstattet.

Diese Lage gibt Botzen ein fast italienisches Klima. An den Bergeshängen reift nicht blos ein vortrefflicher Wein, auch der Maulbeerbaum, die Kastanie und die Feige gedeihen hier vortrefflich. Selbst die Olive und Magnolie kommt an der Sonne ausgesetzten Stellen fort. Der Kirschlorbeer dient hin und wieder schon als Hecke und Gartenzaun und die indianische Feige, die sogenannte Wundfeige, wuchert bereits wild an allen Mauern.

Die Stadt ist belebt, hat mehrere bedeutende Messen und mag als Mittelsort zwischen Deutsch- und Welschland für den Transitohandel von Bedeutung sein. Im Sommer muß der Botzener sehr von der Hitze leiden, da sich die Sonnenstrahlen in diesem Bergkessel wie in einem Brennspiegel fangen. Darum flüchtet sich der Wohlhabende auch hinauf auf die luftigeren Höhen, in die „Som-

merfrischen," wie er es heißt, wo er sich in kühler Luft erquicken und das Auge an reizenden An- und Aussichten laben kann. In der Sommerfrische eines Freundes, die unfern von der Stadt in entzückender Gegend an rebenumsponnenem Bergeshange lag, verbrachte ich die letzten Stunden des fast heißen stillen Herbsttages. Der Sonnenuntergang warf bereits südlich warme Tinten auf die Gebirge, glänzender Sonnendunst erfüllte mit Goldrauch die Thäler der Etsch, der Eisack und des Talferbaches und verwandelte das breite Silberband eines Wasserfalles, das hinter dem Drususthurme, einer alten Römerwarte, vom Berge herabflatterte, in einen rollenden Feuerstrom. Die Grillen zirpten wie im Hochsommer, als ich Abends bei Sternenschein nach der Stadt zurückging.

Um fünf Uhr früh weckten mich die Glocken des Domes. Es war noch ziemlich düster, der Morgen aber klar und hell. Alsbald ward die stille Stadt lebendig von Gläubigen, die in so früher Morgenstunde nach der Kirche wanderten, um dem Hochamte beizuwohnen. Es war Sonntag. Ich wollte heute die gewöhnliche Straße nach Italien verlassen und einen Abstecher nach Meran machen, das etwa drei Meilen von Botzen am Zusammenfluß der Etsch und Passer in paradiesischer Gegend liegt. Von meinen Innsbrucker Reisegefährten hatte ich mich schon Tags vorher verabschiedet. Der Commandant schüt-

telte mir die Hand, indem er nochmals versicherte, daß er zwei Jahre in Italien gewesen sei und das Volk nichts tauge, die Jesuiten grüßten mit höflichem Lächeln und fuhren gen Trient. Modena war vorläufig ihr Bestimmungsort, wie sie sagten, es mußten ihrer indeß dort andere Befehle gewartet haben, denn ich traf später einen derselben wieder auf dem Toledo in Neapel.

Auf einem Stellwagen in Gesellschaft mit allerlei Volk rollte ich in das fruchtbare, südlich warme Etschthal hinein. Der Fluß, breit, aber seicht, bildet ein sehr weites Bett, das er bei heftiger Anschwellung häufig zu verändern scheint, was die vielen kiesigen Stellen vermuthen lassen. Je tiefer man in das Thal hineinkommt, desto malerischer wird die Gegend. Alleen von Maulbeerbäumen fassen die Straße ein, Kastanien erfüllen die Gärten, Weinberg lehnt sich an Weinberg.

In vier Stunden hatten wir Meran erreicht. Die Leute kamen eben aus der Kirche, was gar lustig und heiter anzusehen war; denn die Etschländer, zumal die Männer, sind derbe, kerngesunde Menschen, die gar trotzig dreinschauen und sich tüchtig und wacker ausnehmen in ihrer malerischen knappen Tracht. Man kann sie für eine Truppe uniformirten Landvolkes halten, so übereinstimmend sind sie gekleidet. Alle tragen eng anliegende schwarze Hosen, die das braune Knie Sommer und Winter frei-

lassen, damit es sie nicht am Erklimmen der steilen Berge hindere. Der bei Junggesellen blaue, bei Verheiratheten weiße Strumpf bedeckt kaum die Wade, ein kleiner Schuh mit wenig Oberleder umschließt den meist zierlichen, wohlgeformten Fuß. Ihre Jacken sind von grobem braunen Tuch, das man, glaub' ich, Loden nennt, bequem und weit, und bilden für Alt und Jung die in jeder Jahreszeit gemeinsame Kleidung Bemittelter und Unbemittelter. Sie tragen sie mit breiten Klappen von hochrothem Tuch ausgeschlagen, die ein sehr breiter apfelgrüner Hosenträger noch mehr hervorhebt. Daß Westen im Brauch seien, habe ich nicht bemerkt. Breitkrempige Hüte mit niedrigem Kopf geben ihnen Schutz gegen Regen und Wind. So ähneln diese freien, geraden Tyroler, die vorzugsweise unter Hofers und Speckbachers Anführung im Jahre 1809 den französischen Waffen so heldenmüthig Trotz boten, nur wenig den uns bekannten Tyrolern. Spitzhut und Gemsbart darauf sieht man im Etschthal nirgends, eben so wenig die zierliche, fast geckenhafte Tracht der grünen Strümpfe und blankgewichsten Schnürstiefeln. Der etschländer Bauer trägt nur Schuhe, Viele merkwürdig kleine, von buntem Leder, das manchmal kaum die Zehen bedeckt. So erinnert er dadurch schon an den Bergbewohner des tiefern Welschlands, der auch keinen Stiefel kennt, sondern sich statt dessen das Schienbein mit Riemen umgürtet und

blos ein Stück gegerbten Felles schuhartig um die Füße bindet. Ueberhaupt mahnt der Etschländer mehr als die übrigen Thalbewohner des südlichen Tyrols durch seine tiefbraune Hautfarbe, durch schwarzes Haar und dunkles Auge schon an den südlichern Himmelsstrich. Mir wollte es sogar scheinen, als zeuge der Gesichtsschnitt Mancher von naher Verwandtschaft mit romanischer Abstammung.

Wir Nordländer denken uns den Tyroler immer jodelnd, singend und jubelnd. Uns schweben immer die heitern Gestalten der „Natursänger" vor, die auf den deutschen Messen erscheinen und sich mit ihrem wunderlichen Getriller vor den civilisirten Weltmenschen hören lassen, denen der gar zu sehr angebaute und ausgebildete Kunstgesang keinen Genuß mehr verschafft. Oder wir erinnern uns auch der kräftigen Jungen, die, mit Lederkasten auf dem Rücken, den feder- oder straußgeschmückten Spitzhut auf dem Kopf, von Markt zu Markt wallfahrten und Vornehm und Gering ohne Unterschied als ihre Brüder dutzen. Diese Vorstellung ist größtentheils eine irrige. Der südliche Tyroler, der im Etsch-, Eisack-, Passeyr-, Pusterthal ꝛc. wohnt, ist eher schweigsam, als gesprächig, eher ernst, als lustig. Er hat in Gang und Haltung etwas Stolzes, das jedoch nicht beleidigt, denn im Uebrigen ist er höflich, sein Blick frei und offen, und wo er dienen und helfen kann, rasch und willig zur Hand. Je-

ner Jodelgesang aber, der im Norden Deutschlands den „Aelplern und Natursängern" so gastfreie Aufnahme und so gute Einnahme verschafft, beginnt erst im Innthale und erstreckt sich von da weiterhinein in alle Seitenthäler des gesegneten Tyrol bis in's bairische Oberland.

Meran kennt keinen Winter, obwohl es auf drei Seiten von 7—8000 Fuß hohen Gebirgen umgeben ist, die auch im Sommer selten ganz schneelos bleiben. Gerade dieser hohe Gebirgszug bedingt sein mildes, fast italienisches Klima, da er die Nordwinde abhält oder sie in solcher Höhe über das Etschthal fortbrausen läßt, daß die in seinem weichen Schooß ruhenden Ortschaften seinen verderblichen Einfluß nicht spüren. Die Ausläufe des hohen Jaufenberges, der Iffinger-, Först-, Simlaun- Remsspitze und die eisigen Riesenarme des kolossalen Oetzthal-Ferners ragen bis in die unmittelbare Nähe Merans. Dennoch ist der Herbst in diesem gesegneten Gebirgsthale milder und wärmer, als der Sommer in vielen Gegenden Norddeutschlands. Schnee fällt selten, von Schlittenbahn weiß der Landmann nichts. Wie die Rebe ohne große Mühe fortkommt und die köstlichsten Trauben an der heißen Sonne reifen, so wächst auch der Feigen- und Maulbeerbaum, das herrliche Land mit den reichsten Gaben des irdischen Glückes freigebig überschüttend.

Der Bauer des Etschlandes, obwohl wacker und tüch-

tig, gleicht doch seinen deutschen Brüdern außerhalb des Hochgebirges in vielen Stücken. Er liebt es, Gott einen guten Mann sein und wachsen zu lassen, was und wie es will. Daß der Weinstock gedeiht, weiß er, darum pflanzt und bindet er auch die Rebe auf an den Lauben, die er von seinem Vater ererbt hat, ohne an zweckmäßige Verbesserungen zu denken oder sie zu wünschen. Er ist ein Freund des Alten, des Hergebrachten, und hält selbst dann daran fest, wenn es ihm Schaden bringen sollte. Leben und in gewissem Sinne gut leben kann er, auch wenn er nicht übermäßig arbeitet. Aepfel und Birnen wachsen in bester Qualität von selbst auf den Bäumen, die Wiesen grünen ebenfalls neu, wenn sie abgemäht worden sind, also bleibt Alles, wie es vor Alters war und wird wahrscheinlich noch lange so bleiben.

Dies betrübt, wenn man sieht und mit Händen greifen kann, was sich aus diesem unendlich reichen Land machen ließe, wenn es zweckmäßiger bebaut würde. Die Natur ist so fruchtbar, daß der Bauer seine Wiesen jährlich vier- bis fünfmal mähen kann. Der Himmel ist wochenlang klar und rein, wie in den schönsten Gegenden Italiens. Die Unwettertoben sich auf den ungastlichen Jochen der Berge aus. In Meran und dem Etschland fällt kein Regen, da scheint die Sonne immer und läßt ungestört die herrlichen Gaben der fruchtbaren Natur reifen.

Warum, fragt man sich, warum treibt man in solchem Landstriche nicht leidenschaftlich und mit allem Kraftaufwande den so ergiebigen Seidenbau? Mich dünkt, die Maulbeere müßte dem Bauer dreimal mehr eintragen, als der schlendrianmäßig getriebene Obst- und Weinbau.

Im Sommer ist Meran, das als Stadt nicht eben mit großen Reizen prunken kann, ein von Fremden viel besuchter Aufenthaltsort. Jetzt am Schluß der Saison war nur noch ein kleiner Ueberrest vorhanden, unter diesen auch Einige, die seit Jahren das Etschthal zu ihrem bleibenden Aufenthaltsorte gewählt haben. Mit diesen gab es ein frisches, frohes Zusammenleben, das nur zu kurze Zeit dauerte, um zu vertraulicher Innigkeit heranzureifen. Mir blieb nur Zeit zu einem kleinen Ausflug in das wildromantische Thal der Passer und nach Schloß Tyrol, allen weiteren Touren mußte ich entsagen, wenn ich nicht zu spät im Jahre mein Ziel erreichen wollte. Schon nach zweitägigem Aufenthalte packte ich meine Habseligkeiten wieder zusammen, drückte den letzten deutschen Freunden die Hand und warf mich in den harrenden Wagen. Die Abendsonne vergoldete eben die beschneiten Häupter des Gebirges, als ich an der reißenden Etsch dem großartig schönen Vintschgau entgegenfuhr.

IV.

In's Vintschgau. Das Stilfser Joch. Der Orteles-Gletscher. Erster Anblick von Italien.

Wohlgesinnte Freunde wollten mir abrathen, in dieser Jahreszeit die Straße über das Stilfser Joch einzuschlagen, ich ließ mich aber nicht irre machen. Theils reizte mich das drohend Gefährliche, das dieser höchste Alpenweg Europa's so nahe der bösen Jahreszeit haben sollte, theils mochte ich meinen einmal entworfenen Reiseplan nicht ändern.

Hinsichtlich des Postwesens merkt man in Südtyrol bereits, daß italienische Ungenirtheit und Unzuverlässigkeit ein gutes Stück in die deutschen Lande hineinreichen. Ich hatte mich schon in Botzen genau nach dem Lauf der Posten von Innsbruck aus über das Joch erkundigt und notirte mir die daselbst eingezogenen Nachrichten. Zu meiner Verwunderung erfuhr ich nun in Meran, daß dieser Botzener Bescheid unrichtig sei und die Post an ganz andern Tagen über den Monte Stelvio gehe, als man mir angegeben hatte. Allein auch hier zeigte sich der Aus-

kunft gebende Postbeamte so unsicher, daß ich Anstand nahm, seinen Worten vollen Glauben zu schenken. Einen gedruckten Postcours gab es nicht und so blieb mir zuletzt nichts übrig, als auf gut Glück entweder der von Innsbruck heraufkommenden Post bis Mals entgegenzufahren und möglicherweise keine Aufnahme zu finden, da diese bedingt ist, oder der Kürze und Sicherheit wegen Extrapost zu nehmen und erst jenseits der Berge die nachkommende Post in Ruhe abzuwarten. Ich entschied mich rasch für das Letztere.

Das obere Etschthal, Vintschgau geheißen, ist ein Land voll überraschender Naturschönheiten. Die Etsch, bald still über Kiesgrund plätschernd, bald in raschen Stürzen sich fortwälzend durch zerklüftetes enges Felsenbett, durchströmt es seiner ganzen Länge nach. Im Thal und an den Bergwiesen gedeihen Maulbeerbaum und Rebe, die sich erst hinter Latsch verlieren. Das Volk kam mir nicht so rüstig vor wie im untern Etschthale. Es sieht bigott aus und mag es auch wohl sein. Bei den Männern bemerkte ich eine eigenthümliche Art Mützen, die von schwarzer und grauer Wolle gewirkt sind und in einem Sackzipfel endigen, den eine Trobbel ziert. Sie lassen den Zipfel auf der linken Seite herabhängen und ähneln in dieser Tracht mit schwarzem Haar und Auge fast dem Spanier mit seiner Redecilla.

Gegen neun Uhr Abends erreichte ich Eyrs. Hier beschloß ich die Nacht zuzubringen und am nächsten Tage frühzeitig den langen mühsamen Weg über das Joch anzutreten. Frischer Nordwind und heller Sternenhimmel, der mich am Horizont die leuchtenden Schnee- und Eisfelder der Ferner erkennen ließ, verhießen mir für den nächsten Morgen gutes Wetter.

Bald nach fünf Uhr bestieg ich meine offene Kalesche, die nichts weniger als bequem war. Von den Bergen herab pfiff ein schneidend kalter Wind. Auf den Wiesen zu beiden Seiten der Etsch lag Reif. Es hatte in dieser Höhe stark gefroren.

Prad, die erste Poststation, erreichte ich noch vor Sonnenaufgang. Die Thäler dampften, während die hohen Gipfel des Gebirges sich klar und rein am Horizont abzeichneten. Vor und hinter mir thürmten sich zwei unermeßliche glänzende Schneewälle auf, dieser den Gletscherstamm des ungeheuren Oetzthal-Ferners bildend, jener die Felsen- und Eispfeiler tragend, auf denen das furchtbare Joch ruht, die Scheidewand zwischen Italien und Deutschland.

Dorf Stilfs, welches dem Joche auf deutscher Seite den Namen gibt, liegt schon in engem Bergthal, das ein thongraugrünes Wasser, der Sulterbach, lärmend durchtost. Anfangs steigt die Straße nur unbedeu-

tend bergan, den rauschenden Bach zur Rechten lassend. Bei Stilfs leitet sie eine Brücke auf das linke Ufer. Hier wird sie schon steiler, doch nicht so sehr, daß Zug- und Lastthiere beim Aufsteigen übermäßig angestrengt würden.

Wegen verhältnißmäßig großer Enge des Thales ist die Aussicht eine nur beschränkte. Der reißende Waldbach in der Mitte läßt eben nur so viel Raum, daß die Straße, hart an senkrechte Felsen gedrängt, sich mühsam daran fortwinden kann. Um ihr Raum zu gewinnen, sind schon hier große Unterbaue nöthig geworden, die zum Theil jährlich ausgebessert oder ganz erneuert werden müssen, da im Frühjahr der Bach zum wüthenden Strome anschwillt und Alles niederreißt oder zertrümmert. Schmale, schwanke Holzbrücken und kleine Wasserleitungen, zitternd in strudelnder Silberwelle, dienen zur Herstellung des Verkehrs zwischen den gegenseitigen Uferbewohnern. Von den himmelhohen Bergen, mit Schwarzholz noch reich bewachsen, ziehen sich grüne Matten herab in's Thal, von blitzenden Netzen glänzender Bäche übersponnen. Trümmer von Bergstürzen oder Wald- und Felsenbrüchen, durch Lawinen verursacht, werden sichtbar zwischen und unter bewohnten Gefilden. Ueberall Mannichfaltigkeit, Reiz, Befriedigung.

Der Baumeister dieser großartigen Kunst- und Militärstraße, wie sie offiziell heißt, war ein Italiener. Sein

Name ist mir entfallen. In der Erinnerung der Nachwelt wird er durch das Riesenwerk, das er geschaffen hat, ewig fortleben. Er hatte mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, unter denen das Aufführen von Dämmen, das Sprengen überhängender Felsen, das Erbauen von Pfeilern, Bögen, Böschungen und dergleichen vielleicht nicht die größten waren. Die Bergabhänge wimmeln von unterirdischen, in dem Innern der Felsen herabsickernden Quellen. Gegen die zerstörende Einwirkung dieses langsam, aber sicher nagenden Feindes mußte die Straße geschützt werden. Zu diesem Behufe sind mit großer Umsicht zahllose unterirdische Abzugskanäle angebracht und unter der Straße gegen den Alpenbach hingeleitet, die nach der Oberfläche der Straße zu vergitterte Oeffnungen haben, um die sickernden oder rieselnden Wasser aufzusaugen. Auf diese eben so zweckmäßige als sinnreiche Art gelang es dem Baumeister, den gigantischen Bau dauernd gegen diesen Feind zu sichern.

In einer Höhe von etwa 5000 Fuß über dem Mittelmeere liegt der Ort Trafoi an tiefer wilder Schlucht, in die hinab die graugrünen Eiswände des Orteles- und Madatsch- oder Mundatsch-Gletschers — man hört beide Namen — sich erstrecken. Mir war es auffallend, daß in solcher Höhe, ja noch beinahe tausend Fuß höher die Tanne und Fichte in gan-

tend bergan, den rauschenden Bach zur Rechten lassend. Bei Stilfs leitet sie eine Brücke auf das linke Ufer. Hier wird sie schon steiler, doch nicht so sehr, daß Zug- und Lastthiere beim Aufsteigen übermäßig angestrengt würden.

Wegen verhältnißmäßig großer Enge des Thales ist die Aussicht eine nur beschränkte. Der reißende Waldbach in der Mitte läßt eben nur so viel Raum, daß die Straße, hart an senkrechte Felsen gedrängt, sich mühsam daran fortwinden kann. Um ihr Raum zu gewinnen, sind schon hier große Unterbaue nöthig geworden, die zum Theil jährlich ausgebessert oder ganz erneuert werden müssen, da im Frühjahr der Bach zum wüthenden Strome anschwillt und Alles niederreißt oder zertrümmert. Schmale, schwanke Holzbrücken und kleine Wasserleitungen, zitternd in strudelnder Silberwelle, dienen zur Herstellung des Verkehrs zwischen den gegenseitigen Uferbewohnern. Von den himmelhohen Bergen, mit Schwarzholz noch reich bewachsen, ziehen sich grüne Matten herab in's Thal, von blitzenden Netzen glänzender Bäche übersponnen. Trümmer von Bergstürzen oder Wald- und Felsenbrüchen, durch Lawinen verursacht, werden sichtbar zwischen und unter bewohnten Gefilden. Ueberall Mannichfaltigkeit, Reiz, Befriedigung.

Der Baumeister dieser großartigen Kunst- und Militärstraße, wie sie offiziell heißt, war ein Italiener. Sein

Name ist mir entfallen. In der Erinnerung der Nachwelt wird er durch das Riesenwerk, das er geschaffen hat, ewig fortleben. Er hatte mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, unter denen das Aufführen von Dämmen, das Sprengen überhängender Felsen, das Erbauen von Pfeilern, Bögen, Böschungen und dergleichen vielleicht nicht die größten waren. Die Bergabhänge wimmeln von unterirdischen, in dem Innern der Felsen herabsickernden Quellen. Gegen die zerstörende Einwirkung dieses langsam, aber sicher nagenden Feindes mußte die Straße geschützt werden. Zu diesem Behufe sind mit großer Umsicht zahllose unterirdische Abzugskanäle angebracht und unter der Straße gegen den Alpenbach hingeleitet, die nach der Oberfläche der Straße zu vergitterte Oeffnungen haben, um die sickernden oder rieselnden Wasser aufzusaugen. Auf diese eben so zweckmäßige als sinnreiche Art gelang es dem Baumeister, den gigantischen Bau dauernd gegen diesen Feind zu sichern.

In einer Höhe von etwa 5000 Fuß über dem Mittelmeere liegt der Ort Trafoi an tiefer wilder Schlucht, in die hinab die graugrünen Eiswände des Orteles- und Madatsch- oder Mundatsch-Gletschers — man hört beide Namen — sich erstrecken. Mir war es auffallend, daß in solcher Höhe, ja noch beinahe tausend Fuß höher die Tanne und Fichte in gan-

zen Wäldern wächst. Sogar mitten zwischen dem ewigen Eise oder in unmittelbarster Nähe desselben gedeiht sie lustig auf kahler Felsenwand. Dagegen bemerkte ich nirgends eine Spur der Zwergkiefer, die doch in unsern nordischen Bergen, auf dem Harz und im Riesengebirge, alle Kämme, die an 4000 Fuß Höhe erreichen, flechtenartig überzieht.

Trafoi ist zugleich Poststation. Während die Pferde gewechselt wurden, hatte ich Zeit, mich mit Wein und Brod zu erquicken und einen Blick auf die schauerliche Alpenwildniß zu werfen. Man erblickt hier zum ersten Male den Orteles, über dem blauen, tausendzackigen, blitzenden und schillernden Gletschermeer wie ein Riese in blendendweißem Talare ruhend. Dieser Anblick ist voll unbeschreiblich schauerlicher Herrlichkeit. Die wilde Schlucht, an deren Abgründen die Straße in weiten kühnen Bogen hinaufzieht, wird von einem kegelförmigen mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Bergriesen, dem Madatsch, geschlossen. Eine Reihe anderer fernerer Schneegipfel erstrecken sich bis zum Orteles hin und scheinen jeden Ausgang aus diesem furchtbar schönen Thal unmöglich zu machen. Man nennt sie deshalb wohl auch „das End' der Welt". Zu beiden Seiten des Madatsch, von den Schneebergen herab und von den steilen Felsenhüften des Orteles stürzt sich das Eismeer der Gletscher viele Stunden lang in die Berg-

schlucht hinunter. Es ist schwer, vielleicht unmöglich von einem Gletscher ein richtiges Bild zu entwerfen. Man denke sich eine unermeßliche, bald sanft bald steil ansteigende Fläche, von einem breiten und wilden Strome durchtobt, dessen Wogen im Brausen und Stürzen plötzlich erstarrt sind, im Erstarren sich aber noch emporgebäumt und wirr und wüst über einander geschoben haben. So gestalteten sich schräge und senkrechte Massen, die stumpf, spitz, zackig gen Himmel starren, Höhlen, Brücken, Klüfte, Thürme, Mauern und Wälle von phantastischen Formen bilden und in dieser abenteuerlichsten Gestaltung jeden Augenblick über einander zu stürzen drohen. Diese Eismassen glänzen und glühen, von der Sonne erleuchtet, in wunderbarer Farbenpracht. Aus der schwarzen Nacht der Klüfte erheben sich dunkelblaue, violette, azurne, silberweiße, perlenmutterfarbene, bernsteingelbe, goldene und purpurne Zacken, Würfel, Kegel, zersplitterte Wälle und über diesem Farbenchaos liegt die Stille des ewigen Todes. Nur die Windsbraut schrillt, klagt und heult in den Eisklüften und der Nordsturm schleudert von Zeit zu Zeit die Donnerkeile seiner Lawinen über sie hin. Dies ist das ungefähre Bild des Orteles-Gletschers, den ich in all' seiner wunderbaren Pracht stundenlang betrachten konnte, da mich das schönste Wetter der Welt während meiner einsamen Fahrt über das Joch begünstigte.

Der Leitung eines zwölfjährigen Knaben mich anver-

trauend, fuhr ich in offener Kalesche dieser öden, todten Alpenwelt entgegen. Die Straße steigt an einem kolossalen Felsgebirge in etwa funfzig Windungen bis zum Joch empor und wird von Trafoi aus erst ein wahrer Riesen- und Wunderbau. Das Terrain ist das ungünstigste von der Welt. Links ein Abgrund, den zur Hälfte noch Gletscherwände erfüllen, rechts harter steiler Fels mit Schnee bedeckt, von Lawinen bedroht, die von den Eishörnern herabstürzen. In diesen Fels, an diesem Abgrunde vorüber mußte die Straße bis zum Joche hinaufgeführt werden. Es war dies nicht anders zu bewerkstelligen, als durch einen kühnen festungsartigen Bau. Etwa in einer Höhe von 50 zu 50 Fuß legte der Baumeister bastionenartige Dämme an, die häufig am jähesten Fels von Quadersteinen aufgeführt sind, und von diesen immer im Halbkreis sich bald vor-, bald rückwärts wendend, leitete er die Straße mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und so bequem, daß allenfalls ein paar starke Pferde im Trabe hinauflaufen können, bis zur höchsten Höhe.

Noch zwei Wirthshäuser, die Cantoniera und Franzenshöhe, auch „im Bödelein" genannt, hat man zu berühren, ehe man das Joch, und somit die letzte Scholle deutscher Erde erreicht. Bei Franzenshöhe werden zum letzten Male auf deutscher Seite die Pferde gewech-

selt, hier hört man die letzten vintschgauisch-deutschen Laute, die freilich unserm Hochdeutsch wenig ähneln.

Eine Viertelstunde über Franzenshöhe, das mitten in der Region des ewigen Schnee's liegt, beginnen die kolossalen bedeckten Galerien, die man zum Schutz der Reisenden gegen die Lawinen errichtet hat. Sie bestehen aus schräg gelegten eichenen Dächern, die auf der einen Seite an den Felsen lehnen und gegen den Abgrund auf starken doppelten eichenen Pfosten ruhen. Dennoch geschieht es oft, daß die schweren Schnee- und Eismassen, die gewöhnlich auch Felsentrümmer in ihrem Schooße bergen, beim jähen Sturz selbst diese Cyklopendächer durchbrechen und die eichenen Stützen zertrümmern.

Mich ergiff ein eigenthümliches Gefühl der Verlassenheit, als ich so ganz allein unter diesen Lawinendächern dahinfuhr, auf der einen Seite das kahle Eisgebirge, auf der andern den schwindelnden, von ellenhohen Schneewänden umgebenen Abgrund. Kein Laut war zu hören, kein Vogel zu sehen. Ueber die Schneefelder des Orteles jagten weißgraue Nebel und stürzten sich in die blauen, glänzenden, thurmtiefen Eisklüfte der gähnenden Gletscher. Mein kleiner Postillon pfiff sich ein Liedchen und hüllte sich dichter gegen den schneidenden Wind in seine Pferdedecke.

Gegen ein Uhr Mittags erreichte ich die höchste Stelle des Joches, die sich 8662 Fuß über das mittel-

ländische Meer erhebt. Hier steht ein Denkstein zu Ehren des Meisters gesetzt, der im Jahre 1824 sein Werk beendigte. Der Kamm des Grenzgebirges an dieser Stelle ist auffallend schmal. Der Weg senkt sich auf italienischer Seite sogleich bedeutend und macht in wenig Augenblicken die Spitze des Orteles und das ganze deutsche Alpengebirg verschwinden. Obwohl die Sonne hellglänzend am wolkenlosen Himmel stand und den weißen Scheitel des Orteles in einen flimmernden Spiegel verwandelte, herrschte in dieser Höhe doch entschiedener Winter. Der Schnee lag ellenhoch und knirschte unter dem Hufschlag des Pferdes.

Sehnsuchtsvoll warf ich einen Blick nach Süden auf das gelobte Land zu meinen Füßen, es sah mich aber eben so traurig und schaurig an, als die nordische Thalschlucht, aus der ich heraufgestiegen war. Ein kaltes wildes Durcheinander von Schneekegeln, von Eis- und Felsenzacken, in deren Mitte auf einem Vorsprung das erste Rettungs- und Wirthshaus Santa Maria liegt: das ist Italien vom Gletscherrande des Orteles aus gesehen.

II.

Von den Alpen bis an's Meer.

I.

Erstes Mittagsmahl in Italien. Die Adda und die Felsengalerien. Bormio. Das Veltlin. Die Pforte Hesperiens.

„Il passaporto, Signor!“ redete mich ein schnauzbärtiger, in schmuziggrüner Uniform steckender Kerl an, dem die Ueberwachung der Grenze, wie es schien, anvertraut war. Ich reichte ihm stillschweigend das Verlangte, stieg aus meiner Kalesche und sah mich vor Allem nach etwas Eßbaren um, denn die scharfe Gebirgsluft hatte mich hungrig gemacht.

In dem ziemlich geräumigen Wirthshause gerieth ich zuerst in die Küche. Hier hockte die ganze Einwohnerschaft am oder vielmehr im Kamin, der groß genug war, um wenigstens vier Menschen fassen zu können. Ein helles Feuer prasselte lustig in der Hexenküche. Darüber hing an rußigen Ketten ein Kessel, in dem irgend etwas Eßbares brodelte. Die halb in und neben dem Feuer sitzende Gesellschaft, bestehend aus dem Wirth, der Kellnerin, zwei

Hausknechten und zwei Postillonen, schwatzten eine Sprache, die mir nicht italienisch klang, die aber ganz gewiß nicht deutsch war. Bei meinem Eintritt fuhren sie wie aufgescheuchte Rebhühner aus einander und verstummten, nur die Kellnerin, ein hübsches Kind mit schwarzen Augen, kam mir entgegen und fragte, ob ich „qualche cosa“ essen wolle? Ich bejahte kurzab und verlangte den Speisezettel zu sehen. Darauf bat sie mich, ihr in's Speisezimmer zu folgen, wo ich mir aussuchen könne, was ich wünsche.

Dies Zwiegespräch ward in einer höchst zweifelhaften Sprache geführt, indem die Kellnerin von Santa Maria sich bemühte, ihr Italienisch mit vintschgauischem Deutsch aufzuputzen, und ich mir ein Herz faßte, um zum ersten Male in meinem Leben die Sprache Tasso's zu reden. Ich kann versichern, daß wir Beide in unserer Art ganz Vorzügliches leisteten, muß aber gestehen, daß ich mich nicht eines einzigen der damals gesprochenen Worte erinnere. Sie waren jedenfalls trefflich gewählt, denn sie führten mich zum Ziele, obwohl dies letztere für meinen Geschmack kein ganz erwünschtes war.

Das Mädchen hatte sich nämlich des Ausdrucks „Speisezimmer“ bedient. Obwohl mich dies wunderte, da ich unter diesen Gletschern einen derartigen Raum nicht erwartet hatte, folgte ich ihr doch. Allein wie ward ich

enttäuscht! Ich befand mich plötzlich in einem Breterverschlage unter Töpfen, Schüsseln, Krügen und Kesseln. Hier lagen auf breternen Gerüsten Stücken rohen Fleisches, schwarzblau angelaufen vor Alter. Halb- und ganz gerupfte Hühner hingen an den Wänden, Ueberreste alter Speisen auf unsauberem Geschirr standen da und dort. Ein Geruch der pikantesten Art, der sich aber weder mit Weihrauch und Myrrhen, noch mit irgend einem andern Arom vergleichen ließ, herrschte in diesem „Speisezimmer" genannten Raume und nöthigte mich alsbald wieder zum Rückzuge.

„Da können Sie wählen," sagte die Schwarzäugige, nahm ein Stück erwähnten Fleisches vom Bret, klatschte mit ihrer dicken, blauen Hand darauf und meinte, das gebe ein vortreffliches Beefsteack. Ich dankte indeß bescheiden, entschied mich für harte Eier und bestellte als Vorkost noch eine Suppe.

„Minestra del riso?" fragte die Kleine.

„Si," versetzte ich, ohne zu wissen, was ich bestellt hatte, denn dieser Kunstausdruck war mir etwas ganz Neues.

Inzwischen brachte mir der Schnauzbärtige den Paß zurück, dem ich für die Bemerkung, daß nichts dafür zu bezahlen sei, unnützerweise ein „Mille grazie" an den Hals warf. Er lachte mich zähnefletschend an und meinte,

Hausknechten und zwei Postillonen, schwatzten eine Sprache, die mir nicht italienisch klang, die aber ganz gewiß nicht deutsch war. Bei meinem Eintritt fuhren sie wie aufgescheuchte Rebhühner aus einander und verstummten, nur die Kellnerin, ein hübsches Kind mit schwarzen Augen, kam mir entgegen und fragte, ob ich „qualche cosa" essen wolle? Ich bejahte kurzab und verlangte den Speisezettel zu sehen. Darauf bat sie mich, ihr in's Speisezimmer zu folgen, wo ich mir aussuchen könne, was ich wünsche.

Dies Zwiegespräch ward in einer höchst zweifelhaften Sprache geführt, indem die Kellnerin von Santa Maria sich bemühte, ihr Italienisch mit vintschgauischem Deutsch aufzuputzen, und ich mir ein Herz faßte, um zum ersten Male in meinem Leben die Sprache Tasso's zu reden. Ich kann versichern, daß wir Beide in unserer Art ganz Vorzügliches leisteten, muß aber gestehen, daß ich mich nicht eines einzigen der damals gesprochenen Worte erinnere. Sie waren jedenfalls trefflich gewählt, denn sie führten mich zum Ziele, obwohl dies letztere für meinen Geschmack kein ganz erwünschtes war.

Das Mädchen hatte sich nämlich des Ausdrucks „Speisezimmer" bedient. Obwohl mich dies wunderte, da ich unter diesen Gletschern einen derartigen Raum nicht erwartet hatte, folgte ich ihr doch. Allein wie ward ich

enttäuscht! Ich befand mich plötzlich in einem Breterverschlage unter Töpfen, Schüsseln, Krügen und Kesseln. Hier lagen auf breternen Gerüsten Stücken rohen Fleisches, schwarzblau angelaufen vor Alter. Halb- und ganz gerupfte Hühner hingen an den Wänden, Ueberreste alter Speisen auf unsauberem Geschirr standen da und dort. Ein Geruch der pikantesten Art, der sich aber weder mit Weihrauch und Myrrhen, noch mit irgend einem andern Arom vergleichen ließ, herrschte in diesem „Speisezimmer" genannten Raume und nöthigte mich alsbald wieder zum Rückzuge.

„Da können Sie wählen," sagte die Schwarzäugige, nahm ein Stück erwähnten Fleisches vom Bret, klatschte mit ihrer dicken, blauen Hand darauf und meinte, das gebe ein vortreffliches Beefsteack. Ich dankte indeß bescheiden, entschied mich für harte Eier und bestellte als Vorkost noch eine Suppe.

„Minestra del riso?" fragte die Kleine.

„Si," versetzte ich, ohne zu wissen, was ich bestellt hatte, denn dieser Kunstausdruck war mir etwas ganz Neues.

Inzwischen brachte mir der Schnauzbärtige den Paß zurück, dem ich für die Bemerkung, daß nichts dafür zu bezahlen sei, unnützerweise ein „Mille grazie" an den Hals warf. Er lachte mich zähnefletschend an und meinte,

Hausknechten und zwei Postillonen, schwatzten eine Sprache, die mir nicht italienisch klang, die aber ganz gewiß nicht deutsch war. Bei meinem Eintritt fuhren sie wie aufgescheuchte Rebhühner aus einander und verstummten, nur die Kellnerin, ein hübsches Kind mit schwarzen Augen, kam mir entgegen und fragte, ob ich „qualche cosa“ essen wolle? Ich bejahte kurzab und verlangte den Speisezettel zu sehen. Darauf bat sie mich, ihr in's Speisezimmer zu folgen, wo ich mir aussuchen könne, was ich wünsche.

Dies Zwiegespräch ward in einer höchst zweifelhaften Sprache geführt, indem die Kellnerin von Santa Maria sich bemühte, ihr Italienisch mit vintschgauischem Deutsch aufzuputzen, und ich mir ein Herz faßte, um zum ersten Male in meinem Leben die Sprache Tasso's zu reden. Ich kann versichern, daß wir Beide in unserer Art ganz Vorzügliches leisteten, muß aber gestehen, daß ich mich nicht eines einzigen der damals gesprochenen Worte erinnere. Sie waren jedenfalls trefflich gewählt, denn sie führten mich zum Ziele, obwohl dies letztere für meinen Geschmack kein ganz erwünschtes war.

Das Mädchen hatte sich nämlich des Ausdrucks „Speisezimmer“ bedient. Obwohl mich dies wunderte, da ich unter diesen Gletschern einen derartigen Raum nicht erwartet hatte, folgte ich ihr doch. Allein wie ward ich

enttäuscht! Ich befand mich plötzlich in einem Breterverschlage unter Töpfen, Schüsseln, Krügen und Kesseln. Hier lagen auf breternen Gerüsten Stücken rohen Fleisches, schwarzblau angelaufen vor Alter. Halb- und ganz gerupfte Hühner hingen an den Wänden, Ueberreste alter Speisen auf unsauberem Geschirr standen da und dort. Ein Geruch der pikantesten Art, der sich aber weder mit Weihrauch und Myrrhen, noch mit irgend einem andern Arom vergleichen ließ, herrschte in diesem „Speisezimmer" genannten Raume und nöthigte mich alsbald wieder zum Rückzuge.

„Da können Sie wählen," sagte die Schwarzäugige, nahm ein Stück erwähnten Fleisches vom Bret, klatschte mit ihrer dicken, blauen Hand darauf und meinte, das gebe ein vortreffliches Beefsteack. Ich dankte indeß bescheiden, entschied mich für harte Eier und bestellte als Vorkost noch eine Suppe.

„Minestra del riso?" fragte die Kleine.

„Si," versetzte ich, ohne zu wissen, was ich bestellt hatte, denn dieser Kunstausdruck war mir etwas ganz Neues.

Inzwischen brachte mir der Schnauzbärtige den Paß zurück, dem ich für die Bemerkung, daß nichts dafür zu bezahlen sei, unnützerweise ein „Mille grazie" an den Hals warf. Er lachte mich zähnefletschend an und meinte,

das sei nicht nöthig. Ich freute mich, daß die Sachen so vortrefflich gingen, uud wartete sehnsuchtsvoll der bestellten Minestra, da mir der unappetitliche Duft im sogenannten „Speisezimmer" den Hunger nicht hatte stillen können.

Die Minestra kam und ich war zufrieden. Sie bestand aus sehr dickem, in Wasser nur halb weich gekochtem Reis. Darein war grünliches Kraut geschnitten und das Ganze mit altem Parmesankäse und etwas ranzigem Schmalz angerührt. Diese erste italienische Schüssel wollte den Beifall meines Gaumens nicht finden und blieb nach dem ersten Kostversuche unberührt stehen. Ich verlangte nun die Eier, erhielt aber zuvor noch ein anderes Gericht: Rindfleisch mit Meerrettig in Essig. Das wäre nun wohl eßbar gewesen, aber, aber —! Noch war ich zu wenig vertraut mit italienischer Sitte, mit des Volkes Art und Kunst, und so konnte ich mich nicht überwinden, Meerrettig aus einem Gefäß zu essen, das den Spuren nach, welche die Speise daran zurückgelassen hatte, schon drei oder vier Tage andern Gästen vorgesetzt worden sein mochte. So mußte ich denn doch meine Zuflucht zu den Eiern allein nehmen, die auch nichts zu wünschen übrig ließen und mich wider Erwarten vollkommen sättigten.

Die Zeche war übrigens billig, ich gab der Kleinen noch ein Trinkgeld und bedauerte nur, daß ein so hüb-

sches Geschichtchen von der unsaubern Kleidung, die das Mädchen trug, in Schatten gestellt wurde.

Nach diesem ersten Debut auf italienischem Grund und Boden, das meinen Erwartungen eigentlich vollkommen entsprach, denn ich hatte mir es ähnlich vorgestellt, verlangte ich den Wagen.

Hier nun machte sich gleich der Hang zur Prellerei dem Fremden gegenüber geltend. Ich war das ganze Joch herauf mit *einem* Pferde gefahren, würde also jedenfalls mit *einem* Pferde auch wieder hinunter gekommen sein. Der Posthalter wollte mir aber sogar drei Pferde aufnöthigen, zwei starke kräftige Thiere und eine kleine halbverhungerte Mähre, die nur so mittraben sollte auf der Wildbahn, um sich den Hunger zu verlaufen. Ich hatte Noth, dies Dreigespann in ein Zweigespann zu verwandeln, was mir jedoch nach einigem Handeln und Vorstellen gelang. Bei dem Zweigespann ließ ich es gern bewenden, da die guten Leute ganz verzweifelt welschten und ich trotz alles Aufmerkens nur einzelne Worte verstehen konnte. Ich hatte nie geglaubt, daß die süße, weiche italienische Sprache so hart klingen werde, und nun hörte ich mit eigenen Ohren ein Geschnack, das ich eher für Kamschadalisch als für Italienisch verkauft hätte!

„Andiamo!" rief ich meinem Welschen zu, mich in Geduld fassend. Der schrie wie ein Besessener, hieb auf

die Pferde, was die Peitsche halten wollte, und in sausendem Galopp, ohne Hemmschuh und Kette flogen wir hinein in's prächtig wilde Felsenthal der Adda.

Mir verging Hören und Sehen bei dieser tollen Jagd. Der zerbrechliche Wagen tanzte bald auf diesem, bald auf jenem Rade, wenn wir um die scharfen Bergecken bogen, und drohte aller Augenblicke umzustürzen. Zehnmal rief ich bald bittend, bald befehlend: „piano! piano!“ allein der Postillon hatte dafür keine Ohren. Mit der trockenen Erwiederung: „Non timur'!“ (für timore) trieb er die schnaubenden Pferde nur noch toller an.

Ueberall in Italien finden sich bei Fahrten mit Posten und Vetturinen blinde Passagiere ein, die, wenn man es nicht im Voraus bedungen hat, auch nicht wieder entfernt werden können. In Ober- und Mittelitalien hat man es in der Regel nur mit Einem zu thun, in Unter-Italien aber, wo dergleichen Dinge stets in's Große getrieben werden, kann man es erleben, daß sich fünf, sechs, ja acht Kerle mit aufhocken, gegen welche unsere zerlumptesten Bettler noch als wahre Dandies erscheinen.

Einen solchen, zwar diesmal ganzjackigen, Begleiter mußte ich mir denn auch gefallen lassen. Was er eigentlich vorstellte, mag Gott wissen. Ich hielt ihn für einen Wildschützen. Wenigstens holte er sich beim Rettungshause Spondalunga aus einer versteckten Felsenschlucht eine

Büchse und eine langröhrige Flinte hervor, und nahm so bewaffnet wieder Platz neben dem Postillon. Mir suchte er sich übrigens so angenehm als möglich zu machen. Er zeigte mir die schönsten Punkte der pittoresken Alpengegend, nannte mir die Gipfel der Berge und schwatzte überhaupt ohn' Aufhören. Leider konnte ich nur wenig von seinem Kauderwelsch verstehen, denn eine bessere Benennung verdient dieser abscheulichste aller italienischen Dialekte, der im Lombardischen gesprochen wird und Milanesisch heißt, nicht. Ein Gemisch aus Italienisch, Französisch und Romanisch ist er selbst dem eigentlichen Italiener sehr schwer verständlich. Ich gab es bald auf, den Schlüssel zu dieser Sprache zu finden, und legte mich mit leidlichem Glück auf die Zeichensprache.

Abwärts unter Spondalunga beginnen die großartigen durch den Felsen gesprengten Galerien. Es gibt deren eine Menge. Die kühnsten und durch die schauerlich-herrliche Lage berühmtesten sind die Galleria el Rio di [illegible]er unweit Spondalunga und die Galerien im Vallone della Nieve. Aus den beiden untersten des „Schneethales" hat man die köstlichsten Ansichten in die Felsenschlünde der Adda. Dieses Alpenwasser, anfangs ein unscheinbarer Bach, schwillt durch die vielen Zuflüsse, die sich von allen Seiten in es ergießen, bald zu einem rauschenden grünen Flüßchen an, das zahllose Wasserfälle bildet und dadurch

der Straße immer neuen Reiz verleiht. Ungemein malerisch ist besonders ein Punkt dieses grandiosen Alpenweges im Valone della Nieve. Hier schließt ein hoher Schneekegel den Vordergrund. Zwischen dem Wege und dem Gebirge gähnt der wilde tiefe Schlund des Bergwassers. Saftig grüne Matten senken sich aus dem ewigen Schnee thalabwärts. Mitten aus steiler Felsenwand sprudelt nun hier ein breiter voller Strom silberner Wellen, die sich in langem Falle hinunterstürzen in die Schlucht und der Adda die größten Wassermassen zuführen. Diesen malerischen Wassersturz nennt man „il fonte d'Adda" (Quelle der Adda). Der blinde Passagier erzählte, es läge hinter dem Schneekegel ein kleiner See, der sich einen Abfluß durch die Felsen gebahnt habe und so die Adda bilde. Später bestätigte mir ein Conducteur die Richtigkeit dieser Behauptung.

Auf italienischer Seite, wo die Straße „Wormser Joch" (von Bormio, Worms) heißt, sollen im Frühjahr und Herbst die Lawinen häufiger und gefährlicher sein, als auf deutscher Seite. Romantisch-großartiger bleibt sie in Tyrol durch größere Mannichfaltigkeit der Windungen, durch malerische Waldpartieen und durch den Anblick des Madatsch-Gletschers. Auf italienischer Seite mangelt alle Waldung. Die Felsen sind völlig kahl, die Schluchten wild und öde, erst tief unten im Thale beginnt eine spär-

liche Vegetation. Fichten und Tannen verlieren sich auf dieser Seite merkwürdigerweise ganz und kommen auch späτer im bewohnten Thal der Adda, wo es doch ganz den Charakter eines Alpenthales trägt, nur spärlich und verkrüppelt vor.

Um den Reisenden möglichsten Schutz gegen Lawinenstürze und Schneestürme zu verschaffen, sind von Bormio aus bis zur Höhe des Joches eine Anzahl fester Wirthshäuser, sogenannte Rettungshäuser, errichtet. Die Gastgeber sind gesetzlich verpflichtet, stets auf einige Tage mit Lebensmitteln für funfzehn Personen und mit Futter für eine gleiche Anzahl Pferde versehen zu sein, damit im Fall eines unvorhergesehenen Unglückes, das die Straße sperren dürfte, kein Mangel eintreten kann. Auch für die allernöthigsten Bequemlichkeiten ist gesorgt. Ueberhaupt verdient die österreichische Regierung die vollste Anerkennung für die große Sorgfalt, welche sie auf Erhaltung dieser so kostspieligen Alpenstraße verwendet. Man sprach davon, daß man die Absicht habe, im Winter die Postverbindung mit Italien über das Joch seiner fast unüberwindlichen Schwierigkeiten und der großen Lebensgefahr wegen, mit der jeder Uebergang über dasselbe verbunden sei, aufzugeben. Mir scheint dies jedoch nicht recht wahrscheinlich, indem durch ein solches Aufgeben die Straße sehr bald ihrer völligen Zerstörung entgegengehen und zu-

gleich der österreichischen Regierung ein höchst wichtiger Gebirgspaß in die italienischen Provinzen sich verschließen würde. Ob das Gerücht, das damals in Oberitalien umlief, gegründet sein mag, daß nämlich die österreichische Regierung statt der bisherigen Straße über das Stilffer Joch einen Verbindungsweg durch die Schweiz anlegen und diesen mit der großen Straße über den Splügen vereinigen werde, konnte ich nicht erfahren. Die vielen auf der Straße über das Joch beschäftigten Arbeiter schienen demselben zu widersprechen.

Von dem schön gelegenen Schwefelbade, Martinsbad, aus zeigt sich die Stadt Bormio in fruchtbarem, ziemlich breitem Thalgrunde, rings um von sehr hohen und steilen, mit ewigem Schnee bedeckten Bergen umgeben. Der höchste, ein spitziger Bergkegel, heißt im Munde des Volkes „il monte de' tre Signori," der Berg der drei Herren, weil sich Jahrhunderte lang drei Landesherren um ihn und das umliegende Gebiet gestritten haben.

Bormio macht in der Entfernung einen ganz guten Eindruck. Steinerne Häuser mit sehr schräg gelegten Dächern, einige Thürme und hoch am Berge die Trümmer der ehemaligen Burg, geben ihr von Außen das Ansehen einer hübschen Stadt. Leider ändert sich das beim Eintritt in dieselbe. Die Häuser sind schmuzig, zum Theil halb verfallen, die Straßen eng und unrein, das Volk

arm und zerlumpt. Wovon sich die Menschen in Bormio ernähren, mag Gott wissen. Handel und Gewerbe scheinen nicht zu blühen, Ackerbau gibt es wenig, da die Felsengebirge in der Nähe ihn nicht begünstigen. Dennoch scheint ziemlich viel Flachs gebaut zu werden. Ich vermuthe dies wenigstens, weil ich fast in allen Häusern die Frauen mit Flachsbrechen beschäftigt sah.

Die deutsche Sprache ist hier schon völlig verschwunden. Außer einigen Beamten versteht Niemand deutsch, und auch diese sprechen es nur ungern. Ihr Milanesisch, so gräulich es klingt und so wenig dem Fremden zugemuthet werden kann, daß er dies Geschnack verstehen soll, ist ihnen weit lieber.

Nicht ohne Grund hatte ich schon unterwegs vermuthet, daß ich mit meinem erzwelschen Postillon bei der Bezahlung in unangenehme Differenzen kommen würde. Das traf auch pünktlich und zu meinem nicht geringen Verdrusse ein. Obwohl ich ihn nach der Taxe bezahlte, behauptete er doch hartnäckig, es sei zu wenig und verlangte eine ganz unverschämte Summe. Die Verständigung war schwer, fast unmöglich. Aus seinem lärmenden Geschrei begriff ich nur so viel, daß er Bezahlung für jenes dritte Pferd forderte, das ich nicht haben wollte. Er nannte diese famose Bestie „il cavallo mortuo", eine Bezeichnung, die ich mir anfangs gar nicht zu deuten

wußte. Einige Praxis mit italienischer Fahrweise machte mich aber bald klug und so erfuhr ich denn, daß ein „cavallo mortuo," ein „todtes Pferd," eigentlich weiter nichts als eine alte Schindmähre ist, die zu weiter nichts mehr taugt, als zum Todtschlagen. Man sieht fast immer eine solche Kracke, deren Knochen kaum noch in der Haut hängen, neben den beiden guten Pferden mitlaufen. Der Postillon drischt unbarmherzig auf das arme Thier, das als „todtes" die Prügel für die andern mit erhält. Stürzt das Gequälte bei dieser Procedur, so schadet es weiter nichts, in der Regel hilft Prügeln und Schinden doch die Kutsche über die schlimmsten Stellen des Weges hinweg bringen und das „cavallo mortuo," das möglicherweise ein paar Stunden später verendet, hat geleistet, was es sollte.

Da es mir nicht passend schien, Geld für ein Thier zu zahlen, das ich gar nicht gebraucht hatte, so entspann sich sehr bald ein Streit zwischen mir und meinem welschen Wagenlenker. Der blinde Passagier wollte vermitteln und erklärte mir mit sehr vielen Worten Dinge, die ich nicht verstand. Wirthin, Cameriere und alles Küchenpersonal kamen ebenfalls dazu, Alle dem Forestiere zu dienen und Frieden zu stiften. Das war nun aber vergebliches Bemühen, da mir der Geduldsfaden nach und nach riß. In der Hoffnung, daß ein klein wenig Wuth vielleicht

eher zum Ziele führen würde, erlaubte ich mir wüthend zu werden und dem zudringlichen Forderer die Summe, welche ich, was auch der Fall war, für ausreichend hielt, schließlich vor die Füße zu werfen.

Dies Manöver schlug wirklich an, die unnützen Vermittler stoben aus einander wie Spreu, auch der Postillon lief fort, das Geld blieb aber liegen. Nach einigen Minuten kam der Rossebändiger mit einem räuberisch aussehenden Menschen zurück, der mich in vintschgauischem Deutsch anredete. Dieser Mann gab mir nun zwar Recht, fügte aber auch gleich achselzuckend hinzu, daß ich den Kerl am besten los würde, wenn ich ihm das Geforderte gäbe.

Dagegen nun bestand ich auf der Posttaxe und drohte beim Postmeister zu klagen.

Der Vintschgauer kratzte sich im Kopfe.

„Versuchen können Sie's," meinte er, „aber helfen wird's Ihnen schwerlich. Denn einmal haben wir kein Postreglement, und sodann ist unser Postmeister auch immer besoffen. Der Kerl sieht und hört nicht!"

Bei solchen Auspicien blieb mir nun freilich nichts mehr übrig als Fassung — und Bezahlung. Ich warf dem Postillon noch einen Zehnkreuzer hin als Vermehrung seines Trinkgeldes und erklärte mit einem derben Fluche, daß er weiter nichts mehr zu erwarten habe. Brummend trollte er darauf ab.

Dieser erste Zwist mit einem italienischen Postillon war auch mein letzter auf der ganzen Reise, so häufig ich auch noch verschiedener Meinung mit ihnen gewesen bin. Es ist schwer, ja geradezu unmöglich für den Fremden, gleich von Anfang an den Takt zu kennen und die Art und Weise, in welcher der stets mehr fordernde italienische Diener, welchen Namen er immer führen mag, behandelt sein will. Die Heftigkeit des Fordernden bringt den Reisenden gewöhnlich in Harnisch. Das ist es gerade, was der Italiener beabsichtigt, denn nun weiß er, daß der Fremde sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben muß. Er überschüttet den Ungeduldigen mit einem Strom von Worten, auf die der Fremde kaum dürftige Sylben zu erwiedern weiß. Zugleich baut er auf die Ungeduld des Reisenden und auf seine eigene grandiose Ausdauer, die er gelegentlich bis zur Frechheit steigert, denn auch für die Heftigkeit muß der Fremde zuletzt noch zahlen. Glücklicherweise sieht man bald ein, daß man ein Thor gewesen ist und ändert sein Verfahren. Zu empfehlen ist immer Ruhe und noch mehr Heiterkeit. Man lache zu der tollen Forderung des Italieners und setze ihm heiter aus einander, wenn er darauf besteht, daß er mit dem, was man zu geben gesonnen sei, die größten Genüsse sich verschaffen könne. Thut man dies scherzend und munter, so stehe ich dafür, daß auch der unverschäm-

teste Facchino mit einem „Va bene" oder „parlate bene" schließen und vollkommen zufrieden von dannen gehen wird. Mir wenigstens hat diese Taktik, sobald ich sie befolgte, immer die besten Früchte getragen und was noch mehr ist, ich habe den göttlichsten Spaß dabei gehabt. Denn amusanter ist so leicht auch Niemand, als ein lustiger Italiener, der in dem Fremden einen Menschen erblickt, welcher Scherz versteht. Jede Unterhandlung mit ihm wird zur ergötzlichsten Posse, über die am Ende beide Betheiligte nebst der zahlreichen Zuschauermenge, die sich stets dabei einfindet, aus Herzensgrunde lachen.

Gezwungen mußte ich zwei Nächte und einen ganzen Tag in Bormio bleiben. Zum Glück war das Wetter unvergleichlich schön. Ueber den blitzenden Schneepyramiden glänzte der blaueste Himmel, im Thal brannte die Sonne, es war ganz sommerlich. Ich benutzte den schönen Tag zu einem Spaziergang in's Furbathal, das von einem springenden Alpenwasser belebt wird. Dieser reißende Bach vereinigt sich eine Viertelstunde unterhalb Bormio mit der Adda und verwandelt sie noch so nahe der Quelle schon in einen ansehnlichen, oft reißenden Fluß.

Ohne die malerische Form der Berge und deren prächtige Beleuchtung je nach dem Stande der Sonne würde dieses Alpenthal sehr einförmig und uninteressant sein. Außer dürftigen verkrüppelten Kiefern und Wach-

holdergesträuch weit und breit kein Baum. Wiesen und Felder von Steinen besäet und liederlich bearbeitet. Ganz oder halb zerfallene Häuser im Thal und an Bergeshängen. Wohin man sieht, überall stößt man auf Ruinen, auch neben und in bewohnten Dörfern. Viele dieser Häuser waren jedenfalls von den Bewohnern mit Absicht verlassen worden, weil sie an Orten lagen, die Schneestürmen, zerstörenden Bergwassern und Lawinen ausgesetzt sein mögen. Anders wenigstens lassen sich diese vielen Trümmerhaufen nicht erklären.

Uebel genug freilich sind diese Thalbewohner daran. Die Felsen sind steil, unfruchtbar, Gefahr drohend und bringend. Schon die Namen der Ortschaften deuten theilweise darauf hin. So heißt z. B. im Furbathale ein recht freundlich aussehendes Dorf „Maglia vacca," deutsch „Friß die Kuh." Dieser wunderliche Name soll daher kommen, weil die im unzugänglichen Gebirge weidenden Kühe häufig in Schluchten stürzen und dabei umkommen.

Auffallend war mir im ganzen obern Veltlin die eigenthümliche Bauart der Häuser, deren Zweckmäßigkeit mir nicht recht einleuchten will. Die Dächer, auch in den Städten, stehen nämlich nach einer Seite, oft auch nach beiden offen, indem die Giebelwände blos bis an den Dachsims reichen. Durch Breterverschlag wie bei uns wird die fehlende Mauer nicht ersetzt. Wind und

Regen können sich ungehindert Bahn in's Innere der Häuser brechen und den hier aufgestapelten Vorrath an Holz und Reißig verderben. Schon in Meran gibt es so wunderlich construirte Häuser, doch kommen sie dort nur ausnahmsweise vor. Im Veltlin sind sie dagegen ganz allgemein. Ich vermuthete anfangs in solchen offenstehenden Gie[illegible] Trockenböden, deren bedarf man aber nicht, da jede Wand und Gasse dazu benutzt wird. Feine und grobe, ganze und zerrissene Wäsche, weit mehr aber haderartige Lumpen baumeln lustig vor allen Fenstern, eine Sitte, die bald allgemein wird und durch ganz Italien, die größten und prachtvollsten Städte nicht ausgenommen, das Auge des Fremden beleidigt. In großen Städten garnirt man alle Häuser mit solchem Gelümpel, so daß oft vier bis fünf Stock übereinander die Bett- und Leibwäsche aller im Hause wohnenden Familien auf diese Weise im Straßenstaube trocknet. Ich könnte aber nicht gerade sagen, daß dies wesentlich zur Erhöhung der Schönheit italienischer Städte beitrüge.

Das Veltlin gehört zu den fruchtbarsten Gegenden Oberitaliens. Es erstreckt sich von Bormio bis an den Comer See und wird seiner ganzen Länge nach von der Adda durchströmt. Die sogenannte Serra, ein enger wilder Felsenpaß, führt in dies reizende Paradies, an dessen sonniger Pforte die freundliche Stadt Tirano liegt.

Weingärten, Kastanien- und Maulbeerbäume erfüllen das hier schon weite Thal der Adda, die mit ihren murmelnden Silberwellen Gärten und Wiesen befruchtet. Dennoch scheint das Volk weder wohlhabend noch glücklich zu sein. Zerlumpte oder schmuzig gekleidete Menschen sieht man hier auf allen Straßen, in jedem Orte, selbst eine Menge Cretins mit dummen, glotzenden Augen und widerlich dicken Köpfen, zu denen der übrige kleine und zerbrechliche Körper in gar keinem Verhältnisse steht, begegnen dem Reisenden häufig. Ueberhaupt macht das Volk auf den aus Deutschland Kommenden in diesem Theile Italiens keinen günstigen Eindruck. Man glaubt unter lauter Bettlern oder wenigstens unter lauter Bedürftigen zu leben und wird in dieser Meinung durch häufige Ansprache hinlänglich bestärkt.

Der erste Anblick des veltliner Landvolkes reizt unwillkürlich die Lachmuskeln. Es geht auch gar zu komisch einher. Am lächerlichsten erscheinen uns Nordländern die Männer. Wir, die wir die Tracht der kurzen Hosen, der Strümpfe und Schuhe längst abgelegt haben, sehen hier auf einmal Alles beschuht und in kurze Unaussprechliche eingenäht. Und damit diese an sich geschmacklose Tracht noch geschmackloser und burlesker werde, schaffen sich die Veltliner immer Tuch von einerlei Farbe für Beinkleider, Weste und Rock auf den Leib. Rock? Nein, das ist eine Lüge

Röcke trägt Niemand im Veltlin; hier schwärmt Knabe und Greis für den Frack, dieses dümmste aller Kleidungsstücke, und gibt diesem verstümmelten Rocke eine Form, die als eine neue, wenigstens lange Zeit nicht mehr dagewesene, den Pariser Kleiderkünstlern dringend zu empfehlen ist. Dieser Frack hat breite, aber sehr kurze Schöße, die nur wenig über den halben Schenkel herabreichen. Auf Schnitt und Taille hält man nicht gar viel, denn besagtes Kleidungsstück baumelt auf unbeschreibliche Weise um den hagern, kleinen Körper des Veltliner. Blau, Braun und Ziegelroth sind allgemein beliebte Farben, doch überwiegt das Braun die beiden andern. Ein vollständig landesüblich gekleideter Veltliner trägt Sommer und Winter braunen Frack, braune Weste, braune Hosen, grauweiße Strümpfe und Schnallenschuhe, dazu ein grobes Hemd, das stets die offene Brust sehen läßt, da sich Niemand eines Halstuches bedient. Ein Hut darf nun schon gar nicht fehlen, sei's auch, was gewöhnlich ist, einer mit blos halber oder durchgegriffener Krempe und mit zerlöchertem oder in unbeschreiblich malerische Formen ein- und zusammengeknicktem Kopfe. Von Alter oder Wind und Regen ist auch diese zierliche Kopfbedeckung braun oder röthlich geworden und harmonirt mithin vortrefflich mit der übrigen Kleidung. Ganz unentbehrlich ist noch der sehr große Regenschirm von fahlgelber, grünlicher oder röthlicher Wachsleinwand. Der

Veltliner trägt ihn lose zusammengeschlagen stets unter'm Arm, doch kann man's auch häufig erleben, daß einem zweirädrige mit Mist beladene Karren begegnen, auf denen der Eigenthümer blau, roth oder braun befrackt und behos't, den gräulichen Hut tief in die Stirn gedrückt, gemächlich auf dem Bauche liegt, eine fast halbellige Cigarre raucht und den Regenschirm, gegen Sonne oder Regen ausgespannt, vor sich auf den Mist gepflanzt hat. Ich zweifle, daß es irgend einen Menschen gibt, der solche Begegnung ohne Lachen betrachten kann. Indeß hat das Mitführen des Regenschirmes, mit dem sich jeder Italiener trägt, seinen guten Grund. Italienische Regengüsse gleichen unsern Wolkenbrüchen und wirken nach allgemeiner Erfahrung äußerst nachtheilig auf die Haut. Gewöhnlich trägt Jeder, der von einem derartigen Guſſe recht durchweicht wird, das Fieber davon. Darum das ewige Geschleppe mit einem großen, gegen das Durchdringen des Regens mit einem Wachsüberzug geschützten Schirme.

Die Männer im Veltlin sind meistens nur von mittler Größe, hager, ja sogar dürr. Brust und Hals tragen sie, wie schon erwähnt, stets blos, das Gesicht ist bleich, fast erdfahl, die Augen dunkel und blitzend, Haar und Bart braun oder schwarz. Leider scheinen sie von übertriebener Reinlichkeit eben so wenig Freunde zu sein,

als von Ordnungsliebe, weshalb denn fast Alle entweder wie Vagabunden oder wie angehende Straßenräuber aussehen. Viele nehmen auch durchaus keinen Anstand, vor jedem Wagen den formlosen Hut zu ziehen und die Reisenden mit kläglicher Stimme um ein Almosen anzubetteln. Hübscher sind die Weiber, obwohl sie nur wenig mit den eigentlichen Italienerinnen gemein haben. Sie schmücken sich die dunkeln Haare mit silbernen Nadeln, die sie in großer Anzahl in Form eines Sternes, dessen Kern ein silberner Pfeil bildet, rund um die starken Flechten stecken. Im Sonnenschein blitzt dieser zierliche und originelle Kopfputz schon aus der Ferne gar anmuthig unter dem Weinlaub hervor, das häufig die Straße überwölbt. Dabei tragen sie sich frei und leicht und wissen ihre großen leuchtenden Augen vortheilhaft zu gebrauchen. Sinn für Reinlichkeit ist aber auch diesen Schönen leider nicht angeboren.

Sondrio, ein freundliches Städtchen mit schöner Kirche, liegt am Fuße des hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Monte della disgrazia am Eingange des seiner Naturschönheiten wegen berühmten Thales von Malengo. Trümmer einer geschleiften Feste blicken von hohem, mit Wein bepflanztem Berge herab in's breite fruchtbare Thal der Adda, das hier bereits ganz italienischen Charakter trägt. Ich sah hier zum ersten Male die Sonne am klaren blauen Himmel hinter den Schneebergen in goldenem Glorien-

schein verschwinden, die spitzigen Ferner in rosigem Feuer erglühen und noch lange, als schon violettblaue Schatten die Thäler erfüllten, am dunkeln Himmel leuchten wie ferne lohende Wachfeuer auf Lagerwällen.

Die Nacht war sternenhell und mild. Im sich erweiternden Thal der Adda, aus dem sich die Berge hinter Morbegno mehr in die Ferne zurückziehen, rollten leicht flimmernde Nebel. Aus dem tiefen und breiten Bergkessel des Comer-Sees wehte uns ein milder Hauch des Südens entgegen.

Klänge eines fernen schmetternden Posthornes erweckten mich aus träumerischem Geistesdämmer.

„Die Splügener Post," sagte der Conducteur neben mir. „Sie hat gutes Wetter gehabt, sonst könnte sie noch nicht da sein."

Vor mir lag eine dunkle Häusermasse, darüber glänzte es wie mattes Silber. Sterne zitterten und leuchteten auf silberblauem Grunde. Rothe Flammen zuckten dazwischen auf und warfen auf die bebende Fläche einen dunkeln Wiederschein.

„Ist das der See?" fragte ich den Conducteur und beugte mich weit aus dem Cabriolet.

„Ja, Herr! Und diese kleine Stadt ist Colico, wo die Posten aus der Schweiz und Tyrol zusammentreffen."

„Der Comer-See!“ wiederholte ich, das Auge sehnsuchttrunken auf die von den Zaubern der weichen Octobernacht reizvoll verschleierte Landschaft heftend. Ueberall brannten hellglänzende purpurne Flammen auf der stillen Fluth. Drüben aus dem Silberglanz der Nebel leuchteten mattschimmernd die Schneekegel der Lepontiner-Alpen. Millionen Sterne funkelten über den scharfen Riesenhäuptern der Gebirge und Schwärme von Sternschnuppen flogen wie Leuchtkugeln durch die dunkleren Marken des Himmels. Wohin ich sah, überall Glanz, Schimmer, Licht und Farbe, selbst im Dämmer der Nacht. An den Bergen die schwarzen Pyramiden der Cypressen, leicht schwankend im Winde. „Ja, das ist Italien!“ rief ich mir selbst zu. „Das ist die Pforte zu den Gärten der Hesperiden!“

Eiligst stieg ich vom Wagen, bog um eine Ecke und vor mir lag in seiner ganzen unbeschreiblich milden Schönheit der Zauberspiegel des See's, an dessen beglückten Ufern der Oelbaum wächst und die süße goldglänzende Orange reift.

II.

Nachtfahrt um den Comer-See. Monza. Ankunft in Mailand.

Der Comer-See bildet bekanntlich drei Arme und erhält durch das Hereintreten des Vorgebirges von Bellaggio die Gestalt einer Gabel. Am Ende des nördlichen Seearmes, der sich tief hineindrängt in die Alpen, liegt Colico, ein wenig anziehendes Städtchen voll italienischen Schmuzes. Lecco und Como, nicht große, aber belebte Städte mit ächt italienischer Färbung, haben sich an den andern beiden Enden des Seearmes ausgebreitet und streiten sich gegenseitig um Schönheit und Anmuth ihrer Umgebungen.

Zur Zeit der Saison, die mit Anfang November endigt, befahren täglich zierlich gebaute und elegant eingerichtete Dampfboote den See und legen an den Hauptorten an, um Reisende einzunehmen und abzusetzen. Ich würde eine solche Seereise vermuthlich auch vorgezogen haben, wäre es lichter Tag gewesen, so aber war es tiefe

Mitternacht und ein Nachtquartier in Colico, hatte ich gehört, soll unter diejenigen Lebensfreuden gehören, an deren einmal gehabten Genuß man sich ungern erinnert. Ich zog daher vor, mich mit einer Menge anderer Passagiere, die allesammt sich in der mir total unverständlichen Milanesischen Zunge unterhielten, aus einem Postwagen in den andern packen zu lassen und weiter zu reisen. Glücklicherweise eroberte ich mir den Sitz im Cabriolet, etwas, das man durch rasches Handeln auf italienischen Posten erreichen kann. Dieser Platz war mir viel werth, da er mir volle Freiheit und die schönste Aussicht auf die See- und Berglandschaft gestattete.

Der Conducteur von Bormio war mir ein freundlicher Mentor gewesen. Leider trat dieser Mann, der eine für seine Stellung seltene Bildung besaß und in italienischer wie deutscher Literatur gleich wohl bewandert war, in Colico ab. Sein Nachfolger besaß alle unangenehmen Eigenschaften eines anmaßenden Italieners und that sich nicht den geringsten Zwang an. Er war von großem und sehr umfangreichem Körperbau, brauchte mithin volle zwei Dritttheile des beschränkten Cabrioletraumes. Diese benutzte er etwas unverschämt, indem er beide Arme so breit wie möglich auf die Deckwand legte und stundenlang in dieser Stellung verharrte. Zum Ueberfluß rauchte er noch ununterbrochen Tabak, nicht etwa feinen

Portorico, sondern national-österreichisches Kraut, dessen balsamischer Duft bisweilen eine gelinde Verwandtschaft mit dem Geruch verbrannter Assa foetida hat. Ich kämpfte nun zwar möglichst gegen die Dampfwolken meines Nebenmannes dadurch, daß ich nach Kräften meine theuer verzollten Cigarren rauchte, allein Genuß war bei diesem Wettrauchen auf meiner Seite nicht zu spüren.

Da ich wußte, daß der Conducteur gut deutsch sprach, redete ich ihn in meiner Muttersprache an. Die rauchende Maschine muckte aber nicht. Ich glaubte, er rauche schlafend und schwieg. Das war jedoch Täuschung von meiner Seite. Der eigensinnige Lombarde hatte mich recht gut verstanden, es war ihm blos nicht angenehm, deutsch zu reden. Beim ersten italienischen Laut, den ich erklingen ließ, wurde der dicke Conducteur nur halb so breit, höflich und gesprächig, und ohne daß ich weiter Ursache gehabt hätte, mit Fragen in ihn zu dringen, nannte er mir von selbst die wichtigsten Punkte des See's, wie wir im matten Silberdämmer der Nacht an ihnen vorüberflogen.

Es ist dies ein Beweis, wie wenig der geborene Italiener deutsche Sprache und deutsches Leben liebt. Noch oft hatte ich später Gelegenheit, Aehnliches zu erleben und daraus den Schluß zu ziehen, daß der Italiener den Deutschen haßt und wahrscheinlich immer hassen wird.

Dies kann füglich nicht anders sein, da beide Nationen in Charakter, Neigung, Gewohnheit, Sitte und Lebensweise himmelweit von einander verschieden sind.

Um die wahrhaft bezaubernden Schönheiten des Comer-See's gründlich zu genießen, ist es nöthig, daß man bei Tag und Nacht in seinen Reizen schwelgt. Eine Nachtfahrt um den See, wie ich sie bei klarstem Sternenschein machte, gehört wesentlich dazu. Die vielen Fischerkähne, die mit lohenden Fackeln theils still auf dem schimmernden Wasserbecken lagen, theils lautlos über dasselbe hinglitten, glänzende Silberfurchen hinter sich aufwerfend, gewährten allein schon ein unvergleichlich schönes Nachtbild.

Bei Varenna, dem Vorgebirge Bellagio gegenüber, haben die Ufer einen durchaus süditalienischen Charakter. Die steilen Berge sind weit hinauf mit malerisch verkrüppelten Oel- und Feigenbäumen bewachsen, zu allen Kapellen und Kirchen führen Cypressenalleen, selbst eine Pinie wuchert hin und wieder auf felsiger Höhe und spannt ihren grünen durchsichtigen Nadelschirm gegen den hell glänzenden Himmel aus. Von der Fruchtbarkeit wildwachsender Rankengewächse kann man sich kaum eine Vorstellung machen, da Aehnliches bei uns nie und nirgends vorkommt, selbst da nicht, wo die pflegende Hand des Gärtners diesen verschönernden Schmarotzerpflanzen besondere Aufmerksamkeit widmet.

Ueberrascht schon die kühne Anlage der Alpenstraße über das Stilfser Joch und durch die Felsenschlünde der Adda, so setzt der Straßenbau um die Ufer des Comer-See's vollends in Verwunderung. Ich kenne weder eine solider noch schöner angelegte Straße. Immer hart am steilen Seeufer fortlaufend, durchbohrt sie mehrmals lange Strecken der steil vorspringenden Felsen und zwar in solcher Breite, daß zwei Vierspänner einander bequem ausweichen können. Innerhalb dieser hohen und breiten Tunnel, die gegen den See durchbrochen sind und die köstlichsten Ansichten gewähren, krümmt sich die Straße, weshalb die Postillone beim Eintritt in die Tunnel eigentlich verpflichtet sind, von ihrem Horne Gebrauch zu machen. Die Italiener thun dies aber nicht. Sie ziehen es vor, mit ihren kurzen Peitschen, die sie mit Virtuosengeschicklichkeit handhaben, einen solchen Lärm zu machen, daß Taube davon ihr Gehör wieder bekommen könnten. In Deutschland würde man solche Wegstrecken im Schritte befahren, in Italien hetzt man wo möglich im Galopp hindurch, Gott und dem guten Glück Passagiere und Fuhrwerk anvertrauend.

Diese Tunnel, die kurz vor Lecco aufhören, heißen Galerien und verdienen mit eben so gutem Recht als der See selbst und die reizenden Städte und Flecken, die seine lieblichen Ufer schmücken, einen Besuch. Wer ihn unter-

nimmt, wird für die geringe Mühe reichlich entschädigt werden.

Bei Lecco wird der See wieder zum Fluß, der sich, sobald man ihn auf schöner Brücke überschritten hat, nochmals zum See erweitert und erst später als vergrößerte Adda in die lombardische Ebene strömt. An beiden Ufern ziehen sich die anmuthigsten Weingärten, an Hügeln hinaufkletternd und kleine Thäler füllend, Stundenlang fort, bis die Berge nach und nach zurücktreten und der unermeßlichen fruchtbaren, aber eintönigen lombardischen Ebene Platz machen.

Zwei reitende Gensd'armen gesellten sich bei der Herausfahrt aus Lecco zu uns, ich weiß nicht, ob durch Zufall oder auf Befehl. Sie begleiteten uns, bis es tagte und die malerische Hügelwelt der Brianza, die man auf dieser Tour nur berührt, schon weit hinter uns lag. Obwohl die österreichische Regierung Alles thut, was möglicherweise in Friedenszeiten geschehen kann, ohne das ganze Land mit Gensdarmerie zu überschwemmen, vermag sie doch häufig vorkommende Räubereien nicht zu verhindern. Nirgend ist die Unsicherheit größer in Italien, als in der Lombardei und in Mailand's nächster Umgebung. Die Leute unterhielten sich in allen Wirthshäusern von Räubergeschichten, die in den letzten Wochen dicht vor den Thoren Mailand's vorgekommen waren. Selbst Prie-

ster, die doch in der Regel auch der italienische Bandit respectirt, waren vor Kurzem angefallen, gemißhandelt und geplündert worden. Der Conducteur war so voll von diesen Räubern und sah sich während der Fahrt durch den falb aufdämmernden Morgen so scheu um, daß ich mich alsbald mit Leib und Seele in das Vaterland Rinaldo Rinaldini's versetzt fühlte.

Um acht Uhr früh erreichten wir das alterthümliche, in mancher Hinsicht berühmte Monza. Obwohl die Stadt nur 16,000 Einwohner zählen soll, war sie doch belebter, als doppelt stark bevölkerte Städte in Deutschland. Schaaren von Lastthieren durchzogen die engen Straßen mit ihren schreienden Treibern, vor den Häusern lärmte nnd handthierte allerlei Volk oder trieb sich müssig und schwatzend herum. Dies bunte, heitre Leben würde ganz erquicklich gewesen sein, hätte nicht bittere Armuth und ungemessener Schmuz allzustarke Schlagschatten auf das lustige Gemälde geworfen.

Das merkwürdigste Gebäude in Monza ist der Dom, von der Königin Theodolinde gegründet. Die schwarzgrauen gewaltigen Steinmassen verrathen sein hohes Alter. Reliquien und Kostbarkeiten von großem Werthe, zum Theil noch aus den Zeiten der Longobarden herstammend, werden in ihm aufbewahrt, so wie die berühmte eiserne Krone der lombardischen Könige, die außer den

deutschen Kaisern, welche Ansprüche auf Italien machten, auch Napoleon und in allerneuester Zeit Kaiser Ferdinand I. sich auf's Haupt setzten. Um sie zu sehen, bedarf es eines ausdrücklichen Erlaubnißscheines des Gouverneurs von Mailand. Wer nicht Lust hat, sich zu dieser Petition herabzulassen, kann in der Sakristei eine getreue Copie derselben genau betrachten. Den Namen „eiserne Krone" verdient sie nicht, da sie ganz von Gold und Edelsteinen zusammengesetzt und nur in ihrem Innern ein einfacher eiserner Ring befindlich ist, der der Sage nach aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet worden sein soll.

Nahe bei der Stadt liegt der imposante Palast des Vicekönigs der Lombardei, umgeben von dem schönsten und größten Park Italiens, in dem es von Fasanen, Hirschen und anderm Wildpret wimmelt. Ehedem gab es in Monza auch einen Palast Friedrich Barbarossa's, dessen Ueberreste jetzt kaum mehr zu erkennen sind, da man sie zum Besten der Stadt in ein Magazin verwandelt hat!

Monza ist seit einigen Jahren durch Eisenbahn mit Mailand verbunden, doch übt dies auf den Postverkehr zur Zeit noch keinen Einfluß. Wahrscheinlich wird die Regierung erst nach gänzlicher Vollendung der lombardisch-venetianischen Bahn die Post mit derselben in Verbindung bringen. Gegenwärtig fährt man von Mailand nach

Monza und zurück täglich wohl vier- bis fünfmal in Zeit von einer halben Stunde.

Eine Reise im Postwagen durch die Lombardei gehört nicht zu den Hochgenüssen des Lebens, so vortrefflich auch die Straßen sind und so rasch man vorwärts kommt. Bei trockenem Wetter erstickt man fast vor Staub und zu sehen ist nichts wie blauer oder grauer Himmel, Alleen von Maulbeerbäumen zu beiden Seiten der Straße, endlose Felder, mit Bäumen durchzogen und weißgekalkte Mauern, welche die Felder einfriedigen. Wäre nicht lebhafter Verkehr auf der Straße selbst; lustiges Getümmel fahrender und reitender Menschen, meistens in Trachten, wie sie bei uns kaum Bettler tragen, so gäbe es nichts was Auge und Kopf beschäftigte.

Die Nähe Mailands macht sich nur durch größeres Menschengewühl und durch häufig vorbei eilende elegante Equipagen bemerkbar. Von der Stadt selbst sieht man so gut wie nichts, bis man die Porta Orientale erreicht. Mailand's Lage ist zu flach, um einen imposanten Anblick zu gewähren, auch fehlen ihm hohe Thürme, die über die nächste ziemlich baumreiche Umgebung herausragen. Die dünne Spitze des Domes ist zu fein und steht zu isolirt da, um ein fesselnder Punkt für das Auge zu werden. Unmittelbar vor der Stadt will es einem gar nicht zu Sinne, daß dieser glänzende dünne Schaft, der

fast wie ein Mastbaum am blauen Hintergrunde des Himmels sich abzeichnet, die hohe Spitze des weltberühmten in allen Sprachen Europa's besungenen „Marmorplatten-Domes" sein soll.

Der Corso, den man durch die einer Hauptstadt sehr würdige Porta Orientale betritt, macht durch Breite und palastähnliche Wohnungen einen günstigen Eindruck, der an Tiefe gewinnt, sobald die kolossalen Massen des Domes aus dem Häuserknäuel heraustreten und sich in ihrer ganzen Großartigkeit dem Fremden präsentiren.

Auf dem geräumigen Platze vor dem Dome sowie den breiten Stufen, die zu seinen Haupteingangsthüren führen, wimmelte es von Landleuten, doch schien es nicht, als hätten sie sich hier gemeinschaftlicher Erbauung wegen zusammengefunden, sondern als gelte es Geschäfte zu schließen oder aus lieber Langeweile Conversation zu machen. Fast Alle hatten beide Hände in den Taschen ihrer Jacken oder Hosen stecken und eine jener schwarzen wurmartigen Cigarren im Munde, mit denen das lombardisch-venetianische Königreich die Geschmacks- und Geruchsnerven aller Fremden peinigt.

Am Thore wurde der Postwagen wider Erwarten nicht einmal angehalten. Auch auf der Post fragte Niemand nach verbotenen Waaren, nach Salz, Tabak und Broschüren, nur der Paß ward in Beschlag genommen

und dann jeder Fremde sich und seinem Schicksale überlassen.

Ich muß gestehen, daß ich mir die Hauptstadt der Lombardei viel deutscher, wenigstens von deutschem Element weit mehr durchdrungen gedacht hatte. Ich fand eine Stadt mit scharf ausgeprägtem italienischen Charakter. Die deutsche Sprache war total verschwunden, selbst da, wo man ihr noch zu begegnen wenigstens vermuthen durfte. Alle Beamte, Polizisten und Packträger auf der Post welschten, d. h. sie sprachen den greulichen mailänder Dialekt, der meinen Ohren grade so wehe that, als unsere melodische Sprache dem der Italiener, und den ich aus dem einfachen Grunde so sehr haßte, weil es mir unmöglich blieb, den Schlüssel zu dieser famosen räthselhaften Sprache zu finden. Zum Glück verstanden die gelbbraunen Facchini, die unter lebhaften Gesticulationen ihre Fäuste und Schultern zu meiner Disposition stellten, mein zaghaftes Toscanisch, oder das, was ich dafür hielt, und geleiteten mich nach meinem Verlangen in's Reichmann'sche Hotel, wo sich neben deutscher Reinlichkeit auch noch eine deutsche Sprachinsel unversehrt erhalten hat.

III.

Straßenleben. Der Dom. Schacher der Geistlichkeit. Kunstschätze.

Wer zum ersten Male die Alpen überschreitet, dem tritt in Mailand vor Allem der rauschende Straßenlärm befremdend, bald störend und bald wieder anmuthend entgegen. Auch die belebteste deutsche Stadt, wie etwa Hamburg, wo es doch wahrlich an Menschen, an lebhaftem Durcheinander, an Handel und Wandel auch im Freien nicht fehlt, ist gegen italienische Städte ersten, zweiten und dritten Ranges todt. Nicht, daß die Italiener Alles öffentlich treiben, selbst das, was wir Nordländer für unanständig halten, bewirkt die größere Lebendigkeit, sondern, daß sie nichts thun können, ohne dabei Spektakel zu machen. Der Schuster und Schneider, der vor seiner Bude sitzt und arbeitet, singt nebenbei noch ein Stück Opernarie oder unterhält sich quer über die Straße mit ein paar Nachbarn so laut, daß man häuserweit das Gespräch noch verfolgen kann; der Kastanienverkäufer, der von früh

bis tief in die Nacht hinein seine großen Blechpfannen über dem Kohlenfeuer schüttelt, um die süßen Früchte für tausend und abertausend Hungrige zu braten, ruft ununterbrochen seine Waare aus, und so jeder Andere, der etwas zu verschachern hat, sei es auch noch so unbedeutend und werthlos. Sogar bis dicht an die Kirchthüren dringt dies charakteristische Geschrei, denn hier treiben sich Schwärme alter Weiber herum, die Traktätchen, Geschichten Heiliger und wunderthätiger Marienbilder, oder Abbildungen christlicher Märtyrer, Rosenkränze ꝛc. in Menge verkaufen uud Vorübergehende bis in die Vorhallen der Tempel mit ihrem Geschrei verfolgen. Schweigend gehen nur Fremde und Gebildete über die Straße, Mittelklasse und Plebs machen Lärm und die nichtsnutzige faule Gassenbrut natürlich am meisten.

Bei meinem ersten Ausgange, wo mir dies ruhelose öffentliche Leben als etwas Neues entgegentrat, ward ich wider Willen zu Betrachtungen hingedrängt, die ich vielleicht besser verschweigen sollte. Mir war nicht anders, als lebte ich in einer Mährchenwelt, wo es erlaubt ist, sich die ungereimtesten Dinge als wahr zu denken und das Unvereinbarste zu vereinigen. Kann man sich aber etwas Unvereinbareres vorstellen, als riesengroße ungarische Grenadiere, die Ehren- und Leibwachen der österreichischen Kaiser, und dies rastlose Getümmel eines nie ruhigen

Volkes? Oesterreichische Bedachtsamkeit und Verehrung lautloser Ruhe neben lombardisch heftigem Wesen und immer wacher Lust zu verbotener Neuerung? Wie, sagte ich zu mir selbst, wie würden sich diese schnauzbärtigen Eisenfresser gebehrden, wenn es Wien's Bevölkerung oder den Bewohnern Prags plötzlich einfiele, auch einmal ihren Zungen völlig freien Lauf zu lassen und eben so zu schreien, zu spektakeln, zu gestikuliren und dummes Zeug auf der Straße zu treiben, wie diese blassen Mailänder? Würden sie wohl so stocksteif und regungslos stehen bleiben, wenn ein paar reiche Herumlungerer cigarrenqualmend an ihnen vorüberschwankten und ihnen höhnisch in's Gesicht lachten? — Würden sie gestatten, daß Jeder, weß Namens und Standes er sei, im Augenblick der Noth seiner Natur allüberall freien Lauf ließe? — Auf alle diese Fragen, die, wie ein Wirbelwind durch meinen Kopf fuhren, mußte ich ein entschiedenes Nein antworten! — Und weshalb hat die bedächtige, dem Alten zahllose Hekatomben opfernde österreichische Regierung die großmüthige Gefälligkeit, jenseits der Alpen für Alles das, was sie diesseits mit hartem Arrest, mit väterlichen Prügeln und Gott weiß womit sonst noch bestrafen würde, keinen Sinn? Warum hört, sieht, fühlt und riecht sie nicht mit denselben Organen ihres Leibes in Italien, wie in ihren sogenannten Erbländern? — Warum? — Diese Frage

will ich jeden Leser sich selbst beantworten lassen, denn ich habe keine Zeit, weil der Dom vor mir aufsteigt und sein geheimnißvolles Inneres, sein Thürmchen- und Statuenwald, durch dessen weiß glänzende Blätterkronen die purpurhelle Abendluft säuselt, mich unaufhaltsam anlocken.

Ich würde mich beruhigen können, wenn Mailand durch irgend ein Unglück zerstört würde, denn die Stadt ist nicht so schön oder charakteristisch gebaut, daß man nicht eine viel schönere auf den Trümmern der alten wieder erbauen könnte; wenn aber dieser Dom je einmal zusammenstürzen sollte unter dem Zürnen entfesselter Elementarkräfte oder unter dem wahnsinnigen Rasen menschlicher Leidenschaften, so wäre dies ein Verlust, der nie wieder ersetzt werden könnte.

Der Strasburger Münster, die Dome in Köln, Rheims, Antwerpen, die Kirchen in Nürnberg mögen als Meisterwerke reinsten gothisch-germanischen Baustyls in der Kunstgeschichte von größerer Bedeutung sein, als der Dom von Mailand; an Majestät und wirksamer äußerer Pracht können sie ihn doch nicht übertreffen. Ein Blick freilich sagt uns schon, daß an diesem Riesenbau Jahrhunderte lang Meisterhände Marmorblock auf Marmorblock fügten und unwürdige Pfuscher mit verdorbenem Geschmack die edlen Blüthen gediegenster Kunst durch stümperhafte Anhängsel wieder verunstalteten. Diesen Eindruck machte we-

nigstens auf mich die Façade, in der alle möglichen Baustyle mosaikartig durcheinander gewirrt sind. Man bemühe sich aber, über einzelnes Störende rasch hinwegzuschlüpfen und nur das Ganze auf sich wirken zu lassen, und man wird immer von Neuem zurückkehren zu befriedigenderer Beschauung und zu geistig wohlthuendem Genusse.

Es ist nicht meine Aufgabe, in diesen skizzenartigen Reiseeindrücken eine Kunstgeschichte zu schreiben. Dazu bedürfte ich größeren Raumes, als mir gestattet ist und tieferer Studien, als sie ein flüchtig Reisender, der sich erholen, zerstreuen und Saamenkörner für künftige Saaten aufsammeln will, machen kann. Es sei daher für solche Leser, denen es an Gelegenheit fehlen dürfte, aus reicher fließenden Quellen Belehrung zu schöpfen, hier nur angedeutet, daß der Bau dieses wundervollen Tempels im vierzehnten Jahrhundert begonnen wurde, und zwar, wie allgemein angenommen wird, von einem deutschen Meister, Namens Heinrich von Gmund, den die Italiener in einen Enrico di Gamodio übersetzten. Fürst Giovanni Galeazzo Visconte von Mailand legte den Grundstein. Wie bei allen großen Kirchenbauten im Mittelalter, die im allergrößten Styl angelegt waren, wechselten auch beim Bau des Mailänder Domes die Baumeister oft, theils, weil jeder andere Pläne ausführen wollte, theils weil sie sich unter einander nicht vertragen konnten. Die Deut-

schen insbesondere, die wiederholt zu Rathe gezogen und zur Leitung des Baues über die Alpen herüber gerufen wurden, scheinen sehr harte Köpfe gehabt zu haben. Sie mochten sich durchaus mit den welschen Künstlern nicht vereinigen und schnürten gewöhnlich schon nach wenigen Monaten ihr Bündel. So machte es Fernach von Freiburg (Fernach de Furimberg) und Ulrich de Fissingen de Ulme. Zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts gerieth der Bau in's Stocken, wahrscheinlich in Folge kriegerischer Bewegungen. Erst in den 1480er Jahren ward er auf Veranlassung des Herzogs Giovanni Galeazzo Maria wieder ernstlich aufgenommen und ein geschickter Baumeister abermals aus Deutschland verschrieben. Es fehlte noch an der Kuppelwölbung, vor der jeder Baumeister zurückschrak, weil die Abstände der Säulen von einander zu groß waren. Zuletzt entschloß sich doch ein genialer Meister, den Versuch zu wagen und so ward, wie man gewöhnlich annimmt, durch den Baumeister Homodeus diese majestätische Wölbung glücklich zu Stande gebracht. Nach ihm fand ein wahres Wettbauen unzähliger Meister eine lange lange Reihe von Jahren statt, was denn ein Ueberhandnehmen der barockesten Geschmacklosigkeit, die sich zum Glück mit der Außenseite begnügte, zur Folge hatte. Am tollsten trieb es Pellegrini, der auf Befehl des Erzbischofs Karl Borromäus die Façade

weiter baute und den gothischen Styl in einen griechisch-römischen verwandelte, was denn freilich keine harmonischen Verhältnisse geben wollte. Etwa siebenzig Jahre später verordnete Kardinal Friedrich Borromäus, daß jetzt im alten Styl wieder fortgebaut werden solle. Die Vollendung und jetzige Gestalt des Domes hat die Welt Napoleon zu verdanken, der seit 1805 den Weiterbau nach dem ursprünglichen Plane fortführen ließ. Kaiser Franz trat ruhmwürdig später in seine Fußtapfen und so konnte denn bis jetzt dem bewunderungswürdigen Tempel der äußere Anschein gänzlicher Vollendung gegeben werden, obwohl bei näherer Betrachtung in die Augen springt, daß noch Manches fehlt, um ein harmonisches Ganzes hervorzubringen.

Glücklicherweise verschwinden diese mangelhaften Einzelheiten vor der Großartigkeit des imposanten und in seiner Art einzigen Gebäudes. Freudiges Staunen erfaßt jeden Beschauer, und indem der schwindelnde Blick von Bogen zu Bogen, von Thurm zu Thurm, von Statue zu Statue schweift und hinaufsteigt bis zur vergoldeten Madonna auf dem höchsten Gipfel des Hauptthurmes, sind Bewunderung und künstlerische Andacht die einzig vorherrschenden Gefühle eines für das Erhabene empfänglichen Menschen.

Schon bei Tage, wenn der duftige dunkelblaue Him-

mel Italiens über dem blendend weißen Marmorbau sich wölbt, ist der Anblick desselben entzückend, doch ungleich erhabener erscheint er im milderen Glanz des Vollmondes. Dann glaubt man das wunderbare Werk still schaffender Geister vor sich aufsteigen und den bleichen Geist einer Kirche, wie die ausschweifendste Phantasie ihn sich ersinnen kann, vollendet vor sich zu sehen.

Das Innere dieses Domes entspricht nicht nur seinem Aeußern, es übertrifft dieses sogar noch, da hier nicht die geringste Kleinigkeit störend einwirkt.

Die Kirche zerfällt in fünf Schiffe, die vier freistehende Reihen kolossaler Säulen, an der Zahl zweiundfunfzig, bilden. Auf diesen mit prächtigen Statuen geschmückten Säulen ruht die hohe Spitzbogenwölbung der Decke, die von Unten betrachtet mit ihrer überaus kunstreichen Malerei wie die feinste durchbrochene Steinmetzarbeit aussieht. Würde man nicht von einem Kirchendiener oder andern mitleidigen Seelen darauf aufmerksam gemacht, daß diese wunderbar zierlichen Arabesken der Wölbung Täuschung seien, bei weitem die Mehrzahl der Besucher, bin ich fest überzeugt, ginge von dannen, ohne diese schöne Täuschung zu bemerken. Und ich muß offen gestehen, daß mir hier die nicht begehrte Belehrung recht unerwünscht kam; wenigstens hätte ich gewünscht, erst später mit derselben bekannt gemacht zu werden.

Kirchen, deren Inneres mich nicht ergriff, nicht ohne Orgelklang und andere Anregungen Schauer der Andacht über meine Seele ausgoß, habe ich nie leiden mögen. Es ist betrübend genug, daß unsere meisten protestantischen Kirchen keinen andern Eindruck als den der trockensten Nüchternheit, der gähnendsten Langeweile auf uns machen, was sie denn freilich in der Regel vollkommen in Einklang setzt mit der Art und Weise, wie man Gott in ihnen zu verehren pflegt. Ist man nun Jahr aus, Jahr ein genöthigt gewesen, wie es uns protestantischen Nordländern fast immer geht, nüchternen Gottesverehrungen in nüchternsten Gotteshäusern beizuwohnen — vorausgesetzt, daß man überhaupt noch zum Behuf der Erbauung Kirchen besucht — so ist die Freude keine geringe, wenn man einmal einen Tempel betreten kann, der seine Bestimmung durch die bloße Construction seines Baues erfüllt. Diesen Eindruck macht nun der Dom zu Mailand im höchsten Grade. Man betet unwillkürlich fortwandelnd unter diesem Wald thurmhoher Marmorsäulen, umflossen von dem gedämpften bunten Lichtflimmer, der mit wunderbarem Dämmer selbst am sonnenhellsten Tage die unermeßlich hohen Räume erfüllt. In solchem Bau bedarf es keiner Meßglocke, keiner Kerzen, keiner ewigen Lampen und keines Weihrauchduftes, jeder Besuch wird unwillkürlich zum Gottesdienst und die

mel Italiens über dem blendend weißen Marmorbau sich wölbt, ist der Anblick desselben entzückend, doch ungleich erhabener erscheint er im milderen Glanz des Vollmondes. Dann glaubt man das wunderbare Werk still schaffender Geister vor sich aufsteigen und den bleichen Geist einer Kirche, wie die ausschweifendste Phantasie ihn sich ersinnen kann, vollendet vor sich zu sehen.

Das Innere dieses Domes entspricht nicht nur seinem Aeußern, es übertrifft dieses sogar noch, da hier nicht die geringste Kleinigkeit störend einwirkt.

Die Kirche zerfällt in fünf Schiffe, die vier freistehende Reihen kolossaler Säulen, an der Zahl zweiundfunfzig, bilden. Auf diesen mit prächtigen Statuen geschmückten Säulen ruht die hohe Spitzbogenwölbung der Decke, die von Unten betrachtet mit ihrer überaus kunstreichen Malerei wie die feinste durchbrochene Steinmetzarbeit aussieht. Würde man nicht von einem Kirchendiener oder andern mitleidigen Seelen darauf aufmerksam gemacht, daß diese wunderbar zierlichen Arabesken der Wölbung Täuschung seien, bei weitem die Mehrzahl der Besucher, bin ich fest überzeugt, ginge von dannen, ohne diese schöne Täuschung zu bemerken. Und ich muß offen gestehen, daß mir hier die nicht begehrte Belehrung recht unerwünscht kam; wenigstens hätte ich gewünscht, erst später mit derselben bekannt gemacht zu werden.

Kirchen, deren Inneres mich nicht ergriff, nicht ohne Orgelklang und andere Anregungen Schauer der Andacht über meine Seele ausgoß, habe ich nie leiden mögen. Es ist betrübend genug, daß unsere meisten protestantischen Kirchen keinen andern Eindruck als den der trockensten Nüchternheit, der gähnendsten Langeweile auf uns machen, was sie denn freilich in der Regel vollkommen in Einklang setzt mit der Art und Weise, wie man Gott in ihnen zu verehren pflegt. Ist man nun Jahr aus, Jahr ein genöthigt gewesen, wie es uns protestantischen Nordländern fast immer geht, nüchternen Gottesverehrungen in nüchternsten Gotteshäusern beizuwohnen — vorausgesetzt, daß man überhaupt noch zum Behuf der Erbauung Kirchen besucht — so ist die Freude keine geringe, wenn man einmal einen Tempel betreten kann, der seine Bestimmung durch die bloße Construction seines Baues erfüllt. Diesen Eindruck macht nun der Dom zu Mailand im höchsten Grade. Man betet unwillkürlich fortwandelnd unter diesem Wald thurmhoher Marmorsäulen, umflossen von dem gedämpften bunten Lichtflimmer, der mit wunderbarem Dämmer selbst am sonnenhellsten Tage die unermeßlich hohen Räume erfüllt. In solchem Bau bedarf es keiner Meßglocke, keiner Kerzen, keiner ewigen Lampen und keines Weihrauchduftes, jeder Besuch wird unwillkürlich zum Gottesdienst und die

Bewunderung, die man in solchen Räumen der Kunst zollt, ist ein heißes Gebet der Andacht und Verehrung.

Dieser erste Eindruck ist mir bei allen späteren Besuchen geblieben, ja er war so tief und dauernd, daß selbst mancherlei Störnisse, wie sie vorzugsweise in katholischen Kirchen vorkommen, ihn nicht verwischen konnten.

Ein Priester, von dessen Lippen ich mit wahrhaftem Entzücken die prächtig klingende Sprache Ariost's in reinstem Dialekt erklingen hörte, nahm mich in Beschlag, um mir die reichen Schätze der Kirche zu zeigen, die aus einer Menge silbernen und goldenen Altargeräthes 2c. bestehen, wie man dergleichen überall von bald größerem bald geringerem Werthe sehen kann. Meine Aufmerksamkeit konnte sich nur widerstrebend diesen Schätzen zuwenden, die der kleine freundliche Priester als etwas ganz Apartes aus einer Menge Schränken der Sakristei hervorlangte, wobei er nie unterließ, die enormen Summen zu nennen, die sie in baarem Gelde kosten dürften. Nachdem ich die beiden silbernen Statuen des heiligen Ambrosius und Borromäus bewundert und meinem Führer einen klingenden Dank in die Hand gedrückt hatte, worüber kein Priester in Italien zürnt, eilte ich der Pforte zu, die auf das platte Marmordach und in die luftige Laterne des weithin leuchtenden Thurmes führt. Bevor mir der Eingang dahin geöffnet ward, mußte ich eine Erfahrung ma-

chen, die für den Charakter italienischer Priester zwar sehr bezeichnend ist, mein Gefühl aber tief verletzte.

Die Priesterschaft hat nämlich ein vollständiges Geschäftslocal in der Kirche etablirt, wo sich Jeder, den es gelüstet, Dach und Thurm der Kirche zu besteigen, ein Billet erkaufen muß. Ich weiß nicht mehr genau, wie viel die Person zu zahlen hat, wohl aber ist es mir unvergeßlich geblieben, daß Einer meiner Gefährten, der die begehrte Summe nicht einzeln bei sich hatte und daher einen oder zwei Centesimi zu wenig auf den Tisch legte, sehr energisch zurückgestoßen und nicht eher ihm der Eintritt gestattet wurde, als bis ein Anderer die paar fehlenden Pfennige für ihn erlegte. Dergleichem empörendem Handel mitten in den Kirchen begegnet man häufig durch ganz Italien, ja die Schacherwuth im Interesse der Priesterschaft oder zum Besten der Kirche selbst geht so weit, daß während Messe und Predigt die Mäklertische nicht weggeräumt, sondern eben so ungenirt, wie zu jeder andern Zeit, die lautesten Gespräche und die geräuschvollsten Wechselgeschäfte daran betrieben werden! — Hier fände Christus Arbeit, wenn er noch auf Erden wandelte; er müßte aber nicht eine, sondern hundert Geißeln auf einmal schwingen, um dies Otterngezücht aus den Wohnungen seines Vaters, die sie täglich zur Mördergrube machen, zu vertreiben.

Die Laien ahmen natürlich den Priestern nach und

zwar, wie ich namentlich in Mailand bemerken konnte, ohne von irgend Jemand gestört zu werden. Da es nämlich in italienischen Kirchen durchaus keine Stände und Bänke gibt, sondern Jeder sich in den geräumigen Hallen beliebig einen Platz aussucht, wo er stehend oder kniend seine Andacht hält, so ist die Speculation vermuthlich aus Galanterie für das schöne Geschlecht auf einen glücklichen und praktischen Einfall gekommen. Tausende von Stühlen und Sesseln liegen zwischen den Pfeilern hoch aufgeschichtet, um sie bei gelegener Zeit zu verwenden. Solche Zeiten sind alle vielbesuchten Messen. Man darf aber nicht etwa glauben, daß es Jedem freistehe, einen der bereit gehaltenen Sessel zu seinem Gebrauch dem Schober zu entnehmen. Gott behüte! Die Eigenthümer dieser Stühle wachen mit Argusaugen darüber, während sie, in jeder Hand ein paar Sessel, unter dem Publicum herumgehen und bald leis bald laut dieselben ausbieten. Wer zugreift, muß einige Centesimi zahlen. Diesen widerlichen abscheulichen Handel habe ich selbst an hohen Feiertagen und einmal sogar während der Predigt im mailander Dome mit angesehen. Die Einheimischen, an den Unsinn gewöhnt, fühlen freilich das Unschickliche nicht. Herren und Damen ziehen mitten im Gebet ihre Börsen und bezahlen das übliche Sesselgeld.

Nachdem wir von Heller zu Pfennig unsere Thurm-

groschen richtig erlegt hatten, durften wir endlich die breiten Marmorstufen hinaufwandeln, wie sich von selbst versteht, von einem andern Harpax begleitet, der das einträgliche Amt eines Custode des Domes inne hat. Wir betraten das Dach etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang und erklommen sogleich die höchste Galerie des Thurmes, um uns der möglichst weiten und umfassendsten Aussicht zu erfreuen.

Sowohl das Dach, wie alle übrigen Vorsprünge des Domes wimmeln von marmornen Statuen, die zum Theil von immenser Größe sind. Ihre Gesammtzahl soll 4500 betragen. Bei weitem größer ist die Zahl der Spitzen und gothischen Zacken, mit denen alle Theile der Außenseite des Domes wie besät sind.

Bei hellem Wetter ist die Aussicht von Dach und Thurm dieses Tempels wahrhaft erhaben, namentlich gegen Norden, wo der unermeßliche Wall der Alpen von den Gebirgen Tyrols bis an die Meeralpen mit seinen tausendzackigen Felsenkegeln den flimmernden Horizont begrenzt. Die Luft war leider nicht so rein, daß sie uns einen ganz klaren Anblick dieser Bergriesen gegönnt hätte. Bis an die Hüften umhüllten sie dichte weißgraue Nebel, die Häupter aber aller namhaften Berge glänzten in mattrothem Purpurschein und wanden eine prachtvolle Rosen-

zwar, wie ich namentlich in Mailand bemerken konnte, ohne von irgend Jemand gestört zu werden. Da es nämlich in italienischen Kirchen durchaus keine Stände und Bänke gibt, sondern Jeder sich in den geräumigen Hallen beliebig einen Platz aussucht, wo er stehend oder kniend seine Andacht hält, so ist die Speculation vermuthlich aus Galanterie für das schöne Geschlecht auf einen glücklichen und praktischen Einfall gekommen. Tausende von Stühlen und Sesseln liegen zwischen den Pfeilern hoch aufgeschichtet, um sie bei gelegener Zeit zu verwenden. Solche Zeiten sind alle vielbesuchten Messen. Man darf aber nicht etwa glauben, daß es Jedem freistehe, einen der bereit gehaltenen Sessel zu seinem Gebrauch dem Schober zu entnehmen. Gott behüte! Die Eigenthümer dieser Stühle wachen mit Argusaugen darüber, während sie, in jeder Hand ein paar Sessel, unter dem Publicum herumgehen und bald leis bald laut dieselben ausbieten. Wer zugreift, muß einige Centesimi zahlen. Diesen widerlichen abscheulichen Handel habe ich selbst an hohen Feiertagen und einmal sogar während der Predigt im mailander Dome mit angesehen. Die Einheimischen, an den Unsinn gewöhnt, fühlen freilich das Unschickliche nicht. Herren und Damen ziehen mitten im Gebet ihre Börsen und bezahlen das übliche Sesselgeld.

Nachdem wir von Heller zu Pfennig unsere Thurm-

groschen richtig erlegt hatten, durften wir endlich die breiten Marmorstufen hinaufwandeln, wie sich von selbst versteht, von einem andern Harpax begleitet, der das einträgliche Amt eines Custode des Domes inne hat. Wir betraten das Dach etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang und erklommen sogleich die höchste Galerie des Thurmes, um uns der möglichst weiten und umfassendsten Aussicht zu erfreuen.

Sowohl das Dach, wie alle übrigen Vorsprünge des Domes wimmeln von marmornen Statuen, die zum Theil von immenser Größe sind. Ihre Gesammtzahl soll 4500 betragen. Bei weitem größer ist die Zahl der Spitzen und gothischen Zacken, mit denen alle Theile der Außenseite des Domes wie besät sind.

Bei hellem Wetter ist die Aussicht von Dach und Thurm dieses Tempels wahrhaft erhaben, namentlich gegen Norden, wo der unermeßliche Wall der Alpen von den Gebirgen Tyrols bis an die Meeralpen mit seinen tausendzackigen Felsenkegeln den flimmernden Horizont begrenzt. Die Luft war leider nicht so rein, daß sie uns einen ganz klaren Anblick dieser Bergriesen gegönnt hätte. Bis an die Hüften umhüllten sie dichte weißgraue Nebel, die Häupter aber aller namhaften Berge glänzten in mattrothem Purpurschein und wanden eine prachtvolle Rosen-

guirlande um den blaßblauen Himmelssaum, die selbst nach Untergang der Sonne noch lange fortleuchtete.

Der Anblick der Lombardei ist weniger befriedigend. Man sieht nur eine endlose, von grünen Saaten, Hecken, Alleen und Baumgruppen durchschnittene Ebene, in der da und dort weiß leuchtende Häusermassen und Thürme auftauchen. Die lombardische Ebene ist ein fruchtbares, aber kein romantisches, kein malerisches Land.

Außer dem Dome gibt es in Mailand nicht eine einzige Kirche, die durch Größe, Pracht und vollendeten Baustyl sich auszeichnete und den Besuchenden lange fesseln könnte. Die meisten sind in altitalienischem Style erbaut und einander in der Construction und Ausführung sehr ähnlich. Basiliken- und Kreuzform wechseln ab, hin und wieder zeigt sich auch die dem Heidenthum entlehnte Kuppel. Reich an seltenen und kostbaren Kunstschätzen und namentlich an Gemälden berühmter Meister sind fast alle, und wer hinlängliche Muße hat, jeder sehenswürdigen Einzelnheit Stunden sinniger Betrachtung zu widmen, der findet überall hohen Genuß. So z. B. in der Kirche S. Ambrogio — wohl der älteste christliche Tempel Mailands, da sie bereits im Jahre 387 erbaut sein soll — Wandmalereien aus dem zwölften Jahrhundert und vor Allem eine prachtvolle Bekleidung des Haupt-

altars von Bolvino, zu deren Betrachtung jedoch die Erlaubniß der Kirchenbehörde eingeholt werden muß.

In S. Eustorgio, die einen schönen Glockenthurm hat, zeigt man in der Kapelle der heiligen drei Könige den Sarkophag, der ehedem die Körper der viel berühmten Heiligen barg. Die Inschrift desselben „Sepulcrum trium magorum“ läßt keinen Zweifel an dessen Aechtheit aufkommen. Bekanntlich ließ Kaiser Friedrich Barbarossa nach Eroberung der wortbrüchigen Stadt die Gebeine der Heiligen nach Köln am Rhein bringen, wo sie noch heut jeder Gläubige staunend betrachten kann.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht die Malerei der schön gewölbten Kuppel in der Kirche S. Vittorio. Es sind Fresken von Moncalvo, lauter singende und musicirende Engel darstellend, in so reizenden Gruppirungen und so mannichfaltiger Benutzung immer ein und desselben Motives, daß man wirklich über den Geist des Künstlers erstaunt, der ein so einförmiges Thema so heiter und gemüthlich durchzuführen verstand. Vor Allem lieblich und wirklich rührend erscheinen die Menge zarter geflügelter Engelsköpfchen, die aus der Höhe der Kuppel herabschauen und lächelnd auf die Musik und die Lobgesänge ihrer ältern Brüder am untern Rande der Kuppel zu lauschen scheinen. Man kann es einem ungebildeten

aber gläubigen Gemüthe wohl verzeihen, wenn es sich den Himmel etwa in solcher Weise bevölkert vorstellt.

Mehr als die Kirche St. Lorenzo interessirten mich die sechzehn vor derselben stehenden antiken Säulen. Sie sind korinthischer Ordnung, von bedeutender Höhe und ansehnlichem Umfang, und sollen aus den Thermen des Maximinian hieher geschafft worden sein.

Außer diesen hier nur flüchtig genannten Kirchen gibt es deren noch einige sechzig in Mailand, so daß also für eine sehr große Anzahl Gläubiger hinreichend gesorgt ist. So viel ich die wenigen Tage, die ich in der lombardischen Hauptstadt verlebte, bemerken konnte, ist der Kirchenbesuch sehr bedeutend. Wo ich immer eintrat, überall fand ich Hunderte vnn Betenden und darunter wenigstens zwei Dritttheile blühender Mädchen. Ob diese blos der Andacht wegen so fleißig Messe hören oder ob ein anderer dunkler Drang die schönen dunkeläugigen Kinder antreibt, viertelstundenlang auf den kalten Fliesen zu liegen, habe ich mit Bestimmtheit nicht ermitteln können. Ihre Gebete mußten sie sich tüchtig eingeprägt haben, denn sie schauten sich mit ihren großen Augen gewöhnlich recht munter in den heiligen Räumen um, wozu sie freilich Zeit genug hatten, da die lang dauernde Messe ihnen schweigende Andacht anempfahl.

Den dritten Tag meines Aufenthaltes in Mailand

widmete ich ausschließlich dem Besuch zweier Kunstsammlungen, die neben den ausgezeichnetsten Italiens genannt zu werden verdienen. Ich meine hier die Ambrosiana und die Brera.

Bibliotheken zu durchlaufen und die Einbände von so und so viel hunderttausend Büchern und verschiedene mit verwitterten Manuscripten angefüllte Schränke zu betrachten, überlasse ich mit Vergnügen deutschen Philologen, die in solcher Beschäftigung ihr einziges Lebensglück finden und sich ein ausgesuchtes Stückchen Seligkeit im Himmel dadurch ganz apart zu erobern gedenken. In dieser Beziehung bin ich Urdeutscher, Barbar, wie unsere wackeren Stammväter, und rühme mich es zu sein. Mir waren deshalb in der großen ambrosianischen Bibliothek auch nur drei Dinge interessant, ein Manuscript von Virgils Georgica, in dem ich Petrarca's Namen, von der Hand des Dichters selbst geschrieben, erblickte, ein kleines Fascikel Briefe und ein Gedicht. Briefe und Gedicht haben zwei berühmte, oder wenn man will, berüchtigte Frauen zu Verfasserinnen. Die Briefe rühren nämlich von Lucretia Borgia her und sind an den Cardinal Bembo gerichtet. Der weiche Goldglanz einer ihrer schönen blonden Locken umschlingt dies Brieffascikel und hat gar nicht das Ansehen, als hätte sie ehemals den Scheitel eines so verbrecherischen Weibes geschmückt. Das Gedicht, das sich

mit den Worten anfängt: „Lamento, o Disperata“ hat die schöne, eben so unglückliche als verlästerte Vittoria Accorrombona mit eigener Hand niedergeschrieben. Es besingt die Ermordung ihres Gatten.

Unter den Gemälden der Ambrosianischen Sammlung scheint nach meinem Dafürhalten Raphael's Carton zur Schule von Athen den ersten Rang einzunehmen. Die Umrisse des Gemäldes sind mit kecken Kreide- und Kohlenstrichen auf sehr graues Papier gezeichnet und nichts weniger wie ausgeführt. Es ist ein bloßes Brouillon, gleichsam die Seele eines Gedankens, der sich erst später vollends gestalten soll. Ich ließ eine Menge von Oelgemälden, darunter selbst mehrere von Leonardo und Luini, unbeachtet, um aus diesem ungeleckten Kohlengebilde den Geist Raphaelischer Schöpfungen tiefer zu erfassen und inniger verstehen zu lernen.

Reich an Kunstschätzen aller Arten ist ferner der Palazzo di Brera. Dieser von Richini erbaute Palast war ehedem ein Collegium der Jesuiten. Was man immer gegen diese frommen Väter auf dem Herzen haben und wie sehr man ihre Umtriebe tadeln, ihre Tendenzen verdammen mag, zugeben muß man doch, wenn man gerecht sein will, daß sie da, wo ihnen Macht und Einfluß gestattet war, für unverwüstliche kostbare Bauten und für Ausschmückung derselben durch werthvolle Kunstgegenstände

treulich sorgten. Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß unter allen geistlichen Ordensbrüdern guter Geschmack, tiefe wissenschaftliche Bildung und, so weit dies mit den Tendenzen der Gesellschaft sich verträgt, ein bedeutender Grad von Humanismus sich nur bei den Jesuiten vorfindet. Die Mitglieder aller übrigen zahlreichen Mönchsorden sind faul, unwissend, schmuzig und nur den gröbsten materiellen Genüssen ergeben, Ausnahmen Einzelner natürlich abgerechnet. Die Jesuiten zeigten sich immer über Erwarten, sogar über Gebühr thätig, waren stets feine gebildete Leute und zeichneten sich auch in ihrer äußern Erscheinung durch saubere, elegante Tracht und einschmeichelnde Manieren höchst vortheilhaft aus. Ich bin himmelweit entfernt, den auf tausend Schleichwegen in allen Ländern sich einnistenden heimlichen Jüngern die Brücke treten zu wollen, auffallend ist es mir aber gewesen, daß ich überall in Italien, wo ich Kirchen dieses Ordens oder von ihnen gestiftete und unterhaltene Seminarien betrat, einen so richtigen, durchgebildeten Geschmack für wahre Kunst, namentlich für Architektur, Bildnerei und Malerei entdeckte, wie nirgends anders, und es ist mir zur Stunde noch ein Räthsel, wie so viel Geschmack für ewig Schönes in Geistern vorhanden sein oder sich ausbilden kann, die, wie allgemein behauptet wird, mit furchtbarer Consequenz systematisch abgetödtet und zu blin-

den Werkzeugen umgemodelt werden! Offen gestanden, an diese den Vätern der Gesellschaft Jesu angedichtete Geistestödtung glaube ich gar nicht. Sie wäre auch wirklich zu unsinnig und den Interessen des Ordens schnurstracks zuwiderlaufend. Dieser braucht kluge, geistesklare und gewandte Männer, wenn er reussiren will, keine blöden Dummköpfe, denen Sinn und Geist für kirchliches und weltliches Leben abgeht. Daher glaube ich vielmehr, die Jesuiten erstreben bei ihrer Erziehungsmethode die größtmögliche Entwickelung und Schärfung aller geistigen Fähigkeiten, richten dieselben aber nebenbei so künstlich ab und zu, daß sie in Folge dieser höchst gesteigerten Ausbildung mit Leichtigkeit Alles so zu drehen und zu wenden verstehen, wie sie es für ihre Zwecke grade brauchen. Nur so kann ich ihren lebendigen Kunstsinn, ihren noblen Geschmack und ihre Macht erklären, die sie lautlos über die halbe Welt ausüben, so wie man auch nur dann den gewaltigsten Hebel ihrer Macht, den Gehorsam, begreifen kann, dem alle Mitglieder dieses bewundernswürdig furchtbaren Ordens gern sich unterwerfen.

Die Brera ist ein Palast, wie sie in Deutschland nicht leicht vorkommen, ein massenhaftes viereckTes Gebäude, das einen geräumigen weiten Hof umschließt und in seinem Innern die Akademie der Wissenschaften und Künste, eine der werthvollsten Gemäldesammlungen Ita-

liens, eine bedeutende Bibliothek und außerdem noch ein Münzcabinet, eine Sammlung von Gypsabgüssen ꝛc. enthält.

Die großen lichten Eingangssäle der Brera sind mit zahlreichen Frescogemälden ausgeschmückt von Ferrari und den Gebrüdern Luini. Sie sollen größtentheils aus Klöstern stammen und bei deren Aufhebung oder Zerstörung hierher gebracht worden sein.

Eine Aufzählung und Beschreibung von Gemälden, auch von den seltensten, erwarte der Leser von mir nicht. Dergleichen mislingt in der Regel und nützt demjenigen, welcher nicht Gelegenheit hat, die so beschriebenen selbst zu betrachten, selten etwas. Auch gibt es in den bekannteren Galerien wohl kaum noch ein Bild, das nicht hundert Federn gut oder schlecht beschrieben hätten. Deßhalb werde ich diese schwierige Kunst nur da auszuüben wagen, wo ich glaube, daß eine Hindeutung späteren Wanderern in das gepriesene Land der Kunst von Nutzen sein kann. Mich fesselten vorzugsweise eine Verkündigung von Raphael's Vater, die Auffindung Mosis von Giorgione, Guido Reni's Petrus und Paulus, drei köstliche Gemälde von Paul Veronese: die Geburt Christi, die Fußwaschung der Magdalena und die Hochzeit von Kana, und endlich eine Zeichnung von Leonardo da Vinci, den Christuskopf darstellend, wie ihn dieser unsterbliche Meister später in seinem Abendmahl ausführte.

Dieses berühmte Frescogemälde befindet sich in dem ehemaligen Refectorium des Klosters der Kirche Santa Maria delle grazie. Wie Manche das, was von dem großen Gemälde noch übrig ist, als unübertrefflich schön und einzig in seiner Art rühmen können, begreife ich nicht; denn es ist eigentlich gar nichts mehr davon übrig, als eine Wand, verschimmelt durch Nässe und daran hin und wieder die farbigen Umrisse eines Kopfes, ein Stück Arm, eine geschundene Hand und verschiedene schattenhaft gestaltete Beine und Füße. Die Phantasie des Beschauers muß sehr thätig sein, um ein Ganzes aus diesen kaum noch erkenntlichen Umrissen zu formen. Am besten erhalten ist der Christuskopf und die der beiden ihm zunächst sitzenden Jünger, und allerdings verrathen diese Ueberreste ungeachtet ihrer traurigen Verstümmelung den Pinsel des großen Meisters. Gegenwärtig hütet man das Gemälde wie einen unermeßlichen Schatz, weniger vielleicht, weil man seinen Werth so hoch anschlägt, als weil es dem Custoden einen hübschen Jahrgehalt abwerfen mag. Ein Gerüst ist zur Bequemlichkeit der Beschauer erbaut, und hier trifft man immer theils gelangweilte Gaffer, theils enthusiastische Bewunderer. Gewöhnlich findet man auch ein paar Zeichner, die mit größter Accuratesse das an der verschimmelten Wand Sichtbare in ihr Album eintragen.

Ich kann von den hervorragendsten Kunstwerken Mai-

lands nicht Abschied nehmen, ohne noch des bekannten von Napoleon begonnenen Arco della Pace zu gedenken. Er bildet den Eingang zu der ungeheuern Piazza d'Armi. Am Ende dieses Platzes dem Friedensbogen gerade gegenüber erheben sich die finstern Mauern des alten Castells, das gegenwärtig nur eine bequeme Kaserne für die ungarischen Soldaten ist, welche die Garnison von Mailand bilden.

Die Besteigung dieses Friedensbogens ist belohnend, theils wegen der Aussicht, die man auf Stadt und baumreiche Umgebung, so wie auf die fern dämmernde Welt der Alpen hat, als auch der meisterhaft gearbeiteten Pferde und Figuren wegen, die ihn zieren. Napoleon ließ den Friedensbogen bekanntlich zum Andenken an die Schlacht von Marengo beginnen und wahrscheinlich würden die in Marmor ausgeführten Sieges- und Schlachtdarstellungen, die jetzt die Cornichen schmücken, ganz andern Gegenständen gegolten haben, hätte Napoleon sein Glück überlebt und die Vollendung des anbefohlenen Denkmales leiten können. Jetzt verherrlichen diese Darstellungen das Schlachtenglück der Alliirten! Man sieht eine Abbildung der Schlacht bei Culm, den Einzug Franz I. in Mailand, die Capitulation von Dresden. Ferner den Uebergang der verbündeten Heere über den Rhein, die Gründung des lombardisch-venezianischen Königreichs, so wie die Einnahme von Lyon. Von den mancherlei Basreliefs an den

Dieses berühmte Frescogemälde befindet sich in dem ehemaligen Refectorium des Klosters der Kirche Santa Maria delle grazie. Wie Manche das, was von dem großen Gemälde noch übrig ist, als unübertrefflich schön und einzig in seiner Art rühmen können, begreife ich nicht; denn es ist eigentlich gar nichts mehr davon übrig, als eine Wand, verschimmelt durch Nässe und daran hin und wieder die farbigen Umrisse eines Kopfes, ein Stück Arm, eine geschundene Hand und verschiedene schattenhaft gestaltete Beine und Füße. Die Phantasie des Beschauers muß sehr thätig sein, um ein Ganzes aus diesen kaum noch erkenntlichen Umrissen zu formen. Am besten erhalten ist der Christuskopf und die der beiden ihm zunächst sitzenden Jünger, und allerdings verrathen diese Ueberreste ungeachtet ihrer traurigen Verstümmelung den Pinsel des großen Meisters. Gegenwärtig hütet man das Gemälde wie einen unermeßlichen Schatz, weniger vielleicht, weil man seinen Werth so hoch anschlägt, als weil es dem Custoden einen hübschen Jahrgehalt abwerfen mag. Ein Gerüst ist zur Bequemlichkeit der Beschauer erbaut, und hier trifft man immer theils gelangweilte Gaffer, theils enthusiastische Bewunderer. Gewöhnlich findet man auch ein paar Zeichner, die mit größter Accuratesse das an der verschimmelten Wand Sichtbare in ihr Album eintragen.

Ich kann von den hervorragendsten Kunstwerken Mai-

lands nicht Abschied nehmen, ohne noch des bekannten von Napoleon begonnenen Arco della Pace zu gedenken. Er bildet den Eingang zu der ungeheuern Piazza d'Armi. Am Ende dieses Platzes dem Friedensbogen gerade gegenüber erheben sich die finstern Mauern des alten Castells, das gegenwärtig nur eine bequeme Kaserne für die ungarischen Soldaten ist, welche die Garnison von Mailand bilden.

Die Besteigung dieses Friedensbogens ist belohnend, theils wegen der Aussicht, die man auf Stadt und baumreiche Umgebung, so wie auf die fern dämmernde Welt der Alpen hat, als auch der meisterhaft gearbeiteten Pferde und Figuren wegen, die ihn zieren. Napoleon ließ den Friedensbogen bekanntlich zum Andenken an die Schlacht von Marengo beginnen und wahrscheinlich würden die in Marmor ausgeführten Sieges- und Schlachtdarstellungen, die jetzt die Cornichen schmücken, ganz andern Gegenständen gegolten haben, hätte Napoleon sein Glück überlebt und die Vollendung des anbefohlenen Denkmales leiten können. Jetzt verherrlichen diese Darstellungen das Schlachtenglück der Alliirten! Man sieht eine Abbildung der Schlacht bei Culm, den Einzug Franz I. in Mailand, die Capitulation von Dresden. Ferner den Uebergang der verbündeten Heere über den Rhein, die Gründung des lombardisch-venezianischen Königreichs, so wie die Einnahme von Lyon. Von den mancherlei Basreliefs an den

Piedestalen der Säulen schienen mir am bemerkenswerthesten folgende Darstellungen historisch-wichtiger Ereignisse: — die Einsetzung des Ordens der eisernen Krone und der Wiener Congreß, die Einnahme von Paris sowie der Einzug der Verbündeten in die Hauptstadt Frankreichs und endlich der Friede von Paris. Auch die Stiftung der heiligen Allianz hat unterhalb des großen Bogens eine marmorne Verewigung gefunden. Sämmtliche Ausführungen rühren von verschiedenen italienischen Meistern her, deren Namen jedoch schwerlich auf europäische Berühmtheit Anspruch machen können. Einen imposanten Anblick gewähren die sechs prächtigen Pferde, welche den Friedenswagen mit der Göttin des Friedens ziehen. Sie sind ein Werk Sangiorgio's; desgleichen die vier Siegesgöttinnen zu Pferde, als deren Meister Monfradini genannt wird.

Man kann Mailand nicht verlassen, ohne die Arena betreten zu haben. Dieser Besuch ist jedoch wenig lohnend. Man sieht eben nichts als eine große eirunde Fläche, die auf allen Seiten mit reihenweis aufsteigenden Stufen umgeben ist. Einen deutlichen Begriff von einem Amphitheater der Alten kann diese moderne Arena Niemand beibringen. Sie soll 30000 Menschen fassen können und wird zu Pferderennen und ähnlichen Schaustellungen benutzt.

IV.

Die Lombardei und die österreichische Regierung. Italienische Sitten. Die Mailänderinnen. Theater. Geistlichkeit. Glockengeläut. Klima.

Deutsche sind sehr geneigt, so lange sie im Vaterlande leben, die Lombardei als eine unter deutscher Oberhoheit stehende Provinz für stark germanisirt zu halten. Dies ist aber durchaus Irrthum. Die ganze Lombardei ist erzitalienisch, italienisch in Sprache, Sitte und Leben, und deutsches Wesen, deutsche Bildung, deutscher Humanismus hat nirgend in diesen gesegneten Fluren noch Wurzel fassen können.

Für uns Deutsche ist dies vom politischen Standpunkte aus betrachtet eine betrübende Erscheinung. Seit mehr als tausend Jahren verblutete die Kraft der deutschen Jugend in jenen paradiesischen Gefilden, die mächtigsten, begabtesten, willenskräftigsten Kaiser aus sächsischem und fränkischem Stamme, das ganze Heldengeschlecht der Hohenstaufen verbrachten ihr halbes Leben jenseits der

Alpen und beugten dies widerstrebende italienische Volk unter deutsches Joch, und was haben all diese Heereszüge nach Italien und Rom genützt? Welche Früchte hat des grimmigen, mit Recht zürnenden Barbarossa's Schleifung von Mailand getragen? — Politisch ist der Gewinn dieser unermeßlichen Opfer, welche das deutsche Reich brachte, durch die es sich selbst schwächte und den Keim des Todes einimpfte, bis auf den heutigen Tag gleich Null! — Die ganze Lombardei, die Hauptstadt Mailand an der Spitze, ist zäh italienisch in sich und nach Außen gesinnt, das Volk haßt den Deutschen noch heut mit demselben Grimme, wie vor tausend Jahren, und versteht von der Sprache seiner Unterdrücker im Jahre 1846 nicht mehr wie beim Einzuge des Rothbarts 1162.

Mich dünkt, diese Thatsache kann den Lombarden nur zur Ehre gereichen. Nationalstolz ehrt ein Volk unter allen Umständen und zähes, ja eisernes Festhalten an nationaler Sitte, an seiner Muttersprache muß auch dem politischen Gegner desselben Achtung und damit verbundene Schonung einflößen.

Diese Schonung übt wenigstens gegenwärtig die österreichische Regierung in ausgedehntester Weise in allen italienischen Provinzen. Sind die Italiener dennoch unzufrieden mit Oesterreich, so läßt sich diese Unzufriedenheit eben nur aus der nationalen Abneigung des Italieners

gegen den Deutschen erklären. Einen triftigen Grund zu gerechter Klage, überall vorkommende Quängeleien abgerechnet, die sich da und dort untergeordnete Beamte gegen Einzelne etwa erlauben mögen, wird er schwerlich auffinden können. Wäre aber auch die österreichische Regierung dreimal liberaler, als sie es (ich spreche blos von Italien) wirklich ist — der Italiener würde doch nicht zufrieden sein, würde immer auf sie schimpfen, würde jedem Deutschen fluchen und gleich dem Polen zu jeder Stunde Lust haben, einen Aufstand zu machen. Nur die angeborene politische Klugheit hält ihn ab, in die Fußtapfen des unbesonnenen Polen zu treten, sonst würde es der Aufstände in den italienischen Provinzen gewiß eben so viele und eben so blutige geben, wie in dem unglücklichen Lande der Sarmaten.

Ein Reisender, der heut da, morgen dort auf ein paar Tage flüchtig sein Zelt aufschlägt, kann natürlich keine gründlichen Beobachtungen machen, mithin auch kein berufener Beurtheiler der Zustände und Stimmungen sein, die im Lande herrschen und gelten. Ihm ist es nur gestattet, im Allgemeinen ein Bild zu erhaschen, das ihm mehr oder weniger als treuer Abdruck dieser Stimmungen dienen kann, und nur so möchte ich die vorstehenden, so wie die nachfolgenden Bemerkungen angesehen wissen.

Da die österreichische Regierung bis auf den heuti-

Alpen und beugten dies widerstrebende italienische Volk unter deutsches Joch, und was haben all diese Heereszüge nach Italien und Rom genützt? Welche Früchte hat des grimmigen, mit Recht zürnenden Barbarossa's Schleifung von Mailand getragen? — Politisch ist der Gewinn dieser unermeßlichen Opfer, welche das deutsche Reich brachte, durch die es sich selbst schwächte und den Keim des Todes einimpfte, bis auf den heutigen Tag gleich Null! — Die ganze Lombardei, die Hauptstadt Mailand an der Spitze, ist zäh italienisch in sich und nach Außen gesinnt, das Volk haßt den Deutschen noch heut mit demselben Grimme, wie vor tausend Jahren, und versteht von der Sprache seiner Unterdrücker im Jahre 1846 nicht mehr wie beim Einzuge des Rothbarts 1162.

Mich dünkt, diese Thatsache kann den Lombarden nur zur Ehre gereichen. Nationalstolz ehrt ein Volk unter allen Umständen und zähes, ja eisernes Festhalten an nationaler Sitte, an seiner Muttersprache muß auch dem politischen Gegner desselben Achtung und damit verbundene Schonung einflößen.

Diese Schonung übt wenigstens gegenwärtig die österreichische Regierung in ausgedehntester Weise in allen italienischen Provinzen. Sind die Italiener dennoch unzufrieden mit Oesterreich, so läßt sich diese Unzufriedenheit eben nur aus der nationalen Abneigung des Italieners

gegen den Deutschen erklären. Einen triftigen Grund zu gerechter Klage, überall vorkommende Quängeleien abgerechnet, die sich da und dort untergeordnete Beamte gegen Einzelne etwa erlauben mögen, wird er schwerlich auffinden können. Wäre aber auch die österreichische Regierung dreimal liberaler, als sie es (ich spreche blos von Italien) wirklich ist — der Italiener würde doch nicht zufrieden sein, würde immer auf sie schimpfen, würde jedem Deutschen fluchen und gleich dem Polen zu jeder Stunde Lust haben, einen Aufstand zu machen. Nur die angeborene politische Klugheit hält ihn ab, in die Fußtapfen des unbesonnenen Polen zu treten, sonst würde es der Aufstände in den italienischen Provinzen gewiß eben so viele und eben so blutige geben, wie in dem unglücklichen Lande der Sarmaten.

Ein Reisender, der heut da, morgen dort auf ein paar Tage flüchtig sein Zelt aufschlägt, kann natürlich keine gründlichen Beobachtungen machen, mithin auch kein berufener Beurtheiler der Zustände und Stimmungen sein, die im Lande herrschen und gelten. Ihm ist es nur gestattet, im Allgemeinen ein Bild zu erhaschen, das ihm mehr oder weniger als treuer Abdruck dieser Stimmungen dienen kann, und nur so möchte ich die vorstehenden, so wie die nachfolgenden Bemerkungen angesehen wissen.

Da die österreichische Regierung bis auf den heuti-

gen Tag die Gewohnheiten, Sitten und ihr vielleicht in vieler Hinsicht höchst unbequemen Wunderlichkeiten der Nation völlig unangetastet gelassen hat, so ist im Charakter des Volkes selbst nichts ausgelöscht, hin und wieder durch immerwährendes Reiben und Stoßen an deutscher Nationalität Manches nur gemildert worden. Aber auch dies wird sich auf sehr Geringfügiges zurückführen lassen. In Folge dieser klugen Regierungsmaßregel hat das Volk sein ganzes öffentliches Leben, das nicht selten in Rohheit ausartet, unverkürzt beibehalten, und dieses dem Südländer vorzugsweise eigenthümliche geräuschvolle, ja unbändige Leben auf der Straße bei Tag und Nacht, bei Regen und Sonnenschein, ist es eigentlich, das dem Fremden einige Blicke in Herz und Seele der Nation zu thun gestattet.

Beim ersten Schritt, den wir über die Alpen thun, stoßen wir sogleich auf eine Sitte, die uns Nordländern wenig behagt. Alle weibliche Bedienung ist auf der Stelle verschwunden. Es gibt nur Männer, welche aufwarten, welche kochen und braten. Dies würde wenig auffallen, da ja auch bei uns männliche Bedienung bei Tafel eben so gewöhnlich ist wie das Halten von Köchen, daß aber jenseits der Alpen auch nur Männern die Besorgung der Betten, das Fegen und Aufräumen der Zimmer, das Scheuern und Putzen der Gefäße, sogar das Einkaufen

und Heimtragen der verschiedenen Bedürfnisse im Hause an Fleisch, Gemüse, Geflügel zc. ausschließlich obliegt, will uns weder gefallen, noch wissen wir es mit unsern Begriffen von der Bestimmung des Mannes zu vereinbaren. Mit einem Worte, es kommt uns diese Verweiblichung der Männer, die in ganz Italien Sitte ist, unschicklich, unbillig, dem Charakter des ächten Mannes widersprechend vor. Der Mann soll schaffen und wirken, das Weib im Hause still geschäftig walten und das Erworbene behüten! — So denken, so fühlen wir und meinen damit im Rechte zu sein. Der Italiener aber ist fast in Allem gerade entgegengesetzter Meinung. Von einem sinnigen Verwenden des durch den Mann Erworbenen von Seiten der Frau ist gar nicht die Rede. Alles, was Weib heißt, macht herzlich wenig. Sie sitzen bei offenen Thüren und Fenstern, an oder auf den unzähligen Balkonen, stricken und nähen mitunter ein wenig, gucken aber weit öfterer müßig auf die Straßen und lassen sich wieder begucken. Frauen und Mädchen stundenlang auf den Balkonen stehen und die unten vorüberziehende Männerwelt mustern zu sehen, ohne dabei zu etwas Anderm die Hand zu rühren, als zu einem Gruße, ist etwas ganz Alltägliches. In Deutschland wäre so etwas rein unmöglich. Daß so systematisch getriebenes Nichtsthun zur Entwickelung der intriguanten Anlagen im Charakter der Frauen viel beiträgt, ist natür-

lich, so wie es die Lust zu Verschwendung, zu Kleiderpracht und Luxus ungemein fördern muß.

Italienerinnen aus dem Handwerkerstande und der ärmern Klasse sind thätiger, und Frauen auf dem Lande habe ich eigentlich nie müßig gehen sehen. Wenn sie weiter nichts thun, so zupfen sie doch am Rocken, den sie stets am Busen tragen. So spinnend und die Spindel drehend, gehen sie gaßauf gaßab und unterhalten sich mit Nachbarn und Nachbarinnen, helfen auch bei einem gelegentlich entstehenden Streit oder necken sich mit Vorübergehenden.

Der Domplatz und namentlich der Raum vor dem Portale und die zu demselben führenden Marmorstufen sind frühmorgens ein Sammelplatz der Bauern aus der Umgegend. Man sieht deren hier jeden Morgen Hunderte beisammen, die in ihrer sehr uniformen Tracht in braunen kurzen Jacken, blauen oder braunen Beinkleidern, Schuhen und Gamaschen wie ein recht liederliches Corps marodер Soldaten aussehen. Sie gehen weder in ganzer noch reiner Kleidung und ihre gebräunten Gesichter und finstern Blicke geben ihnen weit mehr das Ansehen räuberisch gesinnter Gesellen, als friedlicher Landleute. Was sie bei diesen regelmäßigen Zusammenkünften besprechen, weiß ich nicht. Ich vermuthe, daß althergebrachte Sitte die bedeutendste Rolle dabei spielt und daß man sich die Strümpfe

lieber in Gesellschaft aus- und anzieht, als allein, ein Schauspiel, das alle Tage auf den Marmorstufen vor dem Dome regelmäßig aufgeführt wird.

Ein Hauptvergnügen der Mailänder besteht in dem Besuchen des Corso, der sich vom Domplatze aus eigentlich bis an die Porta Orientale erstreckt, in dieser ganzen Ausdehnung aber drei verschiedene Namen führt, nämlich: Corsia de' Servi, Corso di Porta Orientale und Borgo di Porta Orientale. Der letzte Theil dieser langen und gewundenen Straße ist am breitesten und zu beiden Seiten mit schönen Gebäuden eingefaßt. Die meisten Fenster haben kleine Balkons, die aus schmalem mit Eisengittern umzirkten Austritt bestehen. Selbst bei Häusern von fünf und sechs Stock Höhe fehlen diese Austritte nie, und hier zeigen sich wie schon bemerkt, Frauen und Mädchen fast immer, wobei es sie durchaus nicht genirt, daß halb und ganz trockene, feine und grobe, ganze und zerrissene Wäsche, Unterjacken, Weiberröcke, Hemden aller Art, selbst Lappen und Hadern unter und über ihnen baumeln. Diese abscheuliche Sitte, in Mailand ganz vorzüglich ausgebildet, findet sich leider in den schönsten Städten Italiens und drappirt die ansehnlichsten, ja prachtvollsten Paläste nicht selten von Oben bis Unten mit lauter zerwaschenen Lumpen.

Zur Zeit des Corso, der in Mailand von zwölf bis zwei Uhr dauert, drängen sich Tausende von Menschen

die genannte fast eine italienische Meile lange Straße auf und ab. Sonntags ist der Zulauf natürlich am stärksten, und es gewährt wirklich ein großes Vergnügen, unter so vielen geschmackvoll gekleideten und meistens hübschen, häufig sogar sehr schönen Menschen umherzuwandeln. Auf dem Corso trifft man die Elite mailändischer Schönen und diese allein verdienen es, daß man ihnen zu Liebe täglich ein paar Stunden verschlendert.

Die Mailänderinnen sind von schlankem und üppigem Körperbau, in der Regel mittelgroß, selten klein. Brünetten sind weit häufiger als Blondinen. Ihr Haarwuchs ist von außerordentlicher Fülle und sie verstehen es, diesen schönen Schmuck in gefälliger Weise ohne große Künstelei am Hinterkopfe zu ordnen. Ihre Augen sind groß und sprechend und am häufigsten von glänzend blauschwarzer Farbe. Prüderie kann man ihnen schwerlich vorwerfen, denn sie blicken frei, freundlich und häufig etwas neugierig und fragend um sich, und schlagen bei sprechender Erwiederung so kecker Blicke die Augen selten verschämt zu Boden.

Einen eigenthümlichen Reiz verleiht jungen und schönen Mailänderinnen der schwarze Spitzenschleier, der viel Aehnlichkeit mit der gerühmten Mantilla der Spanierinnen haben mag. Dieser zierliche und kleidsame Schmuck wird mit silbernen oder goldenen Nadeln am Hinterkopfe fest gesteckt und fällt in reicher durchsichtiger Faltenfülle bis

über die Hüften herab, den zarten Wuchs der Schönen mehr zeigend als verhüllend. Da dieser schwarze Schleier Nichtbedeckung des Kopfes bedingt, so hat man den hohen Genuß, grade die schönsten Gesichter und die glänzendsten Haare immer vollkommen ungestört betrachten zu können. Leider kommt diese anmuthige Tracht immer mehr und mehr ab, da die vornehmen und reichen Mailänderinnen den geschmacklosen pariser Hut ihrer sinnigen Nationaltracht vorziehen. Man sieht ihn daher nur noch bei Bürgerlichen oder weniger Bemittelten. Da es aber grade unter der Mittelclasse die meisten und frappantesten Schönheiten gibt, so braucht man die Grille der exclusiven Vornehmen nicht zu beklagen.

Nirgends macht der schwarze Spitzenschleier der Mailänderinnen eine schönere Wirkung, als im Dom. Wenn hier die schönen schlanken Beterinnen in Andacht versunken auf den Marmorfliesen knieen, umfließt die herlichen Gestalten der Schleier wie eine schwarze durchsichtige Wolke und umhüllt oft den ganzen Körper mit Ausnahme des reizenden Gesichtes und der schönen schmalen Hände, durch deren schlanke Finger die glänzenden Perlen des Rosenkranzes gleiten.

Die Lombarden stehen den Frauen hinsichtlich der Schönheit nicht nur nicht nach, sie mögen sie im Allgemeinen sogar noch übertreffen. Nirgends sah ich so

viele bildschöne schlanke Männergestalten wie in Mailand. Die Köpfe sind von klassisch schöner Form, die Augen groß, schwarz und von sehr starken Brauen überwölbt. Das Haar ist immer dunkel, meistentheils ganz schwarz und da in Italien die Sitte des Barttragens noch weit allgemeiner verbreitet ist, als bei uns, so sieht man fast immer idealisch schöne und ausdrucksvolle Gesichter.

Verstehen die Frauen mit ihren Spitzenschleiern, mit Fächer und anderm Zubehör die Augen der Männer auf sich zu ziehen, so muß man es diesen lassen, daß sie wenigstens im Punkt der Eitelkeit den Frauen nicht viel nachgeben. Der wohlhabende Mailänder ist immer, mag er nun ein Kaffeehaus besuchen, oder nach dem Corso und in's Theater gehen, mit größter Sorgfalt und nach der neuesten pariser Mode gekleidet. Den meisten Luxus treiben sie mit Halstüchern und Shlips. Diese tragen sie stets von schwerster Seide und in den buntesten Mustern, was ihnen bei dem etwas blaßdunkeln Teint und dem kohlschwarzen Haar allerdings vortrefflich zu Gesichte steht. Nicht mindern Aufwand scheinen sie mit den Hüten zu machen, die jederzeit so schmuck und glänzend aussehen, als kämen sie soeben erst aus dem Laden des Hutmachers. Darin ähneln die Städter Italiens den Bewohnern des Landes, die unbeschreiblich schäbige Kopfbedeckungen lieben, durchaus nicht. Freilich gehört aber auch der Hut in

Mailand für einen nur irgend anständig sein wollenden Mann zu den ganz unentbehrlichen Dingen, da Niemandem, der nicht im Besitz eines Hutes ist, der Eintritt in das Theater della Scala gestattet wird. Wer aber könnte in Mailand nur drei Tage leben, ohne dieses weltberühmte Theater, sei's nun des Schauens und Hörens oder des blosßen Zeitverderbes wegen, zu besuchen!

Ohne Theater und Kaffeehaus kann sich der Italiener kein Leben denken. Man findet daher in keinem Lande Europa's mehr Theater und mehr Kaffeehäuser, als jenseits der Alpen. Mailand hat der letztern gewiß ein paar Hundert und acht Theater.

Das berühmte, nur zu Aufführung von Opern und Balleten bestimmte Theater della Scala ist bekanntlich das größte Schauspielhaus, das es gibt. Es faßt an 4000 Zuschauer. Sämmtliche sechs über einander gebaute Logenreihen sind Eigenthum reicher Privaten, meistentheils glänzend decorirt und im Innern erleuchtet. Sie können durch dichte gelbseidene Vorhänge geschlossen werden, so daß die sich darin Befindlichen wie in besonderen Zimmern vertrauliche Unterhaltungen mit einander führen können. Es geschieht dies häufig während der Vorstellungen, am häufigsten in der obersten Logenreihe, in der man zu Spiel und Thee zusammenkommt und wo ganze Gesellschaften in geschlossenen Zirkeln sich amüsiren. Die

böse Welt behauptet, es würden häufig unter dem melodischen Rauschen der Musik hinter den fest verschlossenen Gardinen seltsame Mysterien gefeiert!

Die vielgepriesene Schönheit der Scala habe ich nicht finden können. Das Haus imponirt nur durch seine immense Größe, nicht durch geschmackvolle Ausstattung. In dieser Beziehung muß es dem San Carlotheater in Neapel nachstehen.

Es ist allgemein angenommen, daß in der Scala italienische Opern und Ballete am vollkommensten aufgeführt werden. Auch dieser Behauptung muß ich widersprechen. Abgesehen von dem enormen Unsinn, der in diesen Balleten verarbeitet wird, fehlt es bei Aufführung derselben den meisten Darstellern an Grazie und Anmuth. Von Tänzern aber verlange ich schonungslos Beides, sonst mag ich sie nicht sehen, und ebenso kann ich den Mimen, der blos taktmäßig mit den Armen herumficht und bisweilen gewaltig mit dem Fuße stampft, für keinen Künstler gelten lassen.

Vermochte ich nun weder der Oper und den in ihr auftretenden Künstlern im Allgemeinen, noch dem Ballet Geschmack abzugewinnen, so stieß mich vollends die Art und Weise ab, wie man damit umspringt. Dies sinnlose Zerhacken eines Ganzen, das in Italien so beliebt ist, um dazwischen ein Ballet abzuhüpfen oder irgend etwas

Anderes vornehmen zu lassen, das Vorführen bloßer Theile einer Oper, etwa des letzten Actes, ist mir in der Scala zuwider und stört mir allen Genuß. Und so muß ich denn gestehen, daß ich nirgends weniger Genuß und mehr Langeweile, als in italienischen Opernhäusern gehabt habe. Nimmt man noch dazu, daß dieses Gequängel, welches oft weder Anfang noch Ende hat und das sich wochenlang auf ein- und dasselbe abgedroschene Stück beschränkt, allabendlich mindestens fünf Stunden dauert, so kann sich Jedermann eine Vorstellung machen von italienischen Opern- und Balletgenüssen. Gesetzt aber, man findet wirklich Vergnügen an der Darstellung und möchte sie gern mit Aufmerksamkeit verfolgen, so scheitert dieser Wunsch an den Gewohnheiten der Italiener, die jegliches Theater blos als Conversationssaal betrachten und immerwährenden Spektakel machen, eine nationale Eigenthümlichkeit, auf die ich in Rom noch einmal ausführlicher zurückkommen werde.

Weit mehr als die Scala sprach mich das Theater Re an. Hier werden nur Schauspiele und zwar meistentheils italienischer Meister gegeben. Goldoni beherrscht diese Bühne, deren Zuschauerraum gerade die rechte Größe hat, um den Schauspieler an jedem Platze zu verstehen. Ich sah ein paar Goldonische Lustspiele im teatro Re aufführen, die mich entzückt haben. Die Schauspieler wa-

ren durchweg ausgezeichnet und sprachen das Italienische bezaubernd schön aus. Hier kann man auch erst vollkommen italienische Sitte und italienisches Leben kennen lernen, das kein Dichter lebendiger und treuer als Goldoni zu schildern verstanden hat. Ich bedauerte aufrichtig, daß ich den Genuß, Goldonische Meisterwerke so meisterhaft vortragen zu hören, nicht öfterer mir verschaffen konnte. Was in Mailand deutscher Jugend angehörte, ging allabendlich in dies billige und nicht länger als bis um eilf Uhr dauernde Theater und lernte darin spielend die herrliche Sprache.

Lachlustigen Leuten ist ferner das teatro Carcano zu empfehlen. Man gibt darin gewöhnlich komische oder travestirte Opern und zwar in milanesischem Dialekt. Für den Fremden, der kaum das Toscanische vollkommen versteht, ist dies freilich störend, indeß sind die Schauspieler an diesem Theater so vortreffliche Mimiker, daß man den Sinn immer richtig erräth, wenn schon die witzigen localen Anspielungen und die spaßhaften Derbheiten, die sich die Schauspieler hier erlauben, fast ganz verloren gehen. Ich sah im Carcano eine Travestie des Don Juan, in welcher Leporello als Manequin auftrat und das Publicum durch sein kolossal komisches Spiel und seinen sprudelnden Witz in die rasendste Freude versetzte.

Von den noch übrigen fünf Theatern ist für Fremde

nur das tealro Fiando interessant, weil auf diesem Vorstellungen mit Marionetten und zwar mit solcher Virtuosität gegeben werden, daß man darüber allein ein ganzes Buch schreiben könnte.

Kurz vor meiner Abreise aus Mailand sollte ich auch noch das Glück haben, einige Prozessionen mit anzusehen. Zu welchem Zweck dieser geistliche Mummenschanz — denn diesen Namen verdienen sie in vollstem Maße — aufgeführt wurde, weiß ich nicht. Er war übrigens wenig erbaulich. Einige hundert Menschen, nur den niedern Ständen angehörend und zur größeren Hälfte aus Landvolk bestehend, liefen barhäuptig hinter einer von Chorknaben getragenen Fahne her, die ein Priester anführte. Die Vordersten, mehrentheils junge Mädchen, trugen brennende Kerzen in den Händen. Die Prozessionirenden sangen dazu Litaneien oder Psalmen — ich weiß nicht — liefen durch mehrere Straßen und kehrten dann wieder in den Dom zurück, von wo sie ausgegangen waren. Die gebildeten Italiener, welche vor den Kaffeehäusern saßen, Zeitungen lasen, rauchten und plauderten, machten die schnödesten Witze über diesen kirchlichen Spektakel und amusirten sich dabei. Auf Amusement ist überhaupt jenseits der Alpen Alles abgesehen, weßhalb ich fest überzeugt bin, daß sowohl Priester wie Laien, die solche Prozessionen unternehmen, sich recht gründlich dabei amusiren.

ren durchweg ausgezeichnet und sprachen das Italienische bezaubernd schön aus. Hier kann man auch erst vollkommen italienische Sitte und italienisches Leben kennen lernen, das kein Dichter lebendiger und treuer als Goldoni zu schildern verstanden hat. Ich bedauerte aufrichtig, daß ich den Genuß, Goldonische Meisterwerke so meisterhaft vortragen zu hören, nicht öfterer mir verschaffen konnte. Was in Mailand deutscher Jugend angehörte, ging allabendlich in dies billige und nicht länger als bis um eilf Uhr dauernde Theater und lernte darin spielend die herrliche Sprache.

Lachlustigen Leuten ist ferner das teatro Carcano zu empfehlen. Man gibt darin gewöhnlich komische oder travestirte Opern und zwar in milanesischem Dialekt. Für den Fremden, der kaum das Toscanische vollkommen versteht, ist dies freilich störend, indeß sind die Schauspieler an diesem Theater so vortreffliche Mimiker, daß man den Sinn immer richtig erräth, wenn schon die witzigen localen Anspielungen und die spaßhaften Derbheiten, die sich die Schauspieler hier erlauben, fast ganz verloren gehen. Ich sah im Carcano eine Travestie des Don Juan, in welcher Leporello als Manequin auftrat und das Publicum durch sein kolossal komisches Spiel und seinen sprudelnden Witz in die rasendste Freude versetzte.

Von den noch übrigen fünf Theatern ist für Fremde

nur das teatro Fiando interessant, weil auf diesem Vorstellungen mit Marionetten und zwar mit solcher Virtuosität gegeben werden, daß man darüber allein ein ganzes Buch schreiben könnte.

Kurz vor meiner Abreise aus Mailand sollte ich auch noch das Glück haben, einige Prozessionen mit anzusehen. Zu welchem Zweck dieser geistliche Mummenschanz — denn diesen Namen verdienen sie in vollstem Maße — aufgeführt wurde, weiß ich nicht. Er war übrigens wenig erbaulich. Einige hundert Menschen, nur den niedern Ständen angehörend und zur größeren Hälfte aus Landvolk bestehend, liefen barhäuptig hinter einer von Chorknaben getragenen Fahne her, die ein Priester anführte. Die Vordersten, mehrentheils junge Mädchen, trugen brennende Kerzen in den Händen. Die Prozessionirenden sangen dazu Litaneien oder Psalmen — ich weiß nicht — liefen durch mehrere Straßen und kehrten dann wieder in den Dom zurück, von wo sie ausgegangen waren. Die gebildeten Italiener, welche vor den Kaffeehäusern saßen, Zeitungen lasen, rauchten und plauderten, machten die schnödesten Witze über diesen kirchlichen Spektakel und amusirten sich dabei. Auf Amusement ist überhaupt jenseits der Alpen Alles abgesehen, weßhalb ich fest überzeugt bin, daß sowohl Priester wie Laien, die solche Prozessionen unternehmen, sich recht gründlich dabei amusiren.

Glaube und religiöse Ueberzeugung mögen herzlich wenig Theil daran haben!

Die Geistlichkeit spielt eine große, wo nicht die größte Rolle in Mailand. Sie ist überaus zahlreich — an die 4000 Mann — und erfreut sich reicher Güter. Wenn man durch die schön gepflasterten Straßen der Stadt wandert oder die verschiedenen berühmtesten Kirchen besucht, glaubt man, mindestens der vierte oder fünfte Theil der Gesammtbevölkerung müsse aus Geistlichen bestehen. Die Straßen wimmeln von geistlich gekleideten Männern, Jünglingen, Knaben, ja sogar Kindern. Diese vielen sechs-, acht- und zehnjährigen als Priester gekleidete Knaben, in schwarzen Strümpfen, kurzen seidenen Hosen, Schuhen mit silbernen Schnallen, angethan mit dem flatternden feintuchenen Priestermantel und den dreikrempigen Hut auf dem Kopfe, machen einen wunderlichen Eindruck. Es ist nämlich allgemein Sitte in Italien, diejenigen Knaben, welche sich aus freiem Entschlusse oder auf Befehl der Aeltern der Kirche zu weihen bestimmt haben, sobald wie möglich in priesterliche Kleidung zu stecken, auch wenn sie noch zu jung sind, um als Dienende zum Altar gelassen zu werden. Wahrscheinlich will man auf diese Weise alle Weltlust bei Zeiten und mit Stumpf und Stiel in den noch leicht biegsamen Gemüthern ausrotten und ihnen dafür geistlichen Sinn tief und bleibend

einimpfen. Auf mich machten solche priesterlich gekleidete Nesthäkchen, die kaum ordentlich sprechen und wie Menschen gehen konnten, stets einen unangenehmen Eindruck. Sie kamen mir vor wie eine Parodie auf den Priesterstand.

Wo es von Kirchen und Priestern wimmelt, da muß auch das Menschenmögliche im Gottesdienst und Kirchenbesuch geleistet werden. Mailand läßt es denn auch nicht daran fehlen, und weil es in der katholischen Christenheit beinahe so viele Feste, als Tage im Jahre gibt, verstummt das Geläut der Glocken in katholischen Ländern nie.

Es ist gewiß ein sinniger Gedanke, die Gläubigen von nah und fern durch metallene, harmonisch klingende Stimmen in die Tempel zu rufen, um hier gemeinschaftlich durch Gebet und Gesang den Höchsten zu ehren. Melodisches Geläut in früher Morgen- oder später Abendstunde stimmt ernst, feierlich, andächtig und macht selbst Spötter und Frivole durch die Gewalt des unmittelbaren Eindrucks verstummen. Damit aber diese geheimnißvolle Gewalt der Glocke eine immer mit gleicher Tiefe sich wiederholende bleibe, ist es nöthig, daß man sie nicht zu häufig, nicht bei jeder geringfügigsten Veranlassung gebrauche oder den an sich so feierlichen Gesang derselben verunstalte. Je seltener die Glocke ertönt und je schwungvoller ihre Stimme von hohem Thurm herabhallt über

die niedrigen Wohnungen der Menschen, desto mächtiger durchbebt sie die Herzen aller Hörer.

Diese rührende Gewalt des Glockengeläutes hat man unbegreiflicherweise in der Lombardei gänzlich zerstört. Weder in Mailand noch in irgend einem andern Orte der Lombardei, den ich berührt habe, läutet man, wie bei uns, sondern man schlägt blos an die Glocken, aber in einer Weise, die mir eben so unzweckmäßig als barbarisch zu sein scheint.

Die Glocken haben keine Stränge, wie bei uns und in andern Ländern, sondern Räder, die man schon von Weitem aus den Fenstern der Thürme hervorragen sieht. Mittelst dieser Räder nun bringt man die Glocken nicht etwa in schwingende Bewegung — behüte! Man dreht sie blos langsam, bis der Klöpfel anschlägt, läßt das Rad dann schnell los, damit sich die Glocke zurückschwingen und abermals vom Klöpfel getroffen werden kann, oder, was auch vorkommt, man läßt die Glocke geradezu sich überschlagen. Man denke sich nun an Festtagen in einer Stadt wie Mailand mehrere hundert Glocken auf solche Weise in Bewegung gesetzt, und man kann sich eine Vorstellung machen von dem musikalischen Hochgenusse, in dem alle Nerven schwelgen. Das tollste Sturmschlagen bei Feuersbrünsten ist dagegen Nachtigallengesang!

In den letzten Tagen des Octobers zog ich in Mai-

land ein, in den ersten Tagen des Novembers verließ ich es wieder. Drüben im lieben deutschen Vaterlande fror es schon lange, wenn auch der eigentliche Winter sich noch nicht bleibend einquartirt hatte. Auf italienischer Seite aber gebehrdeten sich die Leute, als sei es noch schönster warmer Sommer, saßen im Freien früh und Abends, um Kaffee zu trinken und Limonade zu schlürfen, sperrten den ganzen lieben Tag Fenster und Thüren auf, um der Luft recht ungestörten Durchzug zu lassen, und thaten gar nicht, als ob es je einen Winter gebe oder gegeben habe.

Diese heroische Verachtung der auch in Oberitalien und namentlich in Mailand sehr empfindlichen Herbstkühle war mir geradezu entsetzlich. In meinem Leben habe ich nicht mehr gefroren, wie in Mailand und es ist mir heut noch ein Räthsel, daß ich ohne nachtheilige Einwirkung auf meine Gesundheit mich diesem immerwährenden Frost in den kalten zugigen Zimmern aussetzen durfte. Ich halte es aber auch für eine zwecklose Prahlerei der Mailänder, so nahe dem höchsten Alpengebirg Europa's den Winter aus ihrem Kalender streichen und sich unter Zähnklappen mit Gewalt ein süditalienisches Klima einphantasiren zu wollen. Es schneit in Mailand alle Jahre, es friert ganz anständig, ja in sehr harten Wintern steigt die Kälte sogar auf 6 bis 8° R. Und doch haben diese

Menschen keine Oefen, keine tauglich eingerichteten Kamine. Fenster und Thüren schliessen schlecht und die dünne Strohmatte, die man auf den Boden breitet, hält die durchdringende Kälte der steinernen Fliesen auch nur dürftig ab. Wie sie es nun machen, um in kalten Wintern nicht zu erfrieren oder auf- und davon zu laufen, weiß ich nicht. Ich meines Theils war, so wohl es mir in der belebten schönen Hauptstadt der Lombardei gefiel, doch herzlich froh, als ich weiter ziehen konnte, um unter südlicherem Himmel mich wieder zu erwärmen.

V.

Ausflug an den Comer-See.

Theils Macht der Gewohnheit, theils wirklicher Reiz der Lage haben den Comer-See unter die berühmtesten Oertlichkeiten auf Erden versetzt, und wer Oberitalien bereist, muß nothwendig diesem zum Theil von den höchsten Gebirgen umschlossenen See einen flüchtigen Besuch abstatten. Ich rüstete mich also, nachdem ich Mailand kreuz und quer durchstreift hatte, ebenfalls zu einem Ausfluge dahin.

Mit allzugroßen Erwartungen nach berühmten und gepriesenen Städten oder Gegenden zu wallfahrten, ist häufig bedenklich. Selten findet man in solchen Fällen, was man erwartete, und kehrt häufig verstimmt wieder zurück. Beim Comer-See hat man eine derartige Täuschung nicht zu besorgen. Dieses wundervolle Wasserbecken, von Rebenbergen umarmt, mit zahllosen Villen und Ortschaften geschmückt und selbst im Winter von milden Lüften umweht, macht jedes noch so verführerische

Bild, das man sich von ihm entworfen hat, durch die Zaubergewalt seiner Reize zu Schanden.

Die Entfernung von Mailand nach Como ist seit Anlage der Eisenbahn nach Monza sehr verringert worden, so daß man bequem in drei Stunden den ursprünglich sechs Meilen langen Weg zurücklegen kann. In Monza gibt es täglich zwei- oder dreimal Gelegenheit nach dem See. Omnibus gehen eine Viertelstunde nach Ankunft des Dampfwagens sowohl nach Como wie nach Lecco regelmäßig ab. Die Preise sind nicht zu hoch gestellt, nur thut man gut, wenn man sich gleich in Mailand ein Billet löst, da es sonst vorkommen kann, daß auf den vorräthigen Omnibus alle Plätze besetzt sind und man unter dem Gelächter der umstehenden Gaffer, die nie fehlen, das Nachsehen hat.

Es nebelte und stürmte heftig, als wir früh sieben Uhr Mailand verließen, auch wehte durchaus kein „sanfter Hauch," sondern ein malitiös kalter Wind vom grauen Himmel. Zum Glück änderte sich das Wetter, noch ehe wir Monza erreichten, die Nebel stiegen, der Wind jagte sie in die Schluchten der Berge und verschwand zugleich mit ihnen in den Tiefen und Thälern der Alpen. Blauer Himmel und heller Sonnenschein beleuchteten das reizende Weinland der Brianza und vergoldeten die ungeheure Kette der Gletscher, die mit ihren grandiosen und sonder-

baren Formen immer deutlicher aus der duftigen Atmosphäre auftauchten. Prachtvoll vor Allem war der Anblick des gigantischen Monte Rosa, der in der That einem ungeheuern, aus den zartesten Rosenblättern erbauten Gebirge glich. Diese entzückende Färbung blieb stundenlang mit wenigen bald dunkleren bald helleren Schattirungen dieselbe.

Die Brianza ist gewiß einer der schönsten und großartigsten Weingärten der Welt und führt mit Recht den Namen „Paradies der Lombardei." Dieser fruchtbare, romantische, von Hügeln und reizenden Thälern vielfach durchzogene und mit mehreren kleinen Seen prächtig verzierte Landstrich liegt eigentlich zwischen den beiden Armen des Comer-See's und bildet die breite und hohe Landzunge zwischen Como und Lecco, die mit dem unvergleichlichen Vorgebirge von Bellagio endigt. Ihre nicht minder schönen Ausläufer erstrecken sich noch ein gutes Stück in die Lombardei hinein gegen Morgen und diese schon sehr verlockende Landschaft durchschneidet man auf der Straße, die von Monza nach Como führt. Seinen Namen leitet dieser Landstrich von der Villa Brianza ab, die auf dem höchsten Punkte desselben gelegen ist und, wie man sagt, ehemals der Königin Theodolinde gehört haben soll.

Während der Saison oder Stagione, wie die Ita-

liener sagen, muß der See von Como ein ungemein erfreuliches Bild glücklichen und bewegten Lebens darbieten. Der Reiz dieses Bildes ging mir verloren, da die Jahreszeit bereits zu weit vorgerückt war und Alles schon die Winterquartiere in den Städten bezogen hatte. Nur einige verspätete Gäste traf ich noch, die sich ebenfalls zur Abreise rüsteten.

Damit ging mir unstreitig ein vielleicht charakteristischer Zug im sogenannten Leben des See's verloren, indeß der Eindruck im Allgemeinen bleibt doch immer derselbe. Der tief dunkelblaue Spiegel des See's war von Kähnen belebt, die mit ihren blendendweißen Segelfittigen wie Schwäne über die leicht gekräuselte Fluth schwebten, die Sonne der Stagione lag warm auf Land und Wasser und die köstlichen, so unvergleichlich malerischen Ufer desselben glänzten noch im vollen Schmuck ihrer üppigen südlichen Vegetation.

Como liegt etwa in Gestalt eines Halbmondes äußerst reizend am Seeufer und macht mit seinen hübschen Thürmen, seinem alterthümlichen sehenswerthen Dome und seinen vielen freundlichen Wohnungen einen sehr angenehmen Eindruck. Unmittelbar an die Stadt rücken die Berge der Brianza. An der Straße nach Mailand liegt auf einem spitzen Kegel die alte Feste Boradello, deren hoher

Thurm weit im Lande und mehrere Meilen weit im See noch sichtbar ist.

Die Stadt Como hat eine nicht uninteressante Vergangenheit. Die Namen großer Römer, wie der des Cornelius Scipio, der sie vergrößern ließ, so wie Hannibals, des erbittertesten Feindes Roms, sind in ihre Geschichte verwebt, denn dieser grimmige Afrikaner zerstörte sie gänzlich. Erst unter Julius Cäsar's gewaltigem Regiment erstand sie wieder aus ihrer Asche. Bekanntlich wurden hier die beiden Plinius geboren, und spätere Jahrhunderte sahen die Wiege Papst Innocenz XI., aus der Familie Odescalchi, deren Villa noch heut eine Zierde des See's ist, und des weltberühmten Physikers Volta in ihren Mauern stehen. Auf einer nahen Villa der Vorstadt zeigt man noch eine Ulme, unter deren breitschattigem Geäst Plinius oft gesessen haben soll.

Am bequemsten lassen sich die Schönheiten des See's während einer Fahrt über denseben genießen. Bei glücklichem Handel kann man zu jeder beliebigen Tagesstunde eine bequeme Barke zu diesem Zweck für erträglichen Preis miethen. Mir und meinem Begleiter gelang dies nach anstrengenden Unterhandlungen und so fuhren wir um die Mittagsstunde bei herrlichstem Wetter auf den leuchtend blauen Spiegel hinaus, in dem sich zahllose Villen und Bergkuppen mit ihren rebengeschmückten Terrassen spiegelten.

liener sagen, muß der See von Como ein ungemein erfreuliches Bild glücklichen und bewegten Lebens darbieten. Der Reiz dieses Bildes ging mir verloren, da die Jahreszeit bereits zu weit vorgerückt war und Alles schon die Winterquartiere in den Städten bezogen hatte. Nur einige verspätete Gäste traf ich noch, die sich ebenfalls zur Abreise rüsteten.

Damit ging mir unstreitig ein vielleicht charakteristischer Zug im sogenannten Leben des See's verloren, indeß der Eindruck im Allgemeinen bleibt doch immer derselbe. Der tief dunkelblaue Spiegel des See's war von Kähnen belebt, die mit ihren blendendweißen Segelfittigen wie Schwäne über die leicht gekräuselte Fluth schwebten, die Sonne der Stagione lag warm auf Land und Wasser und die köstlichen, so unvergleichlich malerischen Ufer desselben glänzten noch im vollen Schmuck ihrer üppigen südlichen Vegetation.

Como liegt etwa in Gestalt eines Halbmondes äußerst reizend am Seeufer und macht mit seinen hübschen Thürmen, seinem alterthümlichen sehenswerthen Dome und seinen vielen freundlichen Wohnungen einen sehr angenehmen Eindruck. Unmittelbar an die Stadt rücken die Berge der Brianza. An der Straße nach Mailand liegt auf einem spitzen Kegel die alte Feste Boradello, deren hoher

Thurm weit im Lande und mehrere Meilen weit im See noch sichtbar ist.

Die Stadt Como hat eine nicht uninteressante Vergangenheit. Die Namen großer Römer, wie der des Cornelius Scipio, der sie vergrößern ließ, so wie Hannibals, des erbittertesten Feindes Roms, sind in ihre Geschichte verwebt, denn dieser grimmige Afrikaner zerstörte sie gänzlich. Erst unter Julius Cäsar's gewaltigem Regiment erstand sie wieder aus ihrer Asche. Bekanntlich wurden hier die beiden Plinius geboren, und spätere Jahrhunderte sahen die Wiege Papst Innocenz XI., aus der Familie Odescalchi, deren Villa noch heut eine Zierde des See's ist, und des weltberühmten Physikers Volta in ihren Mauern stehen. Auf einer nahen Villa der Vorstadt zeigt man noch eine Ulme, unter deren breitschattigem Geäst Plinius oft gesessen haben soll.

Am bequemsten lassen sich die Schönheiten des See's während einer Fahrt über denseben genießen. Bei glücklichem Handel kann man zu jeder beliebigen Tagesstunde eine bequeme Barke zu diesem Zweck für erträglichen Preis miethen. Mir und meinem Begleiter gelang dies nach anstrengenden Unterhandlungen und so fuhren wir um die Mittagsstunde bei herrlichstem Wetter auf den leuchtend blauen Spiegel hinaus, in dem sich zahllose Villen und Bergkuppen mit ihren rebengeschmückten Terrassen spiegelten.

Die häufigen Biegungen des See's bei nicht großer Breite tragen wesentlich bei, den Genuß einer Gondelfahrt auf demselben zu erhöhen. Berge verschwinden und tauchen unversehens auf, der See schließt und erweitert sich, immer überraschendere, entzückendere Landschaftsbilder langsam vor uns aufrollend. Fruchtbare bis zum höchsten Gipfel mit Reben und Oliven bepflanzte, mit hundert leuchtenden Häusern malerisch geschmückte Berge wechseln ab mit wüsten steilen Felsgebirgen, durch deren zerklüftete Wände Alpengewässer ihre silbernen Wellen in den herrlichsten Fällen dem See zuführen. Villa verdrängt Villa, Ortschaft reiht sich an Ortschaft, Stadt an Stadt! Das Auge schweift geblendet, trunken vor Entzücken von Punkt zu Punkt und möchte gern überall recht lange weilen, um alle Schönheiten sich für immer einzuprägen.

Durch Lage und Schönheit vorzugsweise berühmt sind die Villa Odescalchi, die erste, wenn man von Como aus den See befährt, welche am linken Ufer unter reicher Baumpracht den Blicken sich zeigt. In ihrer Nähe erhebt sich der schön geformte Berg Lampino, eigenthümlich terrasirt und fast ganz mit Weinreben bepflanzt. Hin und wieder sieht man vereinzelte Pinien, ein Baum, der in Oberitalien noch selten angetroffen wird. Dagegen wachsen Oliven und Cypressen gerade am Comer See schon sehr üppig und geben, diese durch ihre schwarzgrünen hohen

Pyramiden, jene durch das satte, milde Silbergrau ihres Laubes der Gegend einen durchaus südlichen, von unserm Vaterlande völlig abweichenden Charakter.

An hohem Bergabsturze neben tiefer Schlucht, durch die ein prächtiger Wasserfall braust, liegt die Villa Pliniana, auf welcher beide Plinius längere Zeit lebten. Dann weiter gegen die Mitte des See's unter wahrhaft süditalienischer Vegetation begraben Villa Tremezzina. Wenn man unweit derselben vorüberfährt, zeigen die Schiffer eine kleine Insel, die, wenn ich recht verstanden habe, Isola Comacina heißt, und historisch wichtig geworden ist durch eine Menge Versammlungen, welche die politisch unzufriedenen Lombarden auf ihr gehalten haben. Zugleich erzählen sie schauerliche Geschichten von Unglücksfällen, die an dieser Stelle des See's, der hier sehr tief ist, vorgekommen sein sollen bei plötzlichen Windstößen, die von den Gebirgen herabbrausen. Ueberhaupt ist der Comer-See bei Stürmen äußerst gefährlich zu befahren und von allen Schiffern als ein böses, viele Menschenleben forderndes Wasser gefürchtet. An dieser Stelle bilden die Eisfirnen des Splügen mit den benachbarten hohen Bergriesen den unbeschreiblich malerischen Hintergrund des See's. Seine spitzigen Zacken leuchten noch eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang wie dunkle Feuerflammen in der blauschwarzen Luft und die rundum aufblitzenden Sterne sehen

aus wie silbern beschwingte Schmetterlinge, die angelockt von der tiefen Gluth, furchtsam neugierig um die lohenden Flammen kreisen.

Die Nacht überraschte uns mitten auf dem See, eine stille funkelnde Sternennacht. Die weißen Villen auf beiden Ufern schimmerten bleich durch die nebellose Dämmerung, das erste Mondviertel, über die scharf gezackten Gebirge heraufschaukelnd, goß Bäche silbernen Lichtes über die stille blaue Fluth, die uns unter den regelmäßigen Ruderschlägen unserer Schiffer dem finster hereintretenden Vorgebirge Bellagio mit seinen glänzenden, zum Theil von Lichtern funkelnden Häusern langsam entgegentrieb.

Gegen acht Uhr Abends landeten wir hier, mehr, als uns lieb war, von der frischen Bergluft durchkältet. Das Wirthshaus, auf der äußersten Kante des Vorgebirges prachtvoll gelegen, war leer und stand ganz zu unserer Disposition bereit. Etwas gemischte Gesellschaft wäre uns angenehmer gewesen, da sie nun aber nicht da war, schickten wir uns auch in die stille Einsamkeit und bestellten ein kräftiges Mahl. Daß uns dieses in einem geräumigen Sale aufgetragen wurde, dessen Fenster nicht zum Besten schlossen, wollte unsern nordländischen Naturen nicht recht behagen, weshalb wir den übrigen Hausbewohnern nachahmten und uns in der Küche am großen Ka-

mine in der unmittelbaren Nachbarschaft des Bratenwenders ansiedelten.

Dieses gemeinsame Küchenleben ist sehr gewöhnlich in Italien. Da man nun einmal Oefen in den Zimmern nicht dulden zu wollen scheint, so muß man ein anderes Auskunftsmittel ersinnen, um in kalten Wintertagen nicht barbarisch zu frieren. Dies Auskunftsmittel bietet das stets knisternde Kaminfeuer in der Küche dar. Der Kamin selbst ist so groß, daß man zu beiden Seiten des Heerdes zwei schmale Bänke in demselben anbringen kann, die dann regelmäßig von den Geehrtesten der Gesellschaft besetzt sind. Sie sitzen, so zu sagen, im Feuer. Ueber ihren Köpfen hängt die eigenthümliche Maschinerie des Bratspießes, deren Construction mir ein Räthsel geblieben ist. Sie ist so sinnreich erfunden, daß sich diese in Italien ganz unentbehrliche Maschine durch den Luftzug, welchen das Feuer verursacht, von selbst dreht.

Auf die Feuerung wendet man herzlich wenig Sorgfalt. Es brennt, was wir liederlich nennen würden und wird eben so liederlich genährt. Halbe Bündel Reissig, dürre Reben und Reisstroh, am häufigsten aber zwei dicke ganze Baumstümpfe werden in den bedenklich qualmenden Kohlenhaufen gelegt und unterhalten eine leidlich wärmende Flamme. Von Zeit zu Zeit schiebt man diese ungeschlachten Stücke Holz, die nicht selten noch feucht

aus wie silbern beschwingte Schmetterlinge, die angelockt von der tiefen Gluth, furchtsam neugierig um die lohenden Flammen kreisen.

Die Nacht überraschte uns mitten auf dem See, eine stille funkelnde Sternennacht. Die weißen Villen auf beiden Ufern schimmerten bleich durch die nebellose Dämmerung, das erste Mondviertel, über die scharf gezackten Gebirge heraufschaukelnd, goß Bäche silbernen Lichtes über die stille blaue Fluth, die uns unter den regelmäßigen Ruderschlägen unserer Schiffer dem finster hereintretenden Vorgebirge Bellagio mit seinen glänzenden, zum Theil von Lichtern funkelnden Häusern langsam entgegentrieb.

Gegen acht Uhr Abends landeten wir hier, mehr, als uns lieb war, von der frischen Bergluft durchkältet. Das Wirthshaus, auf der äußersten Kante des Vorgebirges prachtvoll gelegen, war leer und stand ganz zu unserer Disposition bereit. Etwas gemischte Gesellschaft wäre uns angenehmer gewesen, da sie nun aber nicht da war, schickten wir uns auch in die stille Einsamkeit und bestellten ein kräftiges Mahl. Daß uns dieses in einem geräumigen Sale aufgetragen wurde, dessen Fenster nicht zum Besten schlossen, wollte unsern nordländischen Naturen nicht recht behagen, weshalb wir den übrigen Hausbewohnern nachahmten und uns in der Küche am großen Ka-

mine in der unmittelbaren Nachbarschaft des Bratenwenders ansiedelten.

Dieses gemeinsame Küchenleben ist sehr gewöhnlich in Italien. Da man nun einmal Oefen in den Zimmern nicht dulden zu wollen scheint, so muß man ein anderes Auskunftsmittel ersinnen, um in kalten Wintertagen nicht barbarisch zu frieren. Dies Auskunftsmittel bietet das stets knisternde Kaminfeuer in der Küche dar. Der Kamin selbst ist so groß, daß man zu beiden Seiten des Heerdes zwei schmale Bänke in demselben anbringen kann, die dann regelmäßig von den Geehrtesten der Gesellschaft besetzt sind. Sie sitzen, so zu sagen, im Feuer. Ueber ihren Köpfen hängt die eigenthümliche Maschinerie des Bratspießes, deren Construction mir ein Räthsel geblieben ist. Sie ist so sinnreich erfunden, daß sich diese in Italien ganz unentbehrliche Maschine durch den Luftzug, welchen das Feuer verursacht, von selbst dreht.

Auf die Feuerung wendet man herzlich wenig Sorgfalt. Es brennt, was wir liederlich nennen würden und wird eben so liederlich genährt. Halbe Bündel Reissig, dürre Reben und Reisstroh, am häufigsten aber zwei dicke ganze Baumstümpfe werden in den bedenklich qualmenden Kohlenhaufen gelegt und unterhalten eine leidlich wärmende Flamme. Von Zeit zu Zeit schiebt man diese ungeschlachten Stücke Holz, die nicht selten noch feucht

sind, etwas nach, schürt und facht die Kohlen an, und sorgt auf solche Weise kümmerlich genug für das Fortglühen und Brennen. Wer grade da ist, gruppirt sich so nahe wie möglich diesem für Alle unterhaltenen Feuer. Man trinkt ein Glas Wein, raucht seine Cigarre und unterhält sich mit Wirth und Wirthin oder den jugendlichen Töchtern des Hauses. Das Gesinde bildet den äußeren Kreis dieses patriarchalischen Familienzirkels, der etwas recht Heiteres haben könnte, wäre er nur ein ganz klein wenig comfortabler eingerichtet. Mit Arbeiten sind bei derartigen Kaminsitzungen nur selten die theilnehmenden Frauen oder Mädchen beschäftigt. Sie legen meistentheils die Hände in den Schooß, sehen unverwandten Blickes in's Feuer, schlafen wohl auch vor Müdigkeit ein oder machen sich höchstens mit oberflächlichem Aufräumen einiger Küchengeräthe etwas zu thun. Bei uns würden in ähnlichen Fällen bei solchen Gelegenheiten Dutzende von Strümpfen gestrickt.

Am nächsten Morgen, der zwar hell, nur leider etwas zu windig war, besuchte ich die berühmte Villa Sommariva, Bellagio schief über gelegen. Die Bootsleute hatten ein schweres Stück Arbeit, um dem Winde entgegen die Boote durch die aufrauschenden Wellen zu lenken. Wir brauchten über eine Stunde zu dieser Fahrt.

Die Sommariva, in einem wohlgepflegten parkähn-

lichen Garten, der fast nur südliche Baumarten enthält, gelegen, hat ihre Berühmtheit bekanntlich durch die in ihr befindlichen Kunstschätze erhalten. Unter diesen ist jener große meisterhafte Fries Thorwaldsens, den Alexanderzug darstellend, unstreitig das Bedeutendste. Man kann es füglich ein großes, tiefsinnig erdachtes und mit Genialität ausgeführtes Gemälde in Marmor nennen. Es umfaßt der Fries alle vier Seiten eines ansehnlichen Salons, ist aber nicht vortheilhaft beleuchtet. In einem kleineren daran stoßenden Zimmer befindet sich die Marmorgruppe Canova's Amor und Psyche, die ich ungeachtet der mancherlei Einzelnheiten, die man daran tadeln kann, überaus reizend finde. Mit dieser Gruppe geht es mir wie mit manchem altdeutschen Gemälde, auf denen man die wunderlichsten Verzeichnungen der Körper belächelt und doch von der rührenden Seelensprache in diesen wunderbar verklärten Gesichtszügen entzückt wird. Mich störte daher nicht der etwas zu lang gerathene Arm des Amor, ich ließ mein Auge auf den Zügen der beiden einander zugewendeten Glücklichen ruhen, in denen der süßeste Reiz der Liebe mit lieblicher Kindesunschuld verkörpert ist.

Unsere Rückfahrt unter schwellendem Segelschirm ging schneller von Statten. Eine gute Viertelstunde genügte, uns wieder in Bellagio landen zu lassen, wo auf dem höchsten Punkte des Vorgebirges, in den Zaubergärten der

eine halbe Stunde — nach Abgang des Omnibus trabte das beste Pferd der Welt in letzt genannter Stadt ein.

Wir hätten nun zwar mit ein paar frischen Pferden Mailand noch immer bei guter Zeit erreichen können, wäre es möglich gewesen, zu solcher Reise einen entschlossenen Fuhrmann aufzutreiben. Weiter als Monza wollte aber durchaus keiner fahren, weil — man die Wegelagerer fürchtete, die, wie schon erwähnt, in den nächsten Umgebungen der lombardischen Hauptstadt mit bedeutender Frechheit ihr räuberisches Handwerk trieben.

So waren wir denn genöthigt, eine Nacht in Monza zuzubringen, deren finstere Straßen sich spät genug vor uns aufthaten. Aus Langeweile und Neugier ging ich in das Theater, ein hübsches, geräumiges Haus, das von der schönen Welt Monza's recht anmuthig besetzt war. Allein länger wie eine halbe Stunde hielt ich dies Spiel nicht aus. Man gab ein französisches Vaudeville — wie es hieß, weiß ich nicht — aber so ganz niederträchtig schlecht, daß ich wirklich nicht begreife, wie gebildete Menschen an so lästerlicher Unnatur, wie sie in der Darstellung dieser Schauspieler sich aussprach, Gefallen finden können. Dennoch mußte grade diese Art des Comödiespielens den Leuten behagen, denn sie lachten unbändig und schrieen noch weit unbändiger den närrischen Hampelmännern auf der Bühne ihre Evviva's zu.

Bei leicht bedecktem Himmel kamen wir am nächsten Morgen gegen acht Uhr wieder in Mailand an, wo ich mich sogleich zur Weiterreise rüstete und auf der nächsten nach Genua abgehenden Messagerie einen Platz mir sicherte.

IV.

Ueber Genua nach Livorno.

Wer Ebenen liebt, kann sich zwischen Mailand und Pavia wahrhaft ergötzen. Diese fruchtbare Gegend ist glatt, wie ein Tisch, man sieht nichts, als den zur Seite der Straße geräuschlos dahinfließenden großen Canal, welcher Mailand mit Pavia verbindet und der ziemlich belebt war, dann zu beiden Seiten unermeßliche Reisfelder, die mehr Sümpfen als Saaten gleichen, da diese Getreideart nur im Wasser gedeiht, und endlich Alleen von Maulbeerbäumen. Denn hier ist das Land des Seidenbaues.

Vor Pavia betritt man das berühmte Schlachtfeld, wo im Jahre 1525 Kaiser Karl V. den ritterlichen Franz I. von Frankreich gefangen nahm. Schlachtgesinnte und kriegliebende Männer, wie etwa Napoleon, müssen wirklich bei Gegenden, die von der Natur zu Schlachtfeldern bestimmt zu sein scheinen, in Entzücken gerathen, und solch eine Gegend gibt es rund um Pavia meilen=

weit, Armeen können sich hier nach Belieben ausbreiten und die schönsten Manöver ausführen.

Pavia ist eine alte, finstere, große Stadt, die mit ihren Thürmen und Häusermassen gar stattlich aussieht. Sie schien mir der Menschenmenge nach zu urtheilen, die sich in den Straßen herumtrieb, recht belebt zu sein. Leider hielt sich die Messagerie nur so lange daselbst auf, als sie zum Umspannen Zeit brauchte, und ich bedauerte zu spät, daß ich nicht ungeachtet des Zeitverlustes, den ich früher gehabt hatte und der mich zu möglichster Eile veranlaßte, doch die Reise mit Vetturin vorgezogen. Man braucht dann freilich an vier Tage bis Genua, allein man hat dafür auch das Vergnügen, überall, wo es etwas zu sehen gibt, halten, mit Muße die Gegenstände betrachten und den pittoresken Weg durch die Apenninen bei Tage zurücklegen zu können. Dies Alles ging mir verloren durch meine unvorsichtige Eile. Gegen Abend fiel noch dazu heftiges Regenwetter ein, so daß die Gebirge hinter schwarzen Wolken versteckt lagen und ich nur an bald langsamerem bald schnellerem Fahren bemerken konnte, daß ich wieder in ein gebirgiges Land gekommen war.

Der Ticino, durch den großen Canal mit Mailand verbunden, bespült die Mauern Pavia's. Er ist nicht gar breit, von schmuzig gelber Farbe, wie alle Flüsse Italiens, und mit schöner Brücke überbaut. Gleich jenseits der

Brücke betritt man Sardinien und die Freuden der Mauth harren des Reisenden.

In Mailand hatten mir Deutsche vor dieser sardinischen Dogana bange gemacht. Sie schilderten sie mir als übertrieben streng, brutal und völlig rücksichtslos. Zu meiner Verwunderung fand ich grade das Gegentheil. Die Beamten waren höflich, die Durchsuchung sehr oberflächlich und selbst die Facchini, denen Ab- und Aufpacken der Koffer zukam, ungeachtet ihres räuberischen und wilden Aussehens, verhältnißmäßig leicht zu befriedigende Leute. Auch wurden wir nicht über Gebühr aufgehalten. Nur das Visiren der Päſſe nahm etwas Zeit weg, da man diese Prozedur auf einer kaum halbstündigen Wegstrecke dreimal zu überstehen hat. Daß dabei jedesmal Trinkgelder zu verabreichen sind, versteht sich von selbst.

Durch Voghera, Tortona, Novi kam ich des Nachts bei fortwährend stromweis niederstürzenden Regen. Die Straßen schwammen in Wasser, es war kaum möglich aus dem Wagen zu sehen. Auch war die Luft binnen wenigen Stunden so warm geworden, daß noch anhaltendere Regengüsse in Aussicht standen. Ueber den nahen Berggipfeln, die man nur undeutlich erkennen konnte, zuckten Blitze und verriethen das Toben heftiger Unwetter im südlichen Italien.

Erst beim Grauen des Morgens ließ der Regen

etwas nach, dagegen erhob sich nun ein heftiger Wind, der die schweren grauen Wolken vom Meere her in das malerische Apenninenthal trieb, durch welches die Straße nach Genua führt. Zierliche Landhäuser, große und prächtige Villen, endlich der blaue Spiegel des Meeres verkündigen die Nähe der altberühmten Stadt, die man mit Recht die stolze, prächtige (la Superba) nennt.

Das Meer brandete donnernd am Gestade und sah grau und ungastlich aus. Dennoch begrüßte ich es mit innerlichem Jubel. Seit sieben Jahren hatte ich es nicht mehr gesehen, und nun lag es wieder vor mir mit all' seinen Zaubern, seinen Geheimnissen, seinen Schrecken. Und noch dazu war es diesmal das Mittelmeer, das goldglänzende, dessen rauschende Wogen an die Gestade Aegyptens und des Berberlandes schlagen und zurückprallend uns Wunder von jenen noch unerforschten Welten zuflüstern.

Genua's Lage wird nur von der Neapels übertroffen. Die Ansicht der Stadt vom Hafen aus ist eben so überraschend schön, wie ein Blick auf das Meer und die hohen in der Ferne majestätisch emporsteigenden Meeralpen von den vielen die Stadt beherrschenden Höhen.

In Genua überrascht zuvörderst das prachtvolle Pflaster, das aus den Straßen wahre Marmorparquetts macht, ferner die an den Bergrücken terassenförmig aufsteigenden

sechs-, sieben- bis achtstöckigen Häuser, die herrlichen Marmorpaläste mit ihren blühenden Orangengärten, die vielen mit grellen Farben bunt bemalten Häuser und die wunderlichen, tiefen Felsschluchten zu vergleichenden engen Gäßchen, die häufig, ja in der Regel nicht so breit sind, daß man einen Regenschirm darin aufspannen kann.

Schon in Mailand findet man ausgezeichnet schönes Pflaster, was aber darin geleistet werden kann, davon bekommt man erst in Genua einen Begriff. Man kann sich bewogen fühlen, das genuesische Pflaster einen Luxus zu nennen, denn es ist wirklich fast zu schön, um mit profanen Stiefelsohlen darauf herum zu laufen, ich muß aber bekennen, daß ich diesen Luxus durch die ganze civilisirte Welt verbreitet wünschte. Pferde und Maulthiere leiden freilich darunter, da sie nur mit Mühe auf den spiegelglatten Quadern gehen können, der Mensch aber gewinnt, und ohne den Thieren zu nahe treten zu wollen und ihre Rechte zu schmälern, stimme ich doch aus menschlicher Nächstenliebe für ein wenig Thierquälerei, wenn anders ein so musterhaftes Pflaster wie das genuesische nicht zu erwerben ist.

Um Genua's Herrlichkeiten vollkommen genießen zu können, ist schönes heiteres Wetter Haupterforderniß. Leider wollte sich dies während meiner zweitägigen Anwesenheit nur auf Stunden einstellen, die ich denn möglichst

zu benutzen suchte, um Aussichten zu gewinnen, den Hafen zu befahren, Thürme zu besteigen. Obwohl die Betrachtung von Gemälden bei trübem Regenhimmel wenig vortheilhaft ist, mußte ich mich doch dazu bequemen, da man auf Reisen für Alles dankbar sein muß. Ich würde zwar dem Himmel mich noch ergebener gezeigt haben, wäre er so gefällig gewesen, den ewigen Wolkenschleier ganz abzuwerfen, allein er war nicht dazu zu bewegen. So war ich denn gezwungen, unter immerwährenden Güssen meine Ausflüge zu machen, Kirchen und Paläste zu besuchen, die bei sonnigem Wetter reizenden Spaziergänge der Acqua sola zu durchwandern und mich zu freuen, daß es wenigstens nicht schneite. Bei aller Selbstbeherrschung und Philosophie pflegt doch jedem Menschen so viel unaustilgbar natürliche Schwäche anzuhängen, daß ihn derartige widerwärtige Zufälligkeiten trotz alles Ankämpfens dagegen etwas zu verstimmen pflegen, und da mir diese menschliche Schwäche auch eigen ist und ich sie in Genua des schlechten Wetters wegen durchaus nicht gänzlich besiegen konnte, mithin nicht mit dem heitersten Auge die Vaterstadt des Columbus betrachtete, will ich aus purem Respekt vor ihrer großartigen Vergangenheit und vor den fesselnden Reizen, die sie bei Sonnenschein dem Fremden enthüllen mag, bescheidentlich über sie schweigen. — Ich machte einen großen Gedankenstrich in mein Reisetagebuch

und dahinter ein Fragezeichen, damit ich in späteren Tagen der Stunden, die ich in Genua so gern hätte vergnügt und glücklich sein wollen, mich bleibend erinnern könne!

Ein einziges Mal zerrissen die Wolken und ein blendender Sonnenstrahl küßte die Stadt der Paläste auf etliche Minuten, als ich den Kranz der Kuppel in der Kirche Carignano bestieg. Dort oben ahnte ich, was Genua sein müsse und tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich doch immer noch besser daran sei, als tausend Andere, die nicht einmal diese Ahnung in sich tragen.

Die Brücke von Carignano, über die man zu erwähnter Kirche gelangt, ist ein seltsamer bewundernswerther Bau von außerordentlicher Höhe, denn unter ihr stehen noch sechs- bis sieben Stock hohe Häuser. Man hat von ihr aus auf Hafen und Meer eine entzückende Aussicht.

Unter Donner und Blitz ließ ich mich von einem rothmützigen Genuesen — denn hier beginnt die Herrschschaft der rothen Fischermützen — über den Hafen nach einer sardinischen Fregatte rudern, um die innere Einrichtung eines Kriegsschiffes kennen zu lernen. Das Fahrzeug war noch ganz neu und so sauber und geleckt, wie ein frisch gescheuertes Zimmer. Ein türkisches Kriegsdampfboot, das dicht daneben lag und kolossale Dimen-

sionen hatte, stach sehr dagegen ab. Die Mannschaft in ihren schlappigen blauen Pumphosen und rothen Jacken sah äußerst unreinlich aus und harmonirte mit dem Mangel an Eleganz, den ich auf dem Deck gewahrte. In's Innere des gewaltigen Kolosses einen Blick zu thun, gestatteten mir die argwöhnischen Muselmänner nicht, so oft ihnen auch mein pfiffiger Barkenführer versicherte, daß ich ein Signor Inglese sei: Glückliches Inselvolk, vor dessen bloßem Namen in der Regel alle Riegel fallen, dem sich alle Geheimnisse von selbst erschließen!

In den Nachmittagsstunden des achten Novembers bei stillem Wetter, aber trübem Himmel bestieg ich den Dante, ein kleines, rasches Dampfboot, das nach Livorno segelte. Unter der Aegide des großen Dichters, der sich weder vor Fegefeuer noch Hölle fürchtete, glaubte ich dem Ungestüm des Meeres am sichersten Trotz bieten zu können. Mit einem halb wehmüthigen, halb zornigen Blick auf das stolze Genua, das sich mir in seiner ganzen berüchtigten Treulosigkeit gezeigt hatte, schwamm ich auf dem kleinen schwarzen Fahrzeuge, um dessen Planken die grünen Wellen kosend tanzten, aus dem Hafen hinaus in die offene See.

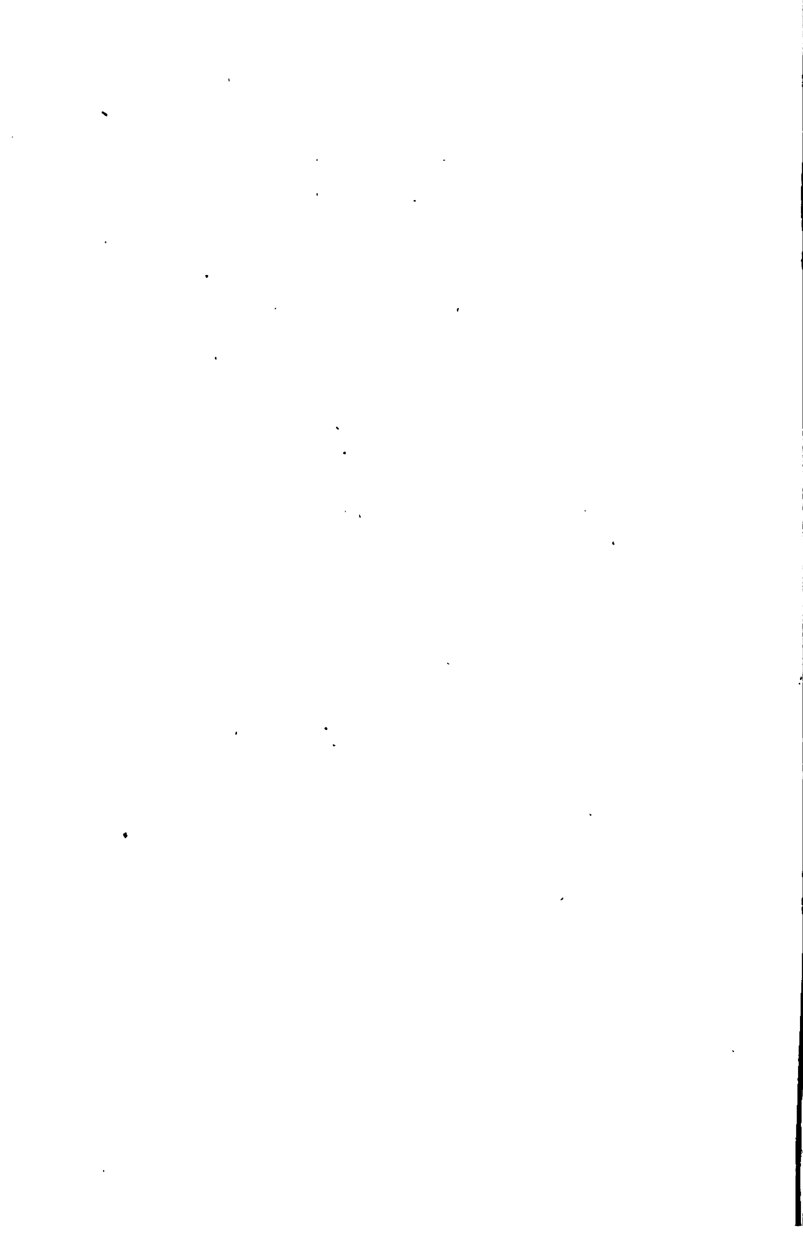
Und siehe da, kaum verschwanden in rosig milder Abendbeleuchtung die blendende Stadt, die Kette der Apenninen, die Eishörner der Alpen unsern Blicken, so

lichtete sich der Horizont im Westen, der Wind sprang um, die Luft ward klar und die schönste mildeste Nacht ging auf über dem wunderbar leuchtenden Meere!

Unsere Fahrt war kurz und glücklich. Früh gegen vier Uhr sahen wir bereits das Leuchtfeuer von Livorno und mit grauendem Morgen warfen wir Anker in dem belebten Hafen dieser rasch aufblühenden Handelsstadt, deren menschenwimmelnde Straßen wir nach flüchtiger Befragung der Doganamänner bei guter Zeit betreten durften.

III.

Nach Rom.



I.

Livorno, sein Handel und seine Bevölkerung. Leichte Sitten. Besuch in Pisa. Das Kloster Monte Nero.

Livorno ist gegenwärtig der werthvollste Diamant in der Krone des Großherzogs von Toscana. Die Stadt nimmt täglich an Umfange zu und ihre Bedeutung in der Handelswelt ist schon jetzt unberechenbar. Nach dem Gewühl auf den ziemlich breiten schön gepflasterten Straßen zu schließen muß sie ungemein stark bevölkert sein. Eine wichtige Rolle in ihr spielen die Juden, deren es einige zwanzigtausend geben soll. Wie überall sind sie auch hier beispiellos betriebsam, eben so zudringlich wie anderwärts, stets unverdrossen, zu Allem zu gebrauchen und mithin die Vermittler bei jedem Geschäft, wo dergleichen begehrt werden. Sie machen glückliche Speculationen, befinden sich sehr wohl und sind, wie ich von Kaufleuten hörte, die Inhaber des meisten baaren Geldes. Der reichste Banquier in Livorno, ein Mann von vielen Millionen und

Abgott der Börse, ist ebenfalls ein Jude, und von Christ und Muselmann gleich hoch geehrt.

Sehenswürdigkeiten besitzt Livorno außer dem gelungenen aus Erz gegossenen Denkmale Ferdinand's I. am Hafen, das von vier gefesselten kolossalen afrikanischen Sklaven umgeben wird, keine. Die Stadt hat ein ganz modernes Aussehen, dem der Charakter ächt italienischer Städte fehlt. Ihre Kirchen sind weder alterthümlich, noch prächtig, noch gibt es deren so viele, wie in andern gleich großen Städten. Wer sich daher den Verehrern Merkur's nicht zuzählt, ist bald fertig, da auch die allernächsten Umgebungen der Stadt ziemlich reizlos sind. Erst wenn man das Treiben der Menschen in dieser Seestadt und dabei den ungeheuren Verkehr betrachtet, den sie sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit erobert hat, erhält sie auch in den Augen des Nichtkaufmanns Wichtigkeit.

Das rasche und noch immer im Wachsen begriffene Aufblühen Livorno's untergräbt den schon seit längerer Zeit gesunkenen Handel Genua's. Von Genua's ehemaliger Größe sind, wie von Venedigs Macht, nur noch die stolzen Paläste und Kunstschätze übrig, nicht mehr die Mittel, durch welche dieselben erworben wurden. Das junge, industriellere, speculationskühnere und für den Handel mit der Levante jedenfalls auch vortheilhafter gelegene Livorno hat das alte prächtige Genua in jeder Hinsicht

überflügelt, wenn auch der Ruin des Letzteren dadurch keineswegs bedingt, wenigstens noch lange nicht so nahe ist, als viele Livornesen behaupten wollen.

„Genua stirbt an Livorno,“ sagten mir eine Menge Kaufleute, die sich nicht wenig ihrer aufblühenden Handelsmacht freuten. „Binnen zehn, zwölf Jahren wird es für Genua so gut wie gar keinen Handel mehr geben. Die genuesischen Kaufleute werden dann blos noch Kleinkrämer sein!“

Das ist eitel Aufschneiderei. Genua's Handel wird neben dem Livorno's immer fortbestehen, aber sich schwerlich wieder so heben, daß er mit der glücklicheren Schwesterstadt je wieder wird wetteifern können. Livorno steht jedenfalls noch eine große Zukunft bevor, so daß es unter glücklichen Zeitschwingungen und bei gänzlicher Handels- und Gewissensfreiheit, welches letztere sehr zu beachten ist, in vielleicht nicht gar langer Zeit das Hamburg des Mittelmeeres werden kann. In seinem geräumigen, tiefen und durch einen prachtvollen Molo gegen den Andrang der Wogen geschützten sichern Freihafen laufen jährlich 5000 bis 6000 Schiffe aller Nationen ein. Handel und Wandel in der Stadt sind völlig frei, es bedarf kein Mensch dazu einer Concession wie bei uns, wo es Niemand erlaubt ist, ein Dutzend Schwefelhölzchen ohne vorherige Lösung dieses kostbaren Papieres zu verkaufen. Um den

Abgott der Börse, ist ebenfalls ein Jude, und von Christ und Muselmann gleich hoch geehrt.

Sehenswürdigkeiten besitzt Livorno außer dem gelungenen aus Erz gegossenen Denkmale Ferdinand's I. am Hafen, das von vier gefesselten kolossalen afrikanischen Sklaven umgeben wird, keine. Die Stadt hat ein ganz modernes Aussehen, dem der Charakter ächt italienischer Städte fehlt. Ihre Kirchen sind weder alterthümlich, noch prächtig, noch gibt es deren so viele, wie in andern gleich großen Städten. Wer sich daher den Verehrern Merkur's nicht zuzählt, ist bald fertig, da auch die allernächsten Umgebungen der Stadt ziemlich reizlos sind. Erst wenn man das Treiben der Menschen in dieser Seestadt und dabei den ungeheuren Verkehr betrachtet, den sie sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit erobert hat, erhält sie auch in den Augen des Nichtkaufmanns Wichtigkeit.

Das rasche und noch immer im Wachsen begriffene Aufblühen Livorno's untergräbt den schon seit längerer Zeit gesunkenen Handel Genua's. Von Genua's ehemaliger Größe sind, wie von Venedigs Macht, nur noch die stolzen Paläste und Kunstschätze übrig, nicht mehr die Mittel, durch welche dieselben erworben wurden. Das junge, industriellere, speculationskühnere und für den Handel mit der Levante jedenfalls auch vortheilhafter gelegene Livorno hat das alte prächtige Genua in jeder Hinsicht

überflügelt, wenn auch der Ruin des Letzteren dadurch keineswegs bedingt, wenigstens noch lange nicht so nahe ist, als viele Livornesen behaupten wollen.

„Genua stirbt an Livorno," sagten mir eine Menge Kaufleute, die sich nicht wenig ihrer aufblühenden Handelsmacht freuten. „Binnen zehn, zwölf Jahren wird es für Genua so gut wie gar keinen Handel mehr geben. Die genuesischen Kaufleute werden dann blos noch Kleinkrämer sein!"

Das ist eitel Aufschneiderei. Genua's Handel wird neben dem Livorno's immer fortbestehen, aber sich schwerlich wieder so heben, daß er mit der glücklicheren Schwesterstadt je wieder wird wetteifern können. Livorno steht jedenfalls noch eine große Zukunft bevor, so daß es unter glücklichen Zeitschwingungen und bei gänzlicher Handels- und Gewissensfreiheit, welches letztere sehr zu beachten ist, in vielleicht nicht gar langer Zeit das Hamburg des Mittelmeeres werden kann. In seinem geräumigen, tiefen und durch einen prachtvollen Molo gegen den Andrang der Wogen geschützten sichern Freihafen laufen jährlich 5000 bis 6000 Schiffe aller Nationen ein. Handel und Wandel in der Stadt sind völlig frei, es bedarf kein Mensch dazu einer Concession wie bei uns, wo es Niemand erlaubt ist, ein Dutzend Schwefelhölzchen ohne vorherige Lösung dieses kostbaren Papieres zu verkaufen. Um den

Glauben des Handeltreibenden kümmert man sich eben so wenig, weshalb es hier gute katholische Christen, protestantische Ketzer, Griechen, Juden, Armenier, Türken und Heiden gibt, die Einer den Andern im Gebet und Gottesdienst nicht im geringsten stören, Alle aber von einander durch Tausch und Handel zu gewinnen suchen. Jedes Bekenntniß hat, wie dies auch in Triest der Fall ist, seine Kirche, selbst eine türkische Moschee gibt es in Livorno, und ich bin überzeugt, wenn der Rongesche Deutschkatholizismus je einmal am Mittelmeer Anhänger finden sollte, was jedoch nicht zu hoffen ist, in jener freisinnigen Handelsstadt würde ihm Niemand hindernd in den Weg treten und ihm so gut wie den Türken die Erbauung eines Tempels gestattet werden.

Ein Beweis, daß diese lobenswerthe, ja großartige Duldung den römischen Katholiken keine Gefahr bringt, ist die an Fanatismus grenzende Bigotterie der niedern Volksklassen in Livorno. Ich sah mehrmals auf der großen und immer sehr belebten piazza d'armi, an deren südlichem Ende der Dom gelegen ist, beim Klange der Meßglocke und anderm Glockengeläute, dessen Bedeutung mir unbekannt blieb, Hunderte mitten auf dem Platze in Schmuz und Nässe niederknieen und sich inbrünstig bekreuzen, selbst bloßen Betens halber knieten Frauen der niedern Stände geraume Zeit im Freien und hielten ihre Andacht. Man

kümmerte sich nicht um sie, Handel und Wandel ging ungestört um die Gläubigen seine breite Straße und ich habe auch nicht bemerkt, daß sich irgend Jemand dadurch beunruhigt oder beeinträchtigt gefunden hätte.

Neben dieser auffallenden Bigotterie gibt sich aber auch eine arge Sittenlosigkeit in Livorno kund, die den Behauptungen glaubwürdiger Männer zu Folge alles Maß übersteigen und nicht selten in große Frivolität ausarten soll. Wie in allen stark bevölkerten, von hunderttausend Fremden besuchten Seestädten hält die Venus vulgivaga hier eine ergiebige Ernte. Es gibt in Livorno Sammelplätze der Unsittlichkeit in Menge, wo die rohe Masse, der wüste sinnliche Matrose in bacchantischer Lust austobt. Man sagte mir aber auch, daß neben diesen öffentlichen Verkehrsorten des Lasters im Geheimen unter dem Deckmantel blos freundlichen und geselligen Zusammenkommens täglich gegen das sechste Gebot gesündigt werde. Der Ruf der Livorneser ist in dieser Hinsicht nicht fein und von den Livorneserinnen, namentlich den jungen Frauen, erzählte man so pikante Geschichtchen, daß für das Talent eines neuen Boccacio ergiebigere gar nicht erdacht werden könnten. Diese allgemein verbreitete liberale Gesinnung führt denn häufig zu Skandälen, die bisweilen ein tragisches Ende nehmen. Erst wenige Tage vor meiner Ankunft war ein Auftritt solcher Art vor-

gekommen und nur durch schnelle Dazwischenkunft dritter Personen ein Doppelmord verhindert worden. Am wenigsten loben wollte man die junge wohlhabende Männerwelt Livorno's, die zeitig große Reisen macht, viel Geld durchbringt und auf leichte Weise erwirbt, und dann zurückkehrend unter dem milden Himmel des Mutterlandes in einem sardanapalischen Leben ihren höchsten, wo nicht einzigen Genuß findet.

Seit Kurzem ist Livorno mit Pisa durch eine Eisenbahn verbunden, die sich bereits bis Pontedera im Arnothale erstreckt. Sie führt durch die Maremmen, jene wasserreichen sumpfigen Niederungen, die im Sommer das Klima Livorno's nicht gerade verbessern helfen. Ungeachtet des schlechten Wetters, das gleich nach unserer Landung wieder mit verstärkter Kraft losbrach, entschloß ich mich doch zu einem Ausfluge nach Pisa, um wenigstens ein flüchtiges Bild dieser altberühmten Stadt zu gewinnen und den vielgepriesenen Dom, den Campo Santo und schiefen Thurm mit eigenen Augen zu betrachten.

Nach kaum halbstündiger Fahrt ging ich auf dem prächtigen Lung Arno spazieren, ließ mir von einem gefälligen Cicerone den Palast zeigen, in dessen Nähe der Thurm stand, in welchem Erzbischof Ruggieri im Jahre 1289 die gräßliche Barbarei beging, den Grafen Ugolino mit seinen beiden Söhnen und Enkeln verhungern

zu lassen, weil er des Hochverraths nicht überführt, aber doch verdächtig war. Als warmer Freund und Verehrer Lord Byrons konnte ich auch den Palast Lanfranchi nicht unbeachtet liegen lassen, in dem der abenteuerliche Dichter längere Zeit mit seinem Freunde Shelley wohnte und den er, so viel ich mich erinnere, einst in eine Art Festung verwandelte, um sich gegen eine Menge wüthender Soldaten zu vertheidigen, die der Meinung lebten, der edle Lord habe einen der Ihrigen verwundet und nun das Wiedervergeltungsrecht üben wollten.

Dom, Baptisterium, schiefer Thurm und Campo Santo liegen ganz am äußersten Ende der Stadt, abgeschlossen für sich und umgeben von grünen Rasenplätzen. Der Eindruck dieser grandiosen, in reinstem mittelalterlich italienischem Styl aufgeführten Gebäude ist gewaltig und der Wunsch, hier anstatt kurzer Stunden Tage lang zu weilen, ein sehr natürlicher. Aeußeres und Inneres dieses prachtvollen Domes sind gleich schön, gleich erhaben. Wohin sich das Auge wendet, überall wird es festgehalten. Bald sind es die kunstvollen Bronzethüren mit ihren bewundernswürdigen Reliefs von Giovanni da Bologna, bald die Mosaiken über den Thüren, bald die vollendete Pracht der schlanken Säulen mit ihren sie verbindenden Bogenschwingungen! Das Innere besteht aus fünf Schiffen, gebildet von 74 Säulen, die bis auf we-

nige für antik ausgegeben werden. Dieser ungeheure, gleichsam versteinerte Wald dunkler Säulen, deren Schäfte sich am Gewölbe wie in niederschwebenden Wolken verlieren, weckte in mir Empfindungen der Andacht, wie ich sie in Kirchen zu fühlen wünsche.

Dicht neben diesem Riesenbau steht das nicht minder architektonisch vollendete umfangreiche Baptisterium. Die vier Eingänge sind mit trefflichen Sculpturen verziert, die, obwohl sie aus dem zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen, doch an Kunstwerth antiken Meisterwerken dieser Gattung wenig nachstehen. Im lichten Innern dieses Taufstempels ruhen Peristyl und oberes Stockwerk auf zwölf kolossalen korinthischen Säulen von Granit, und auf diesem gewaltigen Unterbau wölbt sich die schöne von Pilastern getragene Riesenkuppel.

Zur Seite des Domes und des Baptisteriums nach Norden öffnen sich die Arkaden des berühmten Campo Santo. Der innere unbedeckte Raum dieses Kirchhofes sieht jetzt ziemlich wild aus, indem hier Rosen, Myrthen, Buchsbaum und eine Masse Unkraut lustig durcheinander wachsen. Die vier rund um diesen offenen Raum laufenden Seitengänge sind bedeckt und die Wände durchgängig mit den gelungensten Frescogemälden aus dem dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte geschmückt und auf's zweckmäßigste durch die weiten Oeffnungen erleuch-

tet, die eine Reihe der schönsten Säulen bilden, welche nach dem innern Raume die Ueberdachung stützen. Wer hier Zeit nach Belieben aufzuopfern hat, kann die besten Meister der alten Florentiner an der Quelle studiren und die Entwickelung der Kunst in diesen Gebilden verfolgen.

Endlich mußte ich doch auch dem wunderlichen schiefen Thurme meine Aufmerksamkeit zuwenden. Er steht ganz allein unweit des Domes und sieht in seiner sehr schrägen Stellung curios genug aus. Die Pisaner legen großes Gewicht auf die Behauptung, daß er mit Absicht so schief gebaut worden sei und wollen dieser Behauptung dadurch Beweiskraft geben, daß sie erzählen, man habe, um der Sache auf den Grund zu kommen, rund um den Thurm die Erde aufgegraben und dabei gefunden, daß der Grund noch unverrückt seine horizontale Lage behalten habe. Auf diesem festen nicht wankenden Grunde nun habe erst der Baumeister sein Werk aufgeführt und so das wunderbar hängende Gebäude ohne die geringste Gefährdung beendigen können.

Mir will diese Fabel nicht recht einleuchten. Deutsche Architekten, mit denen ich später darüber sprach, erklärten die Sache für Thorheit, gaben aber zu, daß das Sinken des Grundes sich bei Zeiten bemerkbar gemacht haben müsse, weil der Baumeister sonst gezwungen gewesen sein würde das ganze Werk unbeendigt liegen zu lassen. Ge-

naue Berechnung der Tragfähigkeit des langsam nachgebenden Bodens konnte ihm aber recht wohl die Mittel an die Hand geben, dem Einsturz der übereinander geschichteten Marmorquadern entgegenzuarbeiten. Diese Annahme gewinnt bei Ersteigung des Thurmes bedeutend an Wahrscheinlichkeit. Die bequem aufsteigende Wendeltreppe neigt sich regelmäßig auf der schrägen Seite, und erst in den letzten drei oder vier Stockwerken vermindert sie sich, bis sie sich im letzten vollkommen ausgleicht und so das Gleichgewicht wieder herstellt.

Die Aussicht von dem Kranze dieses Thurmes über Stadt, Meer, Maremmen und die malerischen Gebirge, in dessen immergrünen Wäldern Landhäuser schimmern, ist von großer Schönheit und läßt erkennen, daß die Umgegend Pisa's und vornehmlich das Arnothal im vollen Maße den Ruhm verdient, dessen sie im Auslande genießen.

Belohnend ist auch ein Besuch des Wallfahrtsortes Monte Nero bei Livorno, ein Kloster mit berühmtem wunderthätigen Marienbilde, das auf heitern Bergeshöhen unter immergrünen Olivenbäumen ungemein malerisch liegt. In der vielbesuchten, mithin auch von Bettlern förmlich belagerten Kirche fand ich nur die Unzahl von allen möglichen Votivtafeln und Bildern merkwürdig, mit denen Altar und Wände sowohl der Kirche als der Kapellen behangen und verunstaltet sind. Man sieht hier neben

den geschmacklosesten und elendiglich gekleckften Bildern, die Errettungen aus Feuersbrünsten, aus Wassernöthen, von Elend und Krankheit aller Art darstellen, silberne Finger, Hände, Arme, Füße, Beine, Brüste, kurz alle möglichen menschlichen Gliedmassen, welche die hundert und aberhundert Gläubigen der gnadenreichen Jungfrau aus Dankbarkeit für die Erhaltung und Heilung des betreffenden Gliedes demüthigst geopfert haben.

Die größte, zugleich aber freilich auch bequemste Vergünstigung, wenigstens für die Geistlichen dieser Wallfahrtskirche, die sich überaus wohl befinden, besteht darin, daß am letzten Tage des Jahres durch Lesung einer einzigen Messe alle etwa rückständig gebliebenen, und wären deren ein paar hundert, auf einmal nachgeholt werden können. Ja, es ist etwas Schönes um kirchliche Privilegien!

II.

Meerfahrt.

Die ersten Novembertage 1845 zeichneten sich in ganz Mittelitalien durch grandiose Gewitterstürme aus, die hie und da bedeutende Verwüstungen anrichteten. In Folge dieser blieben durch mehrere Tage alle Dampfschiffe aus, die regelmäßig zwischen Marseille und Neapel hin und wieder gehen und in den bedeutendsten Häfen des Mittelmeeres anlegen. Drei Tage vergingen und noch immer suchten wir vergeblich den schwarzen Sehnsuchtswimpel am Horizont. Die See tobte und spie ihren weißen Gischt über die Quadern des Molo. Im Hafen krachten die Schiffe an ihren Ankertauen, täglich rollte der Donner und des Nachts leuchteten die Blitze, als ob Feuerströme vom Himmel sich ergößen. Die Ungeduld der Fremden schlug in stille Verzweiflung um, die sich an den langen Gesichtern der zahlreichen Kaffeehaus-Gäste kund gab. Niemand hatte Lust zu reden, selbst die Landsmannschaft, unter fremdem Volke sonst ein mächtiges

Bindemittel, konnte nicht mehr locken. Man schwieg, trank sehr viel „bianco tedesco“ (Milchkaffee) und verschluckte seinen Aerger mit jener zarten schmackhaften Kuchenart, die der galante Livornese „bocca di dame“ (Damenmund) zu nennen pflegt.

Endlich am vierten Morgen weckte uns der Cameriere mit der frohen Nachricht, es sei über Nacht Tramontana eingetreten und der toskanische Dampfer „Leopold II.“ schon früh fünf Uhr im Hafen eingelaufen. Nachmittags vier Uhr werde er die Anker wieder lichten, um gen Civita-Vecchia zu segeln.

Nun ward es lebendig in allen Hotels. Niemand wollte es versäumen, Jeder eilte nach dem Dampfschiffsbureau, um sich einen Plaz zu sichern und nur ja dem ersehnten Süden näher zu kommen. Es entstand ein solches Gedränge an der Kasse, daß sich die Gesellschaft, unter deren Leitung besagtes Schiff stand, zu einer kleinen Preiserhöhung bewogen fühlte.

Es fehlte an Concurrenz und so konnte sie diesen menschenfreundlichen Schritt ohne Gefahr thun. Es herrscht nämlich in den meisteu Staaten Italiens die höchst löbliche Sitte, vom Zufall auf Kosten der Fremden möglichst viel zu profitiren. Man hält dies für eben so erlaubt, als jede andere, durch die Umstände sich glücklich gestaltende Speculation und fühlt deshalb nicht die geringsten

Gewissensbisse. Grollend, mitunter auch fluchend riß man sich um die theuern Fahrbillets, Diese, um an dem heiligen Boden des Kirchenstaates sich aussetzen zu lassen, Jene, um nach dem paradiesischen Parthenope zu eilen.

Gegen drei Uhr Nachmittags ward es am Hafen in eigenthümlicher Weise lebendig. Die abreisenden Fremden zogen nämlich die Aufmerksamkeit der livornesischen Bettler auf sich und wurden von diesen in dichten Schaaren begleitet. Es ist etwas Schönes um italienische Bettler. Wer Humor genug besitzt, ihre Zudringlichkeit mit heiterem Gleichmuthe zu ertragen, der kann sich jederzeit auf's Köstlichste mit ihnen amusiren; Sprache, Tracht, Geberde — Alles ist wunderprächtig und eigentlich mit Gelde gar nicht zu bezahlen. Man kann Hunderte von Meilen reisen außer Italien, ohne nur entfernt Aehnliches wieder zu finden. Die livornesischen Bettler haben nun zwar noch nicht den göttlichen Takt der römischen, die ohne Widerrede unter allen Bettlern der Welt den höchsten Rang einnehmen, indeß für den Anfang kann der Fremde auch mit diesem Lumpengesindel schon zufrieden sein. Die Schaar dieser hungrigen, schreienden, betenden, schimpfenden, in malerische Fetzen gehüllten Hafenlagerer mochte sich auf etwa hundert gesteigert haben, als ich ohne Zurücklassung meines Mantels endlich das Boot glücklich erreichte. Ingrimmig schleuderte mir die unersättliche Bande

einige wohlgemeinte Flüche nach für den frommen Wunsch, den ich ihren zudringlichen Bitten entgegenhielt, sie sollten mit Gott und allen Heiligen gehen! Ich lachte ihrer interessanten komischen Wuth und ließ mich wohlgemuth dem schwarzen Koloß zurudern, der unmerklich auf den langen blaugrünen Wogen schaukelte.

Meine Habseligkeiten verschwanden bald im weiten Raume des gewaltigen Schiffes, ein Streit mit dem Bootführer, der in Italien zu den unvermeidlichen Dingen gehört, wenn man das Geld nicht handvollweise wegwirft, ward zur Zufriedenheit beider Theile geschlichtet, dann eine leidliche Coje für die Nacht gesichert und hierauf die Schiffsgesellschaft näher in's Auge gefaßt. Diese bestand aus den verschiedenartigsten Elementen. Langgliedrige, phantastisch-geschmacklos mit Kleidern angethane Engländer, pelzverhüllte Russen, elegante, immerfort schwatzende Franzosen, spitzhütige Deutsche mit halbstudentischen Röcken, bleiche Italiener, braune Griechen und grobkuttene Bettelmönche trieben sich ungenirt auf dem Deck umher. Die Damenwelt nahm Beschlag von den Cajüten und ließ sich anfangs wenig sehen. Vermuthlich traf sie die geeignetsten Anstalten für etwaige unvorhergesehene Fälle, wie sie auf Schiffen häufig ganz unerwartet vorzukommen pflegen. Nur ein paar niedliche kleine Italienerinnen, eine zierliche Tochter des großen Czarenreiches im Osten und

einige durchsichtig zarte Engländerinnen faßten sogleich Posto auf geschützten Orten des Hinterdeckes und streckten sich gemächlich auf die gelockerten Matratzen. Die Zahl der Passagiere war so groß, daß es in den Cajüten an Lagerstätten fehlte. Deshalb suchten Viele für die Nacht Zuflucht unter den Equipagen, die in Menge auf dem Verdeck standen und den Raum hier nicht wenig beengten.

Obwohl der Himmel im dunkelsten Blau glänzte und die Sonne farbenglühende Schleier über Land und Meer breitete, machte sich doch schon eine halbe Stunde nach erfolgter Einschiffung eine bedenkliche Bewegung des großen Fahrzeuges bemerkbar. Langsam hob es sich an der Ankerkette, bald sich zur Rechten, bald zur Linken neigend, die Wogen schlugen bisweilen dumpf donnernd an seine kupfernen Rippen und machten es erzittern. Einzelne Passagiere wechselten die Farben und verschwanden wankenden Schrittes in die Cajüten.

„Ein schöner Tag, Herr!“ sagte ich zum Capitän, der breitbeinig, beide Hände in den Taschen seines bequemen Rockes, an der Ankerwinde stand und schweigend den beiden Matrosen zusah, die mit Aufziehen des Ankers beschäftigt waren. „Frische Tramontana. Wir werden eine gute Fahrt haben.“

„Tramontana?“ erwiederte er, spöttisch lächelnd. „Seit einer Stunde nicht mehr, Herr! Es springt Scirocco auf.“

„Scirocco!“ wiederholte ich halblaut und über den Rücken fühlte ich etwas wie einen kalten Schauer laufen.

„Es wird eine unruhige Nacht geben,“ fuhr der Capitän fort, „und allen Anzeichen nach bringen wir einige Stunden länger auf der See zu als gewöhnlich. Leiden Sie sehr an der Seekrankheit?“

Ich verneinte und konnte es mit gutem Gewissen, da mich bisher alles Rütteln und Schütteln von Neptuns Dreizack nie aus der Fassung gebracht hatte. „Desto besser,“ sagte der Capitän. „So können Sie die schöne Nacht ungestört genießen, denn einen heitern Himmel verspreche ich Ihnen. Nur eine tüchtige Mütze voll Wind wird es geben.“

Ich zauderte nicht, diese bedenkliche Neuigkeit einigen meiner Bekannten mitzutheilen, die in großer Seelenruhe ihre Cigarren rauchten und sich mit beharrlicher Ausdauer im Gehen übten. Sie lachten mich aus und behaupteten, ich hätte mir etwas aufbinden lassen. Die See sei ruhig und das Bischen Wind, das kaum die Wimpel flattern mache, spüre man nicht, sobald man auf's hohe Meer hinauskomme.

Inzwischen war der Anker aufgewunden, die Maschine begann zu stöhnen und das Schiff verließ stolz und rasch den schützenden Hafen.

Land und Meer flammten in einer Glorie flüssigen

Goldes, die die sinkende Sonne über sie ausgoß. In der Umarmung weißer flockiger Wolken verschwand sie hinter den schroffen Gipfeln der kleinen Felseninsel Gorgona. Einzelne Flammenblicke, die sie von Zeit zu Zeit neugierig auf die Erde warf, ließen die unruhig bewegte Meeresfläche phantastisch erglühen und entzündeten auf den fernen Bergspitzen still leuchtende Flammen. Nahe und fern gaukelten auf den rollenden, gipfelnden Wogen heimkehrende Fischerkähne, deren dreieckige Segel wie blutrothe Schwingen riesiger Vögel bald blitzend über der schäumenden Fluth erschienen, bald in deren aufspritzendem Feuergischt versanken.

Die Prophezeihungen des Capitäns sollten leider sehr bald in Erfüllung gehen. Kaum verloren sich die dunkelblauen scharfen Umrisse der toskanischen Berge am sternenstrahlenden Himmel, als die Bewegung des Schiffes so heftig ward, daß nur geübte Seeleute sich noch im Gleichgewicht erhalten konnten. Wir armseligen Landratten, die wir nur dann und wann das Meer befahren und dann meistentheils seine heiterste Laune abwarten, wir vermochten in weniger als einer Viertelstunde kein Glied mehr zu gebrauchen. Zwei Dritttheile der Passagiere waren krank, ehe sie's ahnten, krochen seufzend, stöhnend, jammernd und fluchend in ihre Cojen oder streckten sich mit der Resignation Verzweifelter auf den Fußboden der Ca-

jüte aus, die zwar eine feste, doch nichts weniger als bequeme Lagerstatt darbot.

Wir Gesundbleibenden ergötzten uns geraume Zeit an den überaus komischen Scenen, die der launige Gott Neptun zu seiner eigenen Kurzweil im raschen Wechsel entstehen und wieder vergehen ließ. Man hatte sich eben an die wohlversehene Tafel gesetzt, als das Schiff den Hafen verließ. Der Tisch war gut, an Appetit fehlte es den Passagieren auch nicht, und weil alle Welt der festen Ueberzeugung lebte, es müsse die Fahrt kurz, ruhig und glücklich werden, so ließ sich Jeder die trefflichen Speisen nach Kräften munden. Da auf einmal hob sich das eine Ende der ansehnlichen Tafel, als tauchte unsichtbar ein Berg unter ihr auf, das andere versank eben so schnell in einen Abgrund. Auf dem Tische klirrten Gläser und Flaschen zusammen, einiges Geschirr rollte sogar auf den Boden. Die ganze, noch eben im muntersten Gespräch begriffene Gesellschaft ließ Messer und Gabel sinken, dieser vergaß das angenehme Geschäft des Kauens, jener setzte zitternd das erhobene Glas nieder. Lange, bleiche, verstörte Gesichter überall, furchtsam blickende Augen, Hände, die sich krampfhaft an den Tisch anklammerten, da und dort ein Taumelnder, der, von der plötzlichen Bewegung im Innersten erschüttert, Rettung in stiller Zurückgezogenheit suchen wollte. Ehe sich die heitern Zecher noch fassen

Goldes, die die sinkende Sonne über sie ausgoß. In der Umarmung weißer flockiger Wolken verschwand sie hinter den schroffen Gipfeln der kleinen Felseninsel Gorgona. Einzelne Flammenblicke, die sie von Zeit zu Zeit neugierig auf die Erde warf, ließen die unruhig bewegte Meeresfläche phantastisch erglühen und entzündeten auf den fernen Bergspitzen still leuchtende Flammen. Nahe und fern gaukelten auf den rollenden, gipfelnden Wogen heimkehrende Fischerkähne, deren dreieckige Segel wie blutrothe Schwingen riesiger Vögel bald blitzend über der schäumenden Fluth erschienen, bald in deren aufspritzendem Feuergischt versanken.

Die Prophezeihungen des Capitäns sollten leider sehr bald in Erfüllung gehen. Kaum verloren sich die dunkelblauen scharfen Umrisse der toskanischen Berge am sternenstrahlenden Himmel, als die Bewegung des Schiffes so heftig ward, daß nur geübte Seeleute sich noch im Gleichgewicht erhalten konnten. Wir armseligen Landratten, die wir nur dann und wann das Meer befahren und dann meistentheils seine heiterste Laune abwarten, wir vermochten in weniger als einer Viertelstunde kein Glied mehr zu gebrauchen. Zwei Dritttheile der Passagiere waren krank, ehe sie's ahnten, krochen seufzend, stöhnend, jammernd und fluchend in ihre Cojen oder streckten sich mit der Resignation Verzweifelter auf den Fußboden der Ca-

jüte aus, die zwar eine feste, doch nichts weniger als bequeme Lagerstatt darbot.

Wir Gesundbleibenden ergötzten uns geraume Zeit an den überaus komischen Scenen, die der launige Gott Neptun zu seiner eigenen Kurzweil im raschen Wechsel entstehen und wieder vergehen ließ. Man hatte sich eben an die wohlversehene Tafel gesetzt, als das Schiff den Hafen verließ. Der Tisch war gut, an Appetit fehlte es den Passagieren auch nicht, und weil alle Welt der festen Ueberzeugung lebte, es müsse die Fahrt kurz, ruhig und glücklich werden, so ließ sich Jeder die trefflichen Speisen nach Kräften munden. Da auf einmal hob sich das eine Ende der ansehnlichen Tafel, als tauchte unsichtbar ein Berg unter ihr auf, das andere versank eben so schnell in einen Abgrund. Auf dem Tische klirrten Gläser und Flaschen zusammen, einiges Geschirr rollte sogar auf den Boden. Die ganze, noch eben im muntersten Gespräch begriffene Gesellschaft ließ Messer und Gabel sinken, dieser vergaß das angenehme Geschäft des Kauens, jener setzte zitternd das erhobene Glas nieder. Lange, bleiche, verstörte Gesichter überall, furchtsam blickende Augen, Hände, die sich krampfhaft an den Tisch anklammerten, da und dort ein Taumelnder, der, von der plötzlichen Bewegung im Innersten erschüttert, Rettung in stiller Zurückgezogenheit suchen wollte. Ehe sich die heitern Zecher noch fassen

konnten, hatte die schalkhafte See die Tafel dermaßen in Unordnung gebracht, daß Niemand mehr wußte, was ihm zugehörte, was nicht. Man sah verschiedene Personen sich fremdem Eigenthume zuwenden und mit gieriger Hast, als gelte es die Rettung eines Königreiches, noch einige Kraftbissen verschlingen.

„Was ist das?“ fragte ein wohlbeleibter Russe, seine schöne schlanke Nachbarin, eine junge, durchsichtig zarte Engländerin erschrocken anstarrend. „Mich dünkt, die See wird unruhig.“

Die Antwort erstarb auf den Rosenlippen in einem unterdrückten Schrei, denn mit schrecklicher Eile sank der Boden knarrend auf dieser Seite und das andere Ende flog wie eine Schaukel in die Höhe.

„Sturm! Das ist Sturm, Sciroccosturm!“ stöhnte ein blasser, sehr gelehrt aussehender Deutscher und versuchte aufzustehen. „Einen Seesturm muß ich mir genau ansehen. Das vermehrt wesentlich die Kenntniß der Natur. Ich habe noch keinen Seesturm gesehen.“

Der Mann stand entschlossen auf, um dem ungewohnten Kampfe tapfer entgegen zu gehen. Das war aber kein leichtes Stück Arbeit. Bald da-, bald dorthin taumelnd stieß er Stühle um, zertrat herabgerollte Teller, prallte mit dem Kopfe gegen die ihm entgegenstürzende Mahagoniwand, und rückwärts taumelnd mit nägelbeschla-

genem Schuh einer im Hinsinken begriffenen schwarzäugigen Livorneserin auf den zarten Fuß tretend, fiel er schließlich, in gebrochenem Italienisch eine Entschuldigung stammlend, dem Kellner in die Arme, der eben mit dampfender Puddingsauce die Treppe herabschwebte und, diese zärtliche Umarmung nicht erwartend, die citronengelbe Flüssigkeit dem lernbegierigen Manne über Gesicht und Brust goß. In der nächsten Secunde, vor Schreck gegenseitig die Balance verlierend, lagen Beide am Boden und wälzten sich vertraulich am Fuße der Cajütentreppe, als wüßten sie vor übermäßiger Freude sich nicht zu fassen.

Brummend, fluchend, lachend, sich entschuldigend rafften sich die zu unwillkürlichem Freundesbunde Vereinigten wieder auf und klommen die Treppe hinan. Inzwischen war die Verwirrung allgemein geworden. Jeder, zumal die Damen, suchten einen Zufluchtsort, in dem sie dem boshaften Elemente trotzen könnten. Es ging dabei nicht ganz friedlich her. Manche Coje war doppelt besetzt oder wurde von einem Andern in Anspruch genommen. Man demonstirte, zankte, entschuldigte sich; die Damen jammerten und rangen die Hände, die Herren lamentirten in anderer Weise, ein Concert, das häufig durch ganz unbeschreibliche Töne unterbrochen wurde, Töne, die, sobald sie sich hören ließen, allen Streit schlichteten und den Meisten kalten Schweiß auf die Stirn trieben. Mit matter, zit-

ternder Hand suchte Jeder sein Taschentuch, während er sich mit der andern gegen die Wand stemmte, um nicht in der allgemeinen Verwirrung auch noch zu Boden zu stürzen, wo bereits mehrere Leichen mit blaugrauen Lippen, sprudelndem Munde und gebrochenen Augen lagen. Diese kümmerten sich um nichts mehr. Sie stöhnten nur dumpf und waren gleichgültig gegen Gott, Welt und Anstand, was unter uns civilisirten Abendländern gewiß den höchsten Grad der Verzweiflung bezeichnet.

Nicht ohne mehrere retrograde Bewegungen rettete ich mich aus diesem entsetzlichen Chaos und erreichte das Deck. Hier war es zwar auch nicht gut sein, aber doch immer noch zehnmal besser als unten im stöhnenden Bauch des schwarzen Kolosses. Ein großartiger, wildprächtiger Anblick empfing mich. Eine glänzende, schwarzblaue Kuppel, von blitzenden Sternen umsäumt, senkte sich der Himmel auf Erde und Meer. Ein goldener Kahn glitt der Mond durch den leuchtenden Aether. In tausend gebrochenen Lichtern spiegelte sich sein Flimmern auf den brausenden Wellen, die sich mit weißen wehenden Mähnen gleich ergrimmten Löwen der Wüste brüllend dem Schiff entgegenwarfen und von diesem achtlos bei Seite geschleudert wurden. Die See war großartig, wunderbar schön. Vom heulenden, heißfeuchten Scirocco wild aufgewühlt, daß jetzt breite schwarze Abgründe in die blauen Wogen

rissen und das Schiff nach sich zogen, als wollten sie es verschlingen, dann wieder zitternde, rollende, zerklüftete Berge mit weißen Gipfeln geschmückt auftauchten aus der brüllenden Tiefe, schleuderte die Macht des afrikanischen Windes ununterbrochen Schauer leuchtender Wellen über Deck und Schornstein. Rund um das Schiff, am Bug und unter den schlagenden Schaufelrädern, strudelte ein goldblauer Feuerschein, die berstenden Wogen warfen nah und fern funkelnde Kränze und Guirlanden in die Luft und ließen in die schwarzblauen Thäler des Meeres diamantene Bäche rieseln und stürzen. Oft leuchteten einzelne Wogen inmitten des stürmischen Meeres still wie ein von den Fluthen getragenes hellblaues Schild, dann verschwand plötzlich der Glanz wieder und in der Riesengestalt eines nachtschwarzen Unthieres mit silbernen Flossen schwankte die gespenstische Woge still an dem Fahrzeuge vorüber.

Mich fesselte und beschäftigte dieser ewige Wechsel, dessen großartige Pracht ich vergeblich zu schildern versuche, so ganz, daß ich keine Spur von Unbehagen fühlte. Im Schutz eines Wagens, den Mantel fest um mich geschlagen, stand ich Stunden lang, mein trunkenes Auge an dem leuchtenden, sturmdurchwühlten Mittelmeere weidend.

So kam Mitternacht heran. Der Himmel blieb klar, der Scirocco tobte fort, ja es schien sogar, als wollte er sich noch mehr erheben. Unser schwer befrachtetes Schiff

lag bald auf dieser, bald auf jener Seite, rannte bald mit dem Bugspriet in die Wand eines aufrollenden Wellengebirges, bald glitt es mit haarsträubender Schnelligkeit von der steilen Höhe einer silbernen Klippe in den brausenden Rachen eines unergründlichen Strudels hinab. Sturzsee nach Sturzsee peitschte über Deck, das mit allen darauf weilenden Passagieren im Wasser schwamm. Auch hier gab es unterhaltende, komische Gruppen in Menge.

Zusammengerollt wie ein Igel lag ein alter Kapuziner neben dem wärmenden Schornsteine. Ihm zur Seite kauerte ein Maler, der, beide Arme über der Brust verschlungen, nicht selten mit der groben Kutte des Klosterbruders in Berührung kam. Ein riesengroßer dicker Hamburger und ein munterer junger Apotheker, irgendwo in Meklenburg zu Hause, nebst noch einigen Deutschen, denen es bisher wohl ergangen war, erfreuten sich des bunten Jammers, ließen fleißig eine Flasche Massilia unter sich kreisen und empfingen jede Sturzsee mit heiterster Laune. Unweit des Steuerrades im Schutz des Cajütenfensters hatten sich ein paar Russinnen in ihre Decken einwickeln lassen. Nichts desto weniger verrieth ihr ununterbrochenes Jammern und Seufzen, daß ihre Vorsicht nicht den gewünschten Erfolg gehabt hatte. Da und dort, auf Hinter- und Vorderdeck, zwischen Kisten und Wagen, überall lehnten unbewegliche Gestalten in den wunderlichsten Co-

stumen, und alle brachten in kürzeren oder längeren Zwischenräumen dem gewaltigen Beherrscher des wunderbaren Elementes reiche Opfergaben ihrer Liebe und Verehrung dar.

Um Mitternacht tauchten aus dem silberstrahlenden Meere die dunkeln Spitzen und Kuppen der Gebirge von Elba auf. Zwischen ihnen stand wie eine purpurglühende Kugel der weithin sichtbare Leuchtthurm von Porto Ferrajo. Wir traten in den Kanal von Piombino, der bei heftigem Winde den Schiffern gefährlich sein soll. Aus Vorsicht ließ unser Kapitain die Maschine nur mit halber Kraft arbeiten. Das Schiff hatte furchtbar mit dem Andrange der Wogen zu kämpfen, die hier eingeengt zwischen den Felsenmauern der Insel und dem Festlande, zwar in kürzeren aber desto empfindlicher schlagenden Brandungswellen gegen dasselbe anprallten.

Wir bedurften einige Stunden, um den Kanal zu passiren. Die kleinen Inseln Palmajola und Cerboli schwammen wie Gebilde der Fata morgana im Mondlichte auf dem Meere. Langsam verschwand Elba mit seinen reizenden Bergformen, seinem strahlenden Leuchtfeuer hinter den aufrollenden Fluthen. Wie oft in sternenhellen stillen Nächten mag der kleine Mann im grauen Rocke und dreieckigen Hute, die Hände auf dem Rücken, am Fenster seines Palastes gestanden und ernsten Blickes hinübergeschaut haben auf die im Nebel verschwimmenden dunkeln

Linien am Horizonte, die ihm Italien lockend verriethen! Elba mag ein schönes Land, ein reizender Aufenthaltsort sein für den Mann des stillen Denkens, für den Künstler und Dichter, oder auch für den auf kleine Abenteuer ausziehenden Kämpen, für den freien Jäger und den kecken Bravo; dem ehemaligen Beherrscher der Welt mußte es zu eng werden auf dem bergigen, sonnendurchleuchteten Eilande, wo er keine Schlachten mehr schlagen und Königen und Fürsten nicht mehr Gesetze vorschreiben konnte. Darum wagte er den letzten kühnen Wikingerzug, der ihm Frankreich nochmals auf hundert Tage eroberte, um ihn dann für immer in dem poetischsten Grabe der Welt, auf dem meerumspülten Sanct Helena, von seinen Thaten ausruhen zu lassen.

Bei Sonnenaufgang, wo unsere Fahrt eigentlich hätte beendigt sein sollen, befanden wir uns erst in der Nähe der kleinen Inselgruppe Formiche di Grosseto. Die Halbinsel Monte Argentario mit dem ziemlich hohen Berge gleiches Namens und den weißen, schön gelegenen festen Hafenplätzen Porto Ercole und San Stefano wurde von der Sonne prächtig beleuchtet. Ebenso glühten in mattem Rosendufte die Inseln Giglio, Monte Christo und Giannuti.

Bis zur Morgendämmerung hatte ich meinen leidlich sichern Platz nicht verlassen. Nun aber fühlte ich plötz-

lich große Mattigkeit, was ich der schlaflos zugebrachten Nacht und den häufigen Seeschauern zuschrieb, die mich bis auf die Haut durchnäßt hatten. Ich bedurfte der Bewegung und versuchte mit vorsichtigen Schritten einen Gang über das Deck. So lange ich mich an irgend einen Gegenstand anhalten und daran fortgreifen konnte, ging es über Erwarten gut, so wie ich mich aber allein auf meine Balancirkunst verlassen sollte, lag ich im nächsten Augenblick auf der Nase. Zum Glück wird man auf unruhiger See von Niemand ausgelacht, sonst würde mir's übel ergangen sein. Der Capitän reichte mir die Hand zum Aufstehen und gängelte mich das Hinterdeck entlang bis zur Barrière. Unser Spaziergang war die bewunderungswürdig gelungene Nachahmung zweier total Betrunkener, ja, ich besorge, daß man auf fester Erde nur selten das Taumeln in solcher Vollendung wird erblicken können.

Ich blieb geraume Zeit stehen und starrte auf die blaugraue mit breiten Schaumströmen durchfurchte Fluth. Das verschwindende Dunkel der Nacht kämpfte mit den bleichen Farben des Tages, der über dem Festlande in blaßrothen Flämmchenwolken aufblitzte. Einzelne Möwen strichen über die Wogen und berührten mit ihrem silbernen Gefieder die Oberfläche der Wellen. Das Tauwerk knarrte und pfiff, ein paar Hüte unachtsamer Passagiere, die mit Gesichtszügen Verdammter mühselig aus der Un-

terwelt der Cajüten heraufgekrochen waren, um frische Luft einzuathmen, flogen tanzend über Bord. Ich fühlte etwas wie Schwindel und im Innersten meiner Eingeweide ein Wühlen, als sollte das Oberste zu Unterst gekehrt werden.

„Sollte das die Seekrankheit sein?" fragte ich mich und kehrte um, um nochmals einen Gang zu wagen. Ich fühlte das Bedürfniß nach Ruhe und wollte dieses in meiner Coje suchen. Ausdauer und Uebung ließen mich nach zehn Minuten den schweren Weg zurücklegen. Ich balancirte, mich an der Wand hinabdrückend, die Treppe hinunter, ich betrat sogar das Allerheiligste. Aber Gott, welch Schauspiel erblickte ich da! — Graue, schwüle, erstickende Nacht herrschte in diesem sonst so eleganten Raume. Die Lampe war vom Schwanken des Schiffes erloschen, Niemand hatte sie wieder anzünden mögen, denn sämmtliches Dienstpersonal lag krank, wimmernd oder vor Ermattung wirklich eingeschlafen, auf den Treppenstufen und im Vorraume. Auf dem Boden der Cajüte nichts wie stöhnende Menschen mit und ohne Röcke, einer mit dem Kopfe auf der Brust des andern. Das Seewasser schien sich Bahn gebrochen zu haben bis in diese verschlossenen Räume, denn der Fußboden war glitschrig und das Gehen ein höchst gefährlich Ding. Auch der Duft in diesem Staatszimmer gehörte keineswegs zu den Wohl-

gerüchen beider Indien, ein zum Zweifeln Geneigter konnte sogar auf sonderbare Gedanken kommen, wenn er die Athmosphäre dieses Zimmers in Verbindung brachte mit dem schlüpfrigen Element auf dem Fußboden. Eine Art Verwandtschaft zwischen beiden schien vorhanden zu sein.

Unschlüssig lehnte ich mich an die Thürpfoste, um das Schlachtfeld zu überschauen, ehe ich mich mitten unter die Leichen stürzte. Der alte Herr der Meere, General Poseidon, hatte hier fürchterlich gewirthschaftet und nicht einmal das schöne zarte Geschlecht verschont. Im Gegentheil, gerade unter diesem hatte er die entsetzlichste Niederlage angerichtet. Mein Muth schwand bei dem bloßen Anblicke dieser Metzelei. Ich fühlte mich nicht Herr genug meiner selbst, um ohne Furcht das Schlachtfeld zu durchwandern, und kehrte deshalb wieder um. Die Treppe wieder hinaufwankend bemerkte ich, daß mittlerweile die See so zu sagen ganz toll geworden war. Schiff, Wogen, Landspitzen, Inseln, Himmel — Alles drehte sich wie rasend im Kreise. Ich schloß die Augen, um nicht wie besessen in diesen Hexenwirbel hineinzustürzen und bei mir zu überlegen, was wohl unter solchen ganz unvorhergesehenen Umständen zu thun sein möchte.

Als ich sie nach einiger Zeit wieder öffnete, ging der Tanz noch immer in demselben Takte fort, nur wurde jetzt auch noch dazu aufgespielt. Leider aber hatten sich

terwelt der Cajüten heraufgekrochen waren, um frische Luft einzuathmen, flogen tanzend über Bord. Ich fühlte etwas wie Schwindel und im Innersten meiner Eingeweide ein Wühlen, als sollte das Oberste zu Unterst gekehrt werden.

„Sollte das die Seekrankheit sein?" fragte ich mich und kehrte um, um nochmals einen Gang zu wagen. Ich fühlte das Bedürfniß nach Ruhe und wollte dieses in meiner Coje suchen. Ausdauer und Uebung ließen mich nach zehn Minuten den schweren Weg zurücklegen. Ich balancirte, mich an der Wand hinabdrückend, die Treppe hinunter, ich betrat sogar das Allerheiligste. Aber Gott, welch Schauspiel erblickte ich da! — Graue, schwüle, erstickende Nacht herrschte in diesem sonst so eleganten Raume. Die Lampe war vom Schwanken des Schiffes erloschen, Niemand hatte sie wieder anzünden mögen, denn sämmtliches Dienstpersonal lag krank, wimmernd oder vor Ermattung wirklich eingeschlafen, auf den Treppenstufen und im Vorraume. Auf dem Boden der Cajüte nichts wie stöhnende Menschen mit und ohne Röcke, einer mit dem Kopfe auf der Brust des andern. Das Seewasser schien sich Bahn gebrochen zu haben bis in diese verschlossenen Räume, denn der Fußboden war glitschrig und das Gehen ein höchst gefährlich Ding. Auch der Duft in diesem Staatszimmer gehörte keineswegs zu den Wohl-

gerüchen beider Indien, ein zum Zweifeln Geneigter konnte sogar auf sonderbare Gedanken kommen, wenn er die Athmosphäre dieses Zimmers in Verbindung brachte mit dem schlüpfrigen Element auf dem Fußboden. Eine Art Verwandtschaft zwischen beiden schien vorhanden zu sein.

Unschlüssig lehnte ich mich an die Thürpfoste, um das Schlachtfeld zu überschauen, ehe ich mich mitten unter die Leichen stürzte. Der alte Herr der Meere, General Poseidon, hatte hier fürchterlich gewirthschaftet und nicht einmal das schöne zarte Geschlecht verschont. Im Gegentheil, gerade unter diesem hatte er die entsetzlichste Niederlage angerichtet. Mein Muth schwand bei dem bloßen Anblicke dieser Metzelei. Ich fühlte mich nicht Herr genug meiner selbst, um ohne Furcht das Schlachtfeld zu durchwandern, und kehrte deshalb wieder um. Die Treppe wieder hinaufwankend bemerkte ich, daß mittlerweile die See so zu sagen ganz toll geworden war. Schiff, Wogen, Landspitzen, Inseln, Himmel — Alles drehte sich wie rasend im Kreise. Ich schloß die Augen, um nicht wie besessen in diesen Hexenwirbel hineinzustürzen und bei mir zu überlegen, was wohl unter solchen ganz unvorhergesehenen Umständen zu thun sein möchte.

Als ich sie nach einiger Zeit wieder öffnete, ging der Tanz noch immer in demselben Takte fort, nur wurde jetzt auch noch dazu aufgespielt. Leider aber hatten sich

terwelt der Cajüten heraufgekrochen waren, um frische Luft einzuathmen, flogen tanzend über Bord. Ich fühlte etwas wie Schwindel und im Innersten meiner Eingeweide ein Wühlen, als sollte das Oberste zu Unterst gekehrt werden.

„Sollte das die Seekrankheit sein?“ fragte ich mich und kehrte um, um nochmals einen Gang zu wagen. Ich fühlte das Bedürfniß nach Ruhe und wollte dieses in meiner Coje suchen. Ausdauer und Uebung ließen mich nach zehn Minuten den schweren Weg zurücklegen. Ich balancirte, mich an der Wand hinabdrückend, die Treppe hinunter, ich betrat sogar das Allerheiligste. Aber Gott, welch Schauspiel erblickte ich da! — Graue, schwüle, erstickende Nacht herrschte in diesem sonst so eleganten Raume. Die Lampe war vom Schwanken des Schiffes erloschen, Niemand hatte sie wieder anzünden mögen, denn sämmtliches Dienstpersonal lag krank, wimmernd oder vor Ermattung wirklich eingeschlafen, auf den Treppenstufen und im Vorraume. Auf dem Boden der Cajüte nichts wie stöhnende Menschen mit und ohne Röcke, einer mit dem Kopfe auf der Brust des andern. Das Seewasser schien sich Bahn gebrochen zu haben bis in diese verschlossenen Räume, denn der Fußboden war glitschrig und das Gehen ein höchst gefährlich Ding. Auch der Duft in diesem Staatszimmer gehörte keineswegs zu den Wohl-

gerüchen beider Indien, ein zum Zweifeln Geneigter konnte sogar auf sonderbare Gedanken kommen, wenn er die Athmosphäre dieses Zimmers in Verbindung brachte mit dem schlüpfrigen Element auf dem Fußboden. Eine Art Verwandtschaft zwischen beiden schien vorhanden zu sein.

Unschlüssig lehnte ich mich an die Thürpfoste, um das Schlachtfeld zu überschauen, ehe ich mich mitten unter die Leichen stürzte. Der alte Herr der Meere, General Poseidon, hatte hier fürchterlich gewirthschaftet und nicht einmal das schöne zarte Geschlecht verschont. Im Gegentheil, gerade unter diesem hatte er die entsetzlichste Niederlage angerichtet. Mein Muth schwand bei dem bloßen Anblicke dieser Metzelei. Ich fühlte mich nicht Herr genug meiner selbst, um ohne Furcht das Schlachtfeld zu durchwandern, und kehrte deshalb wieder um. Die Treppe wieder hinaufwankend bemerkte ich, daß mittlerweile die See so zu sagen ganz toll geworden war. Schiff, Wogen, Landspitzen, Inseln, Himmel — Alles drehte sich wie rasend im Kreise. Ich schloß die Augen, um nicht wie besessen in diesen Hexenwirbel hineinzustürzen und bei mir zu überlegen, was wohl unter solchen ganz unvorhergesehenen Umständen zu thun sein möchte.

Als ich sie nach einiger Zeit wieder öffnete, ging der Tanz noch immer in demselben Takte fort, nur wurde jetzt auch noch dazu aufgespielt. Leider aber hatten sich

die verrückten Musikanten in meinen Kopf gesetzt. Die Musik war großartig schön, wahrhaft höllenmelodisch. Triangel, Tamtam, Baßgeige, Trommel, Trompete und Pauke und noch ein Dutzend anderer namenloser Instrumente arbeiteteten mit wahrer Wuth in und durch einander. Gestimmt hatte man sie leider nicht, das kann ich versichern, und so gehörte denn dieses Meerconcert keineswegs zu den beneidenswerthesten musikalischen Hochgenüssen. Ich schloß wieder die Augen und sagte nur: „Teufel, das klingt!“ Etwas später übersetzte ich diese schöne Redensart in's Italienische und drückte mich darin so aus: „Diavolo, quale cantate!“

Diesen Ausruf der Verzweiflung hatte der Capitän gehört, der meine zitternde Unglücksgestalt wohl schon einige Zeit mochte beobachtet haben. Er trat breitbeinig und sehr häufig vor- und rückwärtstaumelnd zu mir und setzte das Gespräch italienisch fort, was ich indeß der Bequemlichkeit wegen hier deutsch thun will:

„Ist Ihnen unwohl, mein Herr?“

Ich sah ihn groß an und wollte verneinend den Kopf schütteln. Dieses mochte mir der vielen musicirenden Instrumente wegen, mit denen er beschwert war, nicht gelungen sein, denn der Kapitän wiederholte seine Frage.

„Nicht im Geringsten,“ sagte ich, „nur die viele

Musik finde ich überflüssig und etwas gar zu geräuschvoll. Wenn Sie das abstellen könnten" —

„Musik? Ich höre nichts als das Pfeifen des Scirocco."

„Freilich pfeift es," versetzte ich ärgerlich, „es paukt und trompetet, baßgeigt und tamtamt auch noch. Ja, ich glaube sogar, jetzt eben fangen ein Schock Katzen auch noch an in wundervollem Chor zu singen. Wissen Sie, daß das zum Rasendwerden ist, Herr?"

Darauf lächelte der Unmensch und steckte sich eine Cigarre in's Gesicht. Mit dem Glimmstengel im Munde sah er mir aus wie ein Leuchtthurm, dessen Laterne auf- und niedersteigt.

„Gott," dachte ich, „der kann noch rauchen und mir ist's, als ob der Narr, welcher die Cigarren erfunden hat, wenigstens gehängt werden müßte." Dann sagte ich laut: „Verbrennen Sie mir nicht die Augen mit Ihrer dummen Cigarre! Es ist schlimm genug, daß Feuer auf dem Meere treibt. — Teufel, Teufel, diese Musik!"

„Sie sollten sich niederlegen, mein Herr!"

„Wo denn? Unten ist's schlimmer wie in der Hölle."

„Auf dem Deck. Ich werde Ihnen ein Lager bereiten lassen."

„Danke, mir fehlt nichts."

„Aber Sie sind seekrank, mein Herr!"

„Ich? Ich seekrank? Fällt mir nicht ein. Mein Magen ist gesund.“

„Auch der Kopf, mein Herr? Dreht sich nicht Alles mit Ihnen im Kreise? Hämmert und lärmt nicht jeder Nerv? Fühlen Sie nicht Stechen in den Augen, den Schläfen?“

„Meisterhaft,“ sagte ich, „Sie müssen Arzt werden.“

Ohne mich zu fragen, nahm mich hierauf der Gutmüthige am Arme und schleppte mich mit sich. Ich folgte willenlos, denn mit meiner Energie, meinen Gedanken war es so ziemlich zu Ende. Dieser kurze Gang war der gräßlichste, den ich je gemacht habe. So oft ich den Fuß hob, rollte der Boden unter mir fort, als stände ich auf einem Rade, das im wildesten Wirbelwinde gedreht würde, Blitze zuckten vor meinen Augen, Gestalten, fratzenhaft und riesengroß, drehten sich und stürzten tanzend gegen mich, Schiff und Meer sanken in bodenlose schwindelnde Tiefe und in diese Tiefe wurde ich vom Kapitän mit hineingerissen. Entsetzt schloß ich unter prasselndem Feuerregen abermals die Augen und ließ mich fortschleppen.

Mir verging eine Zeit lang das Bewußtsein, nur ein dumpfes, wüstes Gefühl, wobei ich das gräßlichste Lärmen und Kreischen von hundert und aber hundert Stimmen und das schmetternde Schrillen unmelodischer

Instrumente bald nah bald fern hörte, blieb mir. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich am Steuerbord sitzend. Vorsorglich hatte mich der wohlwollende Kapitän mit ein paar Taschentüchern an die Lehne festgebunden.

„Geht es besser?“ fragte er, immer die fatale Riesencigarre rauchend. Er sah dabei aus wie zehn Teufel.

„Nichts,“ sagte ich lallend und sah stier vor mir hin auf die weiß schäumenden spritzenden Wogen, die der heiße Scirocco wie eine unermeßliche Heerde silberweißer Lämmer vor sich hertrieb.

„Wünschen Sie vielleicht ein Glas Cognak? Es würde Ihnen gut bekommen.“

„Gut,“ versetzte ich, da mir Alles vollkommen gleichgiltig war und ich mich eben so gern hätte über Bord werfen als zu wohlbesetzter Tafel führen lassen.

„Haben Sie noch Kopfschmerzen, mein Herr?“

„Herr,“ gab ich zur Antwort und sah neuerdings auf's tobende Meer hinaus, das jetzt im Scheine der aufgehenden Sonne in sprühende Feuerwogen verwandelt zu sein schien.

„Halten Sie sich ruhig, mein Herr, dann wird Ihnen gewiß bald besser werden.“

„Besser,“ wiederholte ich und setzte mein gefühlloses Glotzen fort, ohne irgend einen Gedanken fassen zu können oder zu wollen.

Volle sechs Stunden brachte ich in diesem unbeschreiblich peinigenden Zustande zu. In dieser ganzen Zeit bewegte ich kein Glied, nur die Augenlider schlug ich bisweilen mechanisch auf und zu. Die überstürzenden Wogen störten mich eben so wenig als ich sie fühlte. Ich sah und hörte eigentlich nichts und sah und hörte doch wieder Alles und noch weit mehr. Die hin und wieder gehenden Matrosen, der Kapitän mit seiner ewig brennenden Cigarre, da und dort ein Passagier die Barriere entlang taumelnd; dies Alles bewegte sich marionettenartig vor mir. Ich sah theilnahmlos zu und würde sicher eben so theilnahmlos geblieben sein, wenn sie über einander hergefallen wären und sich gegenseitig ermordet hätten. Schwerlich hätte ich die geringste Gegenwehr geleistet, wäre es Jemand eingefallen, dies Experiment an mir zu probiren. Mir war, als stecke mein Kopf zwischen zwei riesengroßen Steinplatten, die man mit Hammerschlägen bearbeite, damit sie einander näher gerückt würden. Zugleich bohrte und wühlte es im Gehirn, als drehe man Schrauben ohne Ende hinein, die Glieder schmerzten und waren so schwer, als beständen sie aus Blei.

„Das ist also die Seekrankheit,“ sagte ich, als ich mich wieder wohler fühlte, „ und mir ist doch nicht übel geworden. Wie geht das zu?“

„Sie haben eben nicht die Anlage dazu,“ erwiederte

der Kapitän. „Bloßer Schwindel und Nervenschmerz sind jedoch eben so peinigend, vielleicht noch peinlicher als die gewöhnliche Art dieser ganz gefahrlosen Krankheit."

Davon war ich vollkommen überzeugt. Indeß kaum spürte ich einige Besserung, als sich auch ein gesunder Appetit einstellte. Ungeachtet die See gleichmäßig hoch ging und wir noch mehrere Stunden zu segeln hatten, ließ ich mir doch ein mäßiges Frühstück mit Rothwein vortrefflich schmecken und befand mich nach eingenommener Mahlzeit sehr wohl und heiter.

Inzwischen zeigte sich ganz fern am Horizont eine Häusermasse, die mir als das ersehnte Civita-Vecchia bezeichnet wurde. Zur Linken an malerischem Bergabhange glänzte das weiße Corneto (das Tarquinii der Alten) im Sonnenschein, eine Stadt, die, an der Vela, dem Ausflusse des Bolsener See's gelegen, eine beneidenswerthe Aussicht auf Meer und Umgegend haben muß. Neuerdings hat sie eine nicht unbedeutende Berühmtheit erhalten durch die Auffindung alter etrurischer Gräber, die dem Alterthumsforscher reiche Ausbeute liefern und für die Kenntniß des Alterthums vom größten Interesse sind.

Je mehr wir uns dem Lande näherten, desto weniger heftig wurde die Bewegung der See. Ueberhaupt legte sich der Wind etwas in den Nachmittagsstunden.

Eine bleiche Gestalt nach der andern tauchte auf aus der Unterwelt und erstarkte in der frischen belebenden Luft. Das Wort „Land“ wirkte mit Zauberkraft, selbst die Hinfälligsten thaten sich Gewalt an, verließen die dumpfigen Cojen und gewöhnten sich nach und nach wieder an Luft und Sonne.

Gegen fünf Uhr, nach einer Fahrt von vollen vier und zwanzig Stunden, erreichten wir endlich den Hafen von Civita-Vecchia.

III.

Civita-Vecchia. Die Campagna

Centumcellae hieß im Alterthum Civita-Vecchia. Trajan legte einen Hafen hier an, den im Mittelalter die Saracenen zerstörten, die sich überall an den Küsten des Mittelmeeres als See- und Landräuber höchst unnütz machten. Gegenwärtig ist der Hafen von Civita-Vecchia der wichtigste im Kirchenstaat. Er ist geräumig, von ansehnlicher Tiefe, wird von einem starken Fort vertheidigt und durch gewaltigen Molo gegen das Ungestüm der empörten Wellen geschützt.

Als Stadt macht Civita-Vecchia keinen freundlichen Eindruck. Es liegt in öder kahler Gegend, der aller Baumschmuck mangelt. Selbst die Vegetation sieht verkümmert aus, sei es, weil der scharfe Seewind, der ein unversöhnlicher Feind aller Baum- und Blüthenwelt ist, die sprossenden Pflanzen tödtet, sei es, weil die Luft rund um die alte Stadt für ungesund gilt und ihre schädliche Einwirkung auch auf die Pflanzenwelt äußert.

Civita-Vecchia liegt an der Grenze jenes eben so berühmten als verrufenen Landstriches, welcher den Namen Campagna di Roma führt. Die giftige Sumpfluft, die Jahr aus, Jahr ein, am meisten in den heißen Monaten über diesem weiten hügeligen Terrain schwebt, reicht bis an die Seeküste heran und bringt Civita-Vecchia in den Ruf einer ungesunden Stadt. Es wäre nicht nöthig ihr dieses übelklingende Epitheton zu geben. Auch ohne dasselbe möchte wohl Niemand Lust bekommen in den Mauern dieser Stadt länger zu leben, als er muß. Der capriciöse Zufall macht sich leider bisweilen den Spaß, einige hundert Fremde hier zusammenkommen und sie einige Tage warten zu lassen. In solchem Falle gibt nur die tragikomische Verzweiflung Aller jedem Einzelnen einige Zerstreuung und entschädigt ihn einigermaßen für die Langeweile, die an seinem Leben nagt. Ich bin nämlich der Ansicht, daß es für Gesundheit und Leben eines geistig wohl constituirten Menschen keinen gefährlicheren Feind geben könne, als die Langeweile. Dieser Unhold, der in jeder Seestadt sein Wesen treibt und an dem schrecklichen Unheil, das er anrichtet, eine teuflische Freude hat, nimmt in Civita-Vecchia deshalb eine so abscheuliche Gestalt an, weil es kein Mittel gibt, ihm zu entrinnen. Die Stadt selbst ist uninteressant und in sehr kurzer Zeit besichtigt, die Umgegend, wie schon bemerkt, von melancholisch dü-

sterer Färbung. Chemiker allenfalls können sie schön finden, denn es gibt Alaunwerke in der Nähe. Die Masse der Reisenden, die auf Natur- und Kunstgenuß ausgeht, ist in der Regel wenig vertraut mit Chemie, obwohl sie deren Nutzen zu schätzen weiß. Weitere Ausflüge, etwa nach Tolfa oder Corneto wären allerdings von belehrendem Interesse für Solche, die gezwungen in der alten Hafenstadt Trajan's Rasttage halten müssen, allein Niemand getraut sich den Fuß aus dem Thore zu setzen, um das Dampfschiff, dessen Ankunft man sehnlichst erwartet, nicht zu verpassen. Und so bleibt denn nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen, die Straßen auf- und abzulaufen, fleißig die Bastion über dem Thore zu besteigen, von der man Hafen, Stadt und Meer übersieht, bisweilen hinaus auf den Molo zu pilgern oder in einem Kaffeehause das würzige Getränk der Moccabohne zu schlürfen. Eintönig, ich gebe es zu, ist dieses mit Essen und Rauchen abwechselnde Leben, dennoch gibt es einigen Ersatz und hat man es nur erst einige Zeit fortgesetzt, so entdeckt man sogar verborgene Reize darin, die mit gar manchem vielgepriesenem Genusse wetteifern können.

Doch um nicht ungerecht zu sein gegen den berühmten Hafenort Seiner Heiligkeit, muß ich zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß für einige Stunden Anstalten getroffen sind, den Reisenden auf geeignete Weise zu zer-

streuen. Es wird auf eines Jeden Individualität ankommen, ob er in dieser wohlthätig angeordneten Zerstreuung eine heitere Unterhaltung oder ein ärgerliches Geschäft erblicken will. Ich meines Theils nahm es für die erstere und befand mich den Umständen nach recht leidlich dabei.

Zuerst findet man, wie in jedem Hafenorte, die sehr löbliche Einrichtung in Civita-Vecchia, daß man im Augenblick, wo man den Fuß an's Land setzt, die schönste Gelegenheit findet, sich um sein Gepäck zu prügeln oder es mit einer Schnelligkeit, als wäre Bosco Steuerführer, vor seinen Augen verschwinden zu sehen. Dies gehört ohne Zweifel zu den originellsten Unterhaltungen, die dadurch noch größeren Reiz erhalten, daß ein päpstlicher Hafenbeamter Niemand von der Stelle läßt, bis er die bestimmte Ueberfahrtstaxe von Jedem erhalten hat.

Der Ruf der liebenswürdigen Volksklasse, die man Facchini nennt, und deren Zahl in dem schönen Italien allen Glauben übersteigt, ist nicht fein. Man schilt sie tückisch, räuberisch, streit- und händelsüchtig und schwer zu befriedigen. An Lärm und Geschrei lassen sie es allerdings nicht fehlen, das kann Jeder, der nicht taub ist, mit gutem Gewissen sagen, allein nirgends trifft das deutsche Sprichwort: „Viel Geschrei und wenig Wolle" buchstäblicher ein, als in Italien. Es kommt regelmäßig nichts anderes als zufriedenes Verstummen dabei heraus;

wenn es auch anfangs den Anschein hatte, als sei es wenigstens auf Kehlabschneiden und Halsumdrehen abgesehen.

Es ist belustigend genug, einen Trupp wunderlich costumirter Reisender, unter denen die Engländer begreiflicherweise die abenteuerlichsten Figuren bilden, ängstlich rufend dem davonlaufenden Facchiniheer nachrennen zu sehen, das in der dunkeln Nacht unter dem noch dunkleren Hafenthore verschwindet. Wäre man bei der vertrackten Jagd nicht selbst betheiligt, würde man sie ohne Frage höchst ergötzlich finden. So aber läßt die Sorge um sein verschwundenes, in zehn fremde Hände wider Willen übergegangenes Eigenthum unbefangenes Beobachten doch nicht aufkommen. Nach fruchtlosem Rufen, Schelten, Lamentiren und respective Fluchen — denn in keinem Lande wird mehr und lästerlicher geflucht, als in Italien und besonders im Kirchenstaate — findet man denn vor einem der beiden Gasthöfe oder auf der Dogana die heftig gesticulirenden Lastträger wieder und kann sich seine sieben Sachen gemüthlich zusammen suchen. Unter hundert Fällen wird man sie neunundneunzig Mal unbeschädigt zurückerhalten, trotz des abschreckenden banditenartigen Aussehens, das Civita-Vecchia's Facchinischaar vor andern Städten Italiens vorzugsweise charakterisirt. Damit will ich nicht behaupten, daß es unter diesem äußerst verdächtig aus-

sehenden Gesindel lauter ehrliche Leute gebe, behüte! Ich halte vielmehr die ganze Gesellschaft für ungemein raub- und beutesüchtig, traue ihr jede Spitzbüberei zu und möchte Abends nicht allein mit einem dieser Hafenlagerer durch die Straßen gehen. Mich dünkt, nur die Furcht vor Entdeckung und die in solchem Falle ihrer harrende schwere Strafe hält sie ab, leicht zu bewerkstelligenden Unterschlag zu treiben. Auch liegt es in dem Charakter dieser müssiggängerischen Menschen, schnellen und leichten Verdienst, mag er auch gering sein, größerem Erwerb, der mit unverkennbarer Gefahr verbunden ist, vorzuziehen. Wissen sie doch, daß er sich fast täglich, bisweilen mehrmals des Tages wiederholt und daß es unter den Fremden Thoren und Misvergnügte gibt, die, jene aus Uebermuth, diese aus Furcht vor möglichem Streit mit dem Gelde nicht sehr ökonomisch umgehen.

Neue zerstreuende Unterhaltung wartet des Reisenden auf der Dogana. Da gibt es Koffer und Nachtsäcke zu öffnen, in denen je nach Laune und Stimmung oder nach dem Betragen der Fremden die geheiligten Hände der päpstlichen Zollbeamten nach Herzenslust wühlen oder sich mit bloßem oberflächlichen Anfühlen begnügen. Ist diese Procedur vorüber, was je nach den Umständen manchmal verzweifelt lange dauert, so wird plombirt. Dann gibt es Zettel zu unterschreiben, zu welchem Zwecke weiß ich

nicht, endlich gewöhnliche und außergewöhnliche, vorschriftsmäßige und nicht vorschriftsmäßige Trinkgelder zu bezahlen — Alles Dinge, wobei der Fremde persönlich stark betheiligt ist und die nicht immer ohne zankähnlichen Wortwechsel abzumachen sind.

Hat man das Alles überstanden, ohne die Geduld zu verlieren, so ist man doch nicht weiter damit gekommen, als bis in's theure Hôtel d'Orlando, und es erhebt sich nun die Frage, wie man es anzufangen hat, um in möglichst kurzer Frist Rom zu erreichen?

An Fahr- und Fortbringungsgelegenheiten mannichfacher Art fehlt es, Gott Lob! in Italien nie und nirgend, in Civita-Vecchia zumal ist jederzeit Ueberfluß daran vorhanden. Dennoch gehört Ueberlegung zu vortheilhaftem Abschluß eines Handels, da in jenen gesegneten Gefilden der Erde jegliches Geschäft diese Gestalt annimmt.

Uns Allen lag viel daran, die ewige Stadt recht bald zu betreten. Wir wären lebensgern auf der Stelle aufgebrochen und trotz der Nacht und ihren Fährnissen in die traurige Campagna hineingejagt, um im neuen Morgenroth die Kuppeln Roms sich spiegeln zu sehen. Bald aber mußten wir uns dieser angenehmen Phantasie entschlagen. Die Wirklichkeit war, selbst so nahe der Heimath von Kunst und Poesie, platt prosaisch. Die Directoren der Omnibuscompagnie forderten für Weiterbeför-

sehenden Gesindel lauter ehrliche Leute gebe, behüte! Ich halte vielmehr die ganze Gesellschaft für ungemein raub- und beutesüchtig, traue ihr jede Spitzbüberei zu und möchte Abends nicht allein mit einem dieser Hafenlagerer durch die Straßen gehen. Mich dünkt, nur die Furcht vor Entdeckung und die in solchem Falle ihrer harrende schwere Strafe hält sie ab, leicht zu bewerkstelligenden Unterschlag zu treiben. Auch liegt es in dem Charakter dieser müssiggängerischen Menschen, schnellen und leichten Verdienst, mag er auch gering sein, größerem Erwerb, der mit unverkennbarer Gefahr verbunden ist, vorzuziehen. Wissen sie doch, daß er sich fast täglich, bisweilen mehrmals des Tages wiederholt und daß es unter den Fremden Thoren und Misvergnügte gibt, die, jene aus Uebermuth, diese aus Furcht vor möglichem Streit mit dem Gelde nicht sehr ökonomisch umgehen.

Neue zerstreuende Unterhaltung wartet des Reisenden auf der Dogana. Da gibt es Koffer und Nachtsäcke zu öffnen, in denen je nach Laune und Stimmung oder nach dem Betragen der Fremden die geheiligten Hände der päpstlichen Zollbeamten nach Herzenslust wühlen oder sich mit bloßem oberflächlichen Anfühlen begnügen. Ist diese Procedur vorüber, was je nach den Umständen manchmal verzweifelt lange dauert, so wird plombirt. Dann gibt es Zettel zu unterschreiben, zu welchem Zwecke weiß ich

nicht, endlich gewöhnliche und außergewöhnliche, vorschriftsmäßige und nicht vorschriftsmäßige Trinkgelder zu bezahlen — Alles Dinge, wobei der Fremde persönlich stark betheiligt ist und die nicht immer ohne zankähnlichen Wortwechsel abzumachen sind.

Hat man das Alles überstanden, ohne die Geduld zu verlieren, so ist man doch nicht weiter damit gekommen, als bis in's theure Hôtel d'Orlando, und es erhebt sich nun die Frage, wie man es anzufangen hat, um in möglichst kurzer Frist Rom zu erreichen?

An Fahr- und Fortbringungsgelegenheiten mannichfacher Art fehlt es, Gott Lob! in Italien nie und nirgend, in Civita-Vecchia zumal ist jederzeit Ueberfluß daran vorhanden. Dennoch gehört Ueberlegung zu vortheilhaftem Abschluß eines Handels, da in jenen gesegneten Gefilden der Erde jegliches Geschäft diese Gestalt annimmt.

Uns Allen lag viel daran, die ewige Stadt recht bald zu betreten. Wir wären lebensgern auf der Stelle aufgebrochen und trotz der Nacht und ihren Fährnissen in die traurige Campagna hineingejagt, um im neuen Morgenroth die Kuppeln Roms sich spiegeln zu sehen. Bald aber mußten wir uns dieser angenehmen Phantasie entschlagen. Die Wirklichkeit war, selbst so nahe der Heimath von Kunst und Poesie, platt prosaisch. Die Directoren der Omnibuscompagnie forderten für Weiterbeför-

derung bei Nacht einen so englisch klingenden Preis, daß wir unwillkürlich in die Taschen griffen und nach dem edlen Metalle fühlten, das Robert der Teufel in göttlichem Leichtsinn „Chimäre" nennt. Diese Preise mutheten uns nicht an, und da wir bald in Erfahrung brachten, daß wir bei Tage um ein Bedeutendes billiger reisen würden, entschlossen wir uns, d. h. die Mehrzahl der mit dem Dampfboot angekommenen Passagiere, noch eine Nacht am Wogenschlage des Meeres zuzubringen.

In andern civilisirten Ländern haben Gesellschaften, die auf eigene Kosten ein unsern Posten ähnliches Geschäft betreiben, feste Preise, die unter keiner Bedingung abgeändert werden können. Anders ist dies in Italien. Dort richten sich Einzelne wie ganze Körperschaften nach günstigen oder ungünstigen Gelegenheiten und sind daher, wie Alles in diesem Lande, dem Handel unterworfen. Es ist sehr gewöhnlich, daß man dieselbe Wegstrecke auf ein und demselben Dampfschiffe heut für funfzig und acht Tage später für zehn oder zwölf Franken zurücklegt. Auch die Messaggerien können diese üble Angewohnheit nicht ganz lassen, doch nehmen sie auf Vorstellungen, die von einer Mehrheit ausgehen, Rücksicht, sobald sie einen Gewinn für sich dabei abfallen sehen.

Dieses immerwährende Handeln und Feilschen, wozu man in Italien gegen alle Neigung gezwungen wird,

falls man nicht Unsummen vergeuden will, ist wirklich ermüdend und kann selbst enthusiastischen Verehrern dieses Landes manche sonst glückliche Stunde verleiden. Mit der banalen Redensart „die Sitte des Volkes bringt es so mit sich“ läßt sich die Sache selbst nicht entschuldigen, noch das Unerquickliche derselben mildern. Weit zweckmäßiger wäre es, Regierungen und Behörden griffen energisch durch und beseitigten, wenn auch nur nach und nach einen Uebelstand, der dem Volke zur Schande gereicht und es demoralisirt, den Fremden aber das unbestreitbare Recht gibt zu Verunglimpfungen, wie man sie so häufig auf allen Straßen des reizenden Landes hören kann.

Nach geraumer Zeit und scharfem Handel wurden wir denn über den Preis einig, für den uns die Gesellschaft der Messagerien, deren Hauptbureau in Rom ist, am nächsten Morgen nach der Hauptstadt der Christenheit schaffen sollte. Wir hatten unserer Zwölf gemeinschaftliche Sache gemacht, Deutsche, Dänen, Russen und Italiener. Das englische Vollblut, das selten Zeit hat noch warten mag, trotzte der Nacht und den Gefahren der schlechtgehaltenen Straße und eilte uns voraus, sobald Dogana und Postbureau ihre Gebühren erhalten hatten.

Wer unnütze Ausgaben vermeiden will, thut gut, seinen Paß persönlich auf der Polizei abzuholen, nur hüte man sich, Stock oder Regenschirm mitzunehmen.

Denn es herrscht das höchst seltsame Gesetz in Civita-Vecchia, daß Niemand, und sei er ein Selbstherrscher über Millionen, mit so gefahrloser Waffe versehen, den Hof des Polizeigebäudes betreten darf. Dies sonderbare Gesetz, über dessen Entstehung ich etwas Näheres nicht erfahren konnte, genirt, da man keinen Ort hat, wo Stock und Regenschirm sich bergen ließen, denn ich zweifle, daß sie von den Vorübergehenden lange unberührt bleiben würden. Ich erlaubte mir, der in blau-graues Tuch eingenähten päpstlichen Schildwache die Möglichkeit der Entwendung meines Eigenthums zu Gemüthe zu führen und rührte glücklich das menschenfreundliche Gemüth des Kriegers der Kirche. Zwar wich er kein Haar vom Buchstaben des Gesetzes ab, wohl aber nahm er meinen Stock und den Schirm meines Begleiters und spazierte zu unserm großen Ergötzen, sich auf beide stützend, vor dem Thor der Polizei so lange auf und ab, bis wir zurückkehrten. Solcher Heldenmuth schien uns einer Belohnung werth, die auch nicht abgewiesen, vielmehr recht freundlich angenommen wurde.

Meines Wissens befindet sich in Civita-Vecchia der Hauptbagno des Kirchenstaates. Die Stadt wimmelt von Galeerensclaven, die man früh und Abends ihre gräßlich klirrenden Ketten über das Pflaster der Straßen schleppen sieht und hört. Sie werden zu öffentlichen Arbeiten am

Hafen, an den Straßen in und um die Stadt benutzt, arbeiten aber auch als Schmiede, als Maurer und Zimmerleute unter Aufsicht von Wachen. Wie hoch sich die Zahl der Unglücklichen in Civita-Vecchia belaufen mag, weiß ich nicht, den langen Zügen zufolge, die man früh, Mittags und Abends von verschiedenen Seiten nach ihrer gemeinsamen Wohnung im Fort wandern sieht, muß die Zahl sehr bedeutend sein.

Um die Rechtspflege eines fremden Landes und die Grundsätze beurtheilen zu können, nach denen begangene Verbrechen bestraft werden, muß man Jahre lang in demselben gelebt und sich gründlich mit den daselbst geltenden Rechten bekannt gemacht haben. Es kann mir daher nicht einfallen, weder ein billigendes noch tadelndes Wort über diese so wichtigen Gegenstände auszusprechen. Mein Erstaunen aber konnte und kann ich noch nicht bergen, das sich bei der Nachricht, es lebten über dreißigtausend*) Galeerensclaven in den Staaten Seiner Heiligkeit, meiner bemächtigte! — Auf welcher tiefen Stufe wahrer Bildung muß ein Volk stehen, das, kaum drei Millionen Köpfe stark, über dreißigtausend Verbrecher zählt! Und wie muß die innere Verwaltung eines Staates, wie die Erziehung

*) Neueren offiziellen Zeitungsnachrichten zufolge hat sich herausgestellt, daß die Gesammtzahl dieser Unglücklichen sich auf fünfundvierzigtausend Individuen beläuft.

Denn es herrscht das höchst seltsame Gesetz in Civita-Vecchia, daß Niemand, und sei er ein Selbstherrscher über Millionen, mit so gefahrloser Waffe versehen, den Hof des Polizeigebäudes betreten darf. Dies sonderbare Gesetz, über dessen Entstehung ich etwas Näheres nicht erfahren konnte, genirt, da man keinen Ort hat, wo Stock und Regenschirm sich bergen ließen, denn ich zweifle, daß sie von den Vorübergehenden lange unberührt bleiben würden. Ich erlaubte mir, der in blau-graues Tuch eingenähten päpstlichen Schildwache die Möglichkeit der Entwendung meines Eigenthums zu Gemüthe zu führen und rührte glücklich das menschenfreundliche Gemüth des Kriegers der Kirche. Zwar wich er kein Haar vom Buchstaben des Gesetzes ab, wohl aber nahm er meinen Stock und den Schirm meines Begleiters und spazierte zu unserm großen Ergötzen, sich auf beide stützend, vor dem Thor der Polizei so lange auf und ab, bis wir zurückkehrten. Solcher Heldenmuth schien uns einer Belohnung werth, die auch nicht abgewiesen, vielmehr recht freundlich angenommen wurde.

Meines Wissens befindet sich in Civita-Vecchia der Hauptbagno des Kirchenstaates. Die Stadt wimmelt von Galeerensclaven, die man früh und Abends ihre gräßlich klirrenden Ketten über das Pflaster der Straßen schleppen sieht und hört. Sie werden zu öffentlichen Arbeiten am

Hafen, an den Straßen in und um die Stadt benutzt, arbeiten aber auch als Schmiede, als Maurer und Zimmerleute unter Aufsicht von Wachen. Wie hoch sich die Zahl der Unglücklichen in Civita-Vecchia belaufen mag, weiß ich nicht, den langen Zügen zufolge, die man früh, Mittags und Abends von verschiedenen Seiten nach ihrer gemeinsamen Wohnung im Fort wandern sieht, muß die Zahl sehr bedeutend sein.

Um die Rechtspflege eines fremden Landes und die Grundsätze beurtheilen zu können, nach denen begangene Verbrechen bestraft werden, muß man Jahre lang in demselben gelebt und sich gründlich mit den daselbst geltenden Rechten bekannt gemacht haben. Es kann mir daher nicht einfallen, weder ein billigendes noch tadelndes Wort über diese so wichtigen Gegenstände auszusprechen. Mein Erstaunen aber konnte und kann ich noch nicht bergen, das sich bei der Nachricht, es lebten über dreißigtausend*) Galeerensclaven in den Staaten Seiner Heiligkeit, meiner bemächtigte! — Auf welcher tiefen Stufe wahrer Bildung muß ein Volk stehen, das, kaum drei Millionen Köpfe stark, über dreißigtausend Verbrecher zählt! Und wie muß die innere Verwaltung eines Staates, wie die Erziehung

*) Neueren offiziellen Zeitungsnachrichten zufolge hat sich herausgestellt, daß die Gesammtzahl dieser Unglücklichen sich auf fünfundvierzigtausend Individuen beläuft.

der Jugend in solchem Staate beschaffen sein, daß so unglaublich viele Verbrecher darin gedeihen können! — Wer vermag diese Fragen genügend zu beantworten? — Ist das Volk wirklich so tief gesunken, daß es Verbrechen zum bloßen Zeitvertreib, aus Unlust zur Arbeit verübt? — Oder weiß dies Volk nicht zu unterscheiden zwischen Gut und Böse, zwischen Erlaubt und Unerlaubt? — Kennt es die einfachsten Gebote der christlichen Religion nicht oder verachtet es dieselben geflissentlich? Und wie kommt es, daß dergleichen geschehen kann im Mittelpunkt der christlichen Welt, gleichsam unter den Augen des Statthalters Christi auf Erden? — Oder ist es wirklich wahr, was jenseits der Alpen laut, was in den Staaten Seiner Heiligkeit flüsternd ausgesprochen wird, daß die alleinige Schuld dieses schrecklichen Jammers die veraltete Priesterherrschaft trage? — Wie dem immer sei, ob eine traurige, schreckliche Verkettung vieler Uebelstände, deren Beseitigung schwer oder doch gefahrvoll ist, dies beklagenswerthe Elend herbeigeführt hat oder nicht, gewiß bleibt es immer, daß die Art der Bestrafung im Kirchenstaate dem Vergehen nicht immer angemessen ist. Im Bagno Seiner Heiligkeit schmachtet der politische Verbrecher, deren es leider Viele geben soll, mit Räubern und Mördern, an deren verruchten Händen das Blut von zehn, zwanzig, dreißig Menschen klebt, in demselben dunstigen Gefäng-

nisse. Der Gebildete, der vielleicht in vornehmen, edlen Kreisen Auferzogene, der scharfsinnige Gelehrte, der weise Kenner des Gesetzes, der geistvolle Schriftsteller — sie Alle tragen dasselbe entwürdigende Kleid, hören dieselbe Kette der Schmach an ihren Füßen klirren, die der wüste, verwilderte, entmenschte Sohn des Gebirges mit sich herumschleppt, dessen Leben eine fortgesetzte Reihe gemeiner Handlungen oder unmenschlicher Verbrechen war! Mich dünkt, ein Land, das, gleichviel ob mit oder ohne rechtmäßige Befugniß, so vielen Tausenden seiner Bewohner die Verbrecherjacke anziehen kann oder muß, ist an der Schwelle seines Unterganges angekommen und vermag sich nur durch vollkommene Reorganisation aller Gesetze, durch gänzliche Umgestaltung der Verwaltung, am sichersten aber dadurch zu retten, daß es sich geistig entpuppt und nach Grundsätzen der Vernunft, nicht nach verknöcherten Normen die Zügel der Regierung handhabt. Der heilige Geist, der doch von jeher so mächtig gewesen ist in der Kirche, möchte wirklich seine Flammen noch einmal leuchten lassen und zwar nicht auf, sondern im Kopfe des Mannes, der berufen ist, außer der dreifachen Krone und den Schlüsseln des Himmels auch noch das Scepter des weltlichen Herrschers zu führen! —

Einer der größten Straßenräuber des Kirchenstaates lebt im Bagno von Civita-Vecchia. Der Mann zeigt sich

auf Verlangen den Fremden und erzählt mit gutmüthigem Lächeln, daß er mit eigener Hand mehr als dreißig schuldlose Menschen umgebracht habe. Seine frechen Räubereien brachten ihm so große Summen ein, daß er wahrscheinlich nächst Torlonia der reichste Mann in den päpstlichen Staaten ist. Vorsichtigerweise vergrub er seine zusammengeraubten Schätze in der Einsamkeit unwegsamer Gebirge. Da er kein Hehl daraus machte, so kam die Kunde davon auch bald zu Ohren der Regierung. Wie Blut ein ganz besonderer Saft, so ist Geld ein ganz besonderes Metall, das weltlich gesinnte Menschen fast eben so sehr lieben, als der Teufel. Vielleicht war es auch blos Wißbegierde, welche die Regierung bewog, dem blutbesudelten Verbrecher die Freiheit anzubieten, wenn er seine vergrabenen Schätze an sie ausliefern wolle. Der Galeerensklave dankte jedoch verbindlichst und befindet sich dem zu Folge noch im Gewahrsam. Ohne Zweifel setzt er mehr Glauben in die Worte: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!" als in die Versprechungen der Regierung. Ein glücklicher Zufall, ein zu rechter Zeit brechendes Glied seiner Kette, ein verrosteter Eisenstab, eine brausende Sturmnacht, wo das Geheul der Meereswogen jedes andere Geräusch übertäubt, kann ihm ja unvermuthet seine Freiheit wiedergeben und ihn in Besitz seiner mit so vielem Blut erkauften

Güter setzen, die ihn, falls er fortan ein solides Leben führen will, eine unabhängige ruhige Zukunft sichern. —

Am nächsten Morgen früh nach neun Uhr rollten wir zum Thore hinaus. Sechs magere Gäule zogen den schwer bepackten Wagen und wurden durch unermüdliches Schreien der Postillone und erbarmungslose Peitschenhiebe im Galopp erhalten.

Wäre die Straße in besserem Zustande, so könnte man den 47 Miglien betragenden Weg bis Rom in sechs bis sieben Stunden zurücklegen. Wir brauchten deren zehn, da die ausgehungerten Pferde im Einklang mit der sogenannten Chaussee von Station zu Station schlechter wurden.

Uebrigens gehört diese Wegstrecke zu den trostlosesten, die man befahren kann. Anfangs gewährt die Aussicht auf's Meer, dessen öde Küste mit einer Reihe halbverfallener Wachtthürme besetzt ist, wahrscheinlich um das Landen von Schmugglerschiffen zu hindern, einige Abwechselung. Auch zeigen sich hin und wieder Trümmer alter Römerbauten — geborstene Brückenbogen, zusammengestürzte Pfeiler, mit breiten Steinen gepflasterte Wegstrecken — Ueberbleibsel der Via Aurelia, deren Richtung die neue Straße im Wesentlichen beibehalten hat. Später hinter Palo biegt der Weg von der Seeküste ab und wendet sich mehr dem Binnenlande zu. Hier nun tritt uns sogleich der eigenthümliche Charakter der Campagna

in seiner melancholischen Wüstheit entgegen. Leider fehlt ihr auf dieser Seite das Großartige, das sie im Osten und Süden Rom's so poetisch verherrlicht. Kahle, mit Ginster oder verkrüppeltenen Buchsbaum spärlich bewachsene Hügel, auf denen Ziegen- und Schafheerden weiden, in den Niederungen an Bächen und sumpfigen Stellen Wälder rauschenden Rohres — da und dort ein einsam gelegenes Casale*) oder eine Tenuta von schlechtem Zaun umgeben — dazwischen vereinzelte Strohschober, lodernde Feldfeuer, ein paar dürre Pinien und niedrige Korkeichen — so sieht die nächste Umgebung von Rom auf dieser Seite mehrere Stunden weit aus. Erst, wenn man den hohen Hügelzug erreicht hat, zwischen dem sich der Arrone dem Meer zuwindet, gewinnt man einen weiteren Gesichtskreis und das Auge heftet sich an neue interessante Punkte. Das Sabiner- und Latinerland mit seinen malerischen Gebirgshäuptern wächst mächtig am Horizont herauf, der Soracte winkt zur Linken in stolzer Einsamkeit über das einsame Gefilde, der schön geformte Monte cavo in dunkles Blau getaucht zieht die sehnsuchttrunkenen Blicke des Reisenden auf sich. Und während man das große Bild der alten Welt, das wie

---

*) Casale heißt ein zu einem Vorwerk gehörendes Haus, Tenuta das Vorwerk selbst.

ein hehrer Geist aus dem verschleierten Grabe der Campagna heraufsteigt, in sich aufzunehmen sucht, fühlt man sich von Zaubergewalten mit einem Male in's Alterthum selbst zurückversetzt und überläßt sich willenlos den Phantasmagorieen heiterer Phantasieen.



IV.

Erster Aufenthalt in Rom.



I.

Römische Briefe.

1.

Es war schon Nacht, tiefe schwarze Nacht, als ich durch die Porta Cavaleggieri in die Hauptstadt der alten Welt einfuhr. Lange Stunden vorher sah ich auf den Höhen zwischen Monterone und Castell Guido aus der braunrothen öden Campagna die Kuppel von Sanct Peter sich erheben. Ein Gewitterschauer, von durchblitzendem Sonnenstrahl geröthet, umschattete sie mit purpurnem Baldachin und ließ durch seine tiefen Falten die schönen Formen der Albaner und Sabiner Gebirge neugierig lauschen. Bei solchem Anblick ist es wohl verzeihlich, wenn man sich Flügel wünscht; leider wurden uns aber statt derselben Fesseln angelegt, die unsere Geduld auf eine harte Probe stellten. Gewitterstürme von mehr als tagelanger Dauer hatten die alte Via Aurelia, jetzt die Straße nach Civita-Vecchia genannt, furchtbar zerrissen. Brücken waren theil-

weise eingestürzt, Zäune und Strauchwerk von den niedern Abhängen der einförmigen Tolfaberge in großen Massen über die Straße geschwemmt, und Bäche und Flüsse, namentlich der Arrone, aus ihren Ufern getreten. Bei so schlechtem Wege ermüdeten die elenden Postpferde, geriethen in's Stocken und blieben endlich ganz stehen. Weder Schreien noch Peitschenhiebe der Postillone vermochten den abgetriebenen blutenden Thieren die mangelnden Kräfte beizubringen, die schwere Postkutsche war nicht von der Stelle zu schaffen. Auch unsere thätige Hülfe, zu der wir uns entschließen mußten, brachte das einmal in's Stocken gerathene Fuhrwerk nicht wieder in Gang. Erst den vereinten Bemühungen der lärmenden Postillone und der prügelnden Beihülfe von einem halben Dutzend Ziegenhirten, die ihre Heerden auf eingefriedigten Triften in der Nähe der Straße weideten, gelang es, die bedauernswerthen Thiere wieder zu beleben. Die herzlosen Postillone sorgten durch unmenschliches Stacheln der Gequälten dafür, daß sie nicht allzufrüh wieder stehen blieben, was doch noch ein paar Mal geschah, und so schoben wir uns denn langsam genug über die wellenförmigen baumlosen Hügel der Campagna bis vor die Thore Roms.

Die Sonne ging unter, es ward Nacht, und noch immer polterte der unbehülfliche Postkarren auf dem schlechten Pflaster und ließ uns die angenehme Aussicht, zu

guter Letzt noch umgeworfen zu werden. Endlich in der siebenten Stunde nach unserer, in der zweiten nach römischer Uhr, zeigten sich einige Häuser am Wege. Weißgekalkte Mauern, über welche schlanke Pyramiden schwarzer Cypressen herüberschauten, Vignen, von tausendarmigem Epheu umschlungen, endlich ein Pinienwäldchen, deren zart gefiederte Kronen im warmen Hauch des Abendwindes melodisch rauschten, verriethen uns Roms Nähe.

„Die Pinien auf Villa Pamfili!" sagte ein deutscher Landsmann, der in Rom eine zweite Heimath gefunden hatte. „Wenden Sie sich jetzt zur Rechten, Sanct Peter mit seinen Colonnaden wird sogleich sichtbar werden."

Ich hatte mir den ersten Anblick dieses größten Tempels auf Erden gewaltiger, überwältigender gedacht. Als er nun wirklich hinter Mauern und Häusern sichtbar ward, erschien er mir beinahe klein. Bald aber sollte dieser Eindruck, der mich fast irre gemacht hätte, verwischt werden. Die grandiosen Colonnaden, wie ein Wald steinerner Säulen, traten allmälig aus dem Dunkel der Nacht heraus, der unermeßliche Petersplatz mit seinem ewig rauschenden Springbrunnen, den schönsten, die ich kenne, enthüllte sich, und während wir an den flimmernden Staubsäulen dieser rauschenden Wasser vorüberfuhren, erhob sich groß und still die ungeheure Masse der Kathedrale in ihrer ganzen gigantischen Größe. Ueber Kuppel und Kreuz

weise eingestürzt, Zäune und Strauchwerk von den niedern Abhängen der einförmigen Tolfaberge in großen Massen über die Straße geschwemmt, und Bäche und Flüsse, namentlich der Arrone, aus ihren Ufern getreten. Bei so schlechtem Wege ermüdeten die elenden Postpferde, geriethen in's Stocken und blieben endlich ganz stehen. Weder Schreien noch Peitschenhiebe der Postillone vermochten den abgetriebenen blutenden Thieren die mangelnden Kräfte beizubringen, die schwere Postkutsche war nicht von der Stelle zu schaffen. Auch unsere thätige Hülfe, zu der wir uns entschließen mußten, brachte das einmal in's Stocken gerathene Fuhrwerk nicht wieder in Gang. Erst den vereinten Bemühungen der lärmenden Postillone und der prügelnden Beihülfe von einem halben Dutzend Ziegenhirten, die ihre Heerden auf eingefriedigten Triften in der Nähe der Straße weideten, gelang es, die bedauernswerthen Thiere wieder zu beleben. Die herzlosen Postillone sorgten durch unmenschliches Stacheln der Gequälten dafür, daß sie nicht allzufrüh wieder stehen blieben, was doch noch ein paar Mal geschah, und so schoben wir uns denn langsam genug über die wellenförmigen baumlosen Hügel der Campagna bis vor die Thore Roms.

Die Sonne ging unter, es ward Nacht, und noch immer polterte der unbehülfliche Postkarren auf dem schlechten Pflaster und ließ uns die angenehme Aussicht, zu

guter Letzt noch umgeworfen zu werden. Endlich in der siebenten Stunde nach unserer, in der zweiten nach römischer Uhr, zeigten sich einige Häuser am Wege. Weißgekalkte Mauern, über welche schlanke Pyramiden schwarzer Cypressen herüberschauten, Vignen, von tausendarmigem Epheu umschlungen, endlich ein Pinienwäldchen, deren zart gefiederte Kronen im warmen Hauch des Abendwindes melodisch rauschten, verriethen uns Roms Nähe.

„Die Pinien auf Villa Pamfili!" sagte ein deutscher Landsmann, der in Rom eine zweite Heimath gefunden hatte. „Wenden Sie sich jetzt zur Rechten, Sanct Peter mit seinen Colonnaden wird sogleich sichtbar werden."

Ich hatte mir den ersten Anblick dieses größten Tempels auf Erden gewaltiger, überwältigender gedacht. Als er nun wirklich hinter Mauern und Häusern sichtbar ward, erschien er mir beinahe klein. Bald aber sollte dieser Eindruck, der mich fast irre gemacht hätte, verwischt werden. Die grandiosen Colonnaden, wie ein Wald steinerner Säulen, traten allmälig aus dem Dunkel der Nacht heraus, der unermeßliche Petersplatz mit seinem ewig rauschenden Springbrunnen, den schönsten, die ich kenne, enthüllte sich, und während wir an den flimmernden Staubsäulen dieser rauschenden Wasser vorüberfuhren, erhob sich groß und still die ungeheure Masse der Kathedrale in ihrer ganzen gigantischen Größe. Ueber Kuppel und Kreuz

flammten die silbernen Sterne am blauen wolkenlosen Himmel, die breiten Strahlen der Springbrunnen sprudelten ihre leuchtenden Silberwellen aus dem granitnen Becken hoch in die Luft und über der Engelsbrücke, hinter der Villa Borghese stieg in voller rother Flammenpracht der Mond herauf, die schwarzen Massen der Häuser, Paläste und Kuppeln mit magischem Licht geheimnißvoll übergießend.

Ueber die Piazza Rusticucci den Borgo vecchio hinunter ging es nun im raschen Trabe zum Ufer der Tiber, deren schmuziggelbe Wellen plätschernd gegen die Pfeiler der Engelsbrücke schlugen. In der Via di Tor di Nono betraten wir das belebte Innere der Stadt. Alle Handwerker waren noch thätig in ihren offenstehenden Buden; Schuster, Schneider, Klempner trieben ihr Geschäft selbst in so später Abendstunde noch auf offener Straße, was häufig genug stören mag, da die Straße schmal und als Hauptweg nach Sanct Peter zu jeder Tageszeit von einer Menge hin- und herfahrender Wagen belebt ist.

Vom umfangreichen Palast Borghese konnte ich nur im Fluge ein Schattenbild erhaschen. Ein paar Sekunden später hatten wir den Corso erreicht, diese Hauptpulsader modernen römischen Lebens. Hier erging es mir wie mit dem ersten Anblick der Peterskirche. Ich hatte eine imposante breite Straße erwartet, und fand eine verhältniß-

mäßig schmale Gasse mit ausgetretenem oder holprigem Trottoir zu beiden Seiten, das etwa einen halben Fuß höher als das Pflaster gelegt ist. An sich als gewöhnliche Straße wäre diese gerade, schöne, fast mit lauter Palästen eingefaßte Gasse breit genug, obwohl sie nie zu den imposanten Wegen großer Städte gezählt werden kann; wie aber auf diesem beschränkten Raume das Getümmel der Masken und Wagen zur Zeit des Carnevals sich austoben kann ohne Gefahr für Menschenleben, sieht man wirklich nicht ein.

Glänzend ausgeschmückte Läden an beiden Seiten und das lebhafte Durcheinander eines heitern Menschenstromes machten die beste Wirkung. Es war die Zeit, wo der Corso gerade am besuchtesten ist, wo die schöne Welt zu Fuß und zu Wagen heimkehrt vom abendlichen Ausfluge, um in die Theater zu gehen. — Vor den Thüren der zahlreichen Kaffeehäuser standen plaudernde Männergruppen, die mit sonorer Stimme die melodische Sprache ihres schönen Vaterlandes erklingen ließen. Bisweilen hörte ich auch deutsche Worte und sah spitzhütige junge Männer mit wohlgepflegten Bärten Arm in Arm vorüberwandeln.

Der Ausruf meines Landsmannes: „Piazza di Colonna!“ zog meine Blicke von den vorübergleitenden Menschengruppen ab. Ein regelmäßiger, fast viereckiger Platz,

gegen den Corso mit rauschendem Springbrunnen geschmückt, lag undeutlich erleuchtet zur Seite; hüben und drüben palastähnliche Gebäude, gerade vor, den Platz schließend, ein schöner Bau mit Säulenportikus. Ueber dem Sims zeigten erleuchtete Uhren die Stunden nach italienischer und französischer Zeitrechnung. Es war die Post. Mitten auf diesem Platz aber stieg in dämmerndem Zwielicht eine hohe schwarze Säule empor, deren abgestumpftes Schaftende mit der kolossalen Statue des heiligen Paulus geschmückt ist, das großartige Ehrendenkmal, welches Roms dankbare Bevölkerung dem M. Aurelius Antoninus für seine über die Markomannen erfochtenen Siege errichtete. Eine Menge prächtg gearbeiteter Reliefs, die Thaten des Siegers verherrlichend, laufen in schräg ansteigender Reihe vom Sockel der Säule hinauf bis an den Knauf.

Durch eine schmale Gasse bog der Wagen vom Corso ab nach der Dogana. So wenig Anziehungskraft für den Reisenden dies wunderbare Wort hat, so voll eigenthümlicher Reize ist in Rom der Ort, wo die päpstlichen Visitatoren willkürlich und zudringlich genug ihr Wesen treiben. Eine Reihe kolossaler Marmorsäulen, im Dunkel der Nacht schwarz und finster, aber gerade deswegen um so geheimnißvoller aussehend, stehen wachehaltend vor den Thoren des Palastes. Es sind die großartigen Ueberreste

des Antoninustempels, auf dessen Säulentrümmern das moderne christliche Rom seine profane Durchsuchungsanstalt errichtet hat. Klingt das nicht wie Hohn? Ein Mauthgebäude auf den Stufen des Tempels, der einem großen Sohne Roms geweiht war! Reisewagen, bettelnde Postillone, zerrissene Facchini, gelddurstige Beamte, fluchende Fremde und Berge von Koffern und Schachteln in ehemals heiligen Räumen! Das ist's, was uns in diesem wunderbaren Lande anfangs stört, unser Entzücken in stille Trauer verwandelt und, während es uns draußen im fernen Deutschland strahlend in brennenden Zauberfarben schöner Phantasiegebilde berauschte, hier in nackter Wirklichkeit fast niederdrückt.

Mir blieb indeß vor der Hand keine Zeit übrig zu hypochondrischen Betrachtungen. Es galt zuvörderst, ein Unterkommen wenigstens für einige Tage zu suchen, und so schritt ich denn ziemlich ehrfurchtslos mit meinem angeworbenen Facchino dem nächsten Hotel zu, das mir als gut empfohlen worden war.

In einem einzelnen, abseit gelegenen, ich glaube fünfeckigen Hause habe ich vorerst meine Wohnung aufgeschlagen, da im Hotel selbst kein Zimmer mehr frei war. Dieses Asyl paßt recht zu meiner Stimmung. Es ist still, freundlich, geräumig, und hat die Aussicht auf die Façade einer schönen Kirche, dem heiligen Ignatius geweiht.

Der Schatten dieses heiligen Mannes verfolgt mich überall hin, denn wo ich raste und ruhe, immer heftet sich ein freundlich lächelnder Schüler des papstgefälligen Ordensstifters an meine Fersen und bemüht sich, mir die Segnungen anzupreisen, die tief verborgen liegen in den Dogmen seines Meisters.

Ich habe einen langen Gang gemacht durch die Hauptstraßen der heiligen Stadt, um ihre Physiognomie zu belauschen und von dieser auf ihr inneres Seelenleben zu schließen. Den Corso entlang wandernd, kam ich an den venetianischen Palast, ein festungsartiges, mächtig imponirendes Gebäude, dessen massenhafte Formen scharfe Schatten über den Platz und die benachbarten Häusergruppen warfen. Menschen gab es hier wenig, nur an ein paar sitzenden Bettlern kam ich vorbei, die mich mit klagender Stimme ansprachen. Ich konnte sie nicht abweisen. Die Freude, mich in Rom zu wissen, machte mich wohlthätig. Die armen Teufel riefen mir tausend Segenswünsche nach. Dann ging ich durch ein paar Seitengassen zurück und kam auf einem kleinen Umwege nicht weit vom Säulenplatze wieder auf den Corso. Der Mond stand über den Häusern, eine goldene Glorie um Thürme und Kuppeln webend. Diese Beleuchtung ist unaussprechlich schön und ganz geeignet, Einem die alte Weltstadt angenehm zu machen. Dabei dieser tiefe Glanz des rei-

nen, immer blauen Himmels, dies blitzende Funkennetz silberner Sterne, die trotz des Mondes in Menge sichtbar bleiben.

Leben gab es wenig auf den Straßen, sie hatten eher etwas Unheimliches durch die kirchhofähnliche Stille, die sich überall kund gibt. Außer da und dort eine rollende Karrosse, das monotone Geschrei eines Ausrufers, der Gesang eines heimkehrenden Trasteveriners, ist nichts zu hören, nichts zu sehen. Höchstens liegt unter kerzenerleuchtetem Marienbild noch ein Krüppel, betet seinen Rosenkranz ab und fleht zur gnadenreichen Mutter um Erhörung seiner vielleicht sehr eigennützigen Bitte.

Dieser Nachtspaziergang hat mich entzückt, berauscht, ich bin zurückgekehrt in die einsame Stille meiner Wohnung, bezaubert von dem Duft, der über Roms Trümmern weht. Werden diese Zauber nicht zerfließen vor dem hellen Licht des Tages? Denn ich fürchte, das Rom des heißen Mittags wird dem in den heiligen Schatten der Mitternacht schlummernden wenig gleichen.

Da läutet die Glocke drüben auf der nahen Kirche. Es ist sieben Uhr, nach unserer Zeitmessung die Stunde, wo der neue Tag beginnt und der Sage nach an gefeiten Orten Geister wandeln, bis sie der Hauch des Morgens wieder in ihre Grüfte zurückscheucht. Dumpfe Sangestöne dringen schauerlich durch die stille Nacht. Scheint

es doch, als bekämen die weißlichgelben Statuen der Heiligen am Portal der Kirche Leben im kühlen Feuer des Mondes. Ehe sie herabsteigen aus ihren Nischen und sich mit ihren schweren Steinmänteln unter die Schatten der alten Römer mischen, die lautlos, mit leichtem Tritt, die weiße Toga malerisch um Arm und Schultern gefaltet, im Haar den ewig grünen Lorbeer, durch die todten Straßen der Riesenstadt wandern, eile ich die drei Flammen der römischen Lampe auszulöschen und dem Gott der Träume und des Glückes mein irdisches Geschick anzuvertrauen.

2.

Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Roms Zauber schwindet um ein Bedeutendes vor dem Alles durchdringenden, Alles enthüllenden Sonnenlicht, und der poetische Glanz, in dem wir die Weltstadt zu erblicken von Jugend auf gewöhnt werden, ist nirgends sichtbar. Nur wenn die duftigen Schatten des Abends über die weite Campagna rollen, wenn die Kuppeln des neuen Rom ihre vergoldeten Kreuze dem Sternenhimmel entgegenstrecken und der Mond sein blitzendes Silberfeuer über Stadt, Land und Fluß ausgießt, nur dann ist Rom groß, ja unbeschreiblich erhaben. Dann vergessen wir auch, daß sich

auf diesem Gräberfeld der Welteroberer ein Geschlecht angesiedelt hat, das von seinen großen Ahnen nichts besitzt, als den ehrfurchtgebietenden Namen.

Mich drängte es, die Trümmer des alten Rom aufzusuchen. Noch unbekannt mit der Stadt ging ich auf gut Glück Gasse auf Gasse ab in südlicher Richtung. Das Capitol, meinte ich, müsse sich durch Höhe und Massenhaftigkeit, durch prunkende Gebäude und Statuenpracht so gewaltig hervorheben, daß es gar nicht zu verfehlen sei. Absichtlich fragte ich Niemand nach dem kürzesten Wege dahin, denn ich wollte Stadt, Volk, Leben und Treiben desselben kennen lernen und überall verweilen, wo mich irgend etwas Charakteristisches besonders anmuthen würde. Da brauchte ich nun gar nicht lange zu suchen.

Verkehr und Straßenleben war bunt, heiter und eigenthümlich, nur freilich für meine etwas sehr empfindlichen Geruchsnerven nicht eben erquicklich. Schmuz und Unrath in den engeren Straßen Roms übersteigen wirklich alle Begriffe. Was es Unnützes gibt an Hausrath, was abgenutzt, zerbrochen oder dem Zerfallen nahe ist, das Alles wirft der Römer frischweg aus den Fenstern hinunter auf die Gasse, so daß sie mit Scherben, Glasstücken, mit Lumpen und altem Schuhwerk, mit Fischgräten, Käserinden, Grünzeug und Krautstrünken aller Art bedeckt ist. In späteren Abend- oder sehr frühen Mor-

es doch, als bekämen die weißlichgelben Statuen der Heiligen am Portal der Kirche Leben im kühlen Feuer des Mondes. Ehe sie herabsteigen aus ihren Nischen und sich mit ihren schweren Steinmänteln unter die Schatten der alten Römer mischen, die lautlos, mit leichtem Tritt, die weiße Toga malerisch um Arm und Schultern gefaltet, im Haar den ewig grünen Lorbeer, durch die todten Straßen der Riesenstadt wandern, eile ich die drei Flammen der römischen Lampe auszulöschen und dem Gott der Träume und des Glückes mein irdisches Geschick anzuvertrauen.

2.

Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Roms Zauber schwindet um ein Bedeutendes vor dem Alles durchdringenden, Alles enthüllenden Sonnenlicht, und der poetische Glanz, in dem wir die Weltstadt zu erblicken von Jugend auf gewöhnt werden, ist nirgends sichtbar. Nur wenn die duftigen Schatten des Abends über die weite Campagna rollen, wenn die Kuppeln des neuen Rom ihre vergoldeten Kreuze dem Sternenhimmel entgegenstrecken und der Mond sein blitzendes Silberfeuer über Stadt, Land und Fluß ausgießt, nur dann ist Rom groß, ja unbeschreiblich erhaben. Dann vergessen wir auch, daß sich

auf diesem Gräberfeld der Welteroberer ein Geschlecht angesiedelt hat, das von seinen großen Ahnen nichts besitzt, als den ehrfurchtgebietenden Namen.

Mich drängte es, die Trümmer des alten Rom aufzusuchen. Noch unbekannt mit der Stadt ging ich auf gut Glück Gasse auf Gasse ab in südlicher Richtung. Das Capitol, meinte ich, müsse sich durch Höhe und Massenhaftigkeit, durch prunkende Gebäude und Statuenpracht so gewaltig hervorheben, daß es gar nicht zu verfehlen sei. Absichtlich fragte ich Niemand nach dem kürzesten Wege dahin, denn ich wollte Stadt, Volk, Leben und Treiben desselben kennen lernen und überall verweilen, wo mich irgend etwas Charakteristisches besonders anmuthen würde. Da brauchte ich nun gar nicht lange zu suchen.

Verkehr und Straßenleben war bunt, heiter und eigenthümlich, nur freilich für meine etwas sehr empfindlichen Geruchsnerven nicht eben erquicklich. Schmuz und Unrath in den engeren Straßen Roms übersteigen wirklich alle Begriffe. Was es Unnützes gibt an Hausrath, was abgenutzt, zerbrochen oder dem Zerfallen nahe ist, das Alles wirft der Römer frischweg aus den Fenstern hinunter auf die Gasse, so daß sie mit Scherben, Glasstücken, mit Lumpen und altem Schuhwerk, mit Fischgräten, Käserinden, Grünzeug und Krautstrünken aller Art bedeckt ist. In späteren Abend- oder sehr frühen Mor-

genstunden hat man sich dieser löblichen Sitte wegen, das Innere der Häuser von dem Unbrauchbaren zu befreien, sehr vorzusehen, daß man nicht unerwartet von festen und flüssigen Stoffen aus heiterem Himmel herab reichlich überschüttet wird. Sonne erhellt diese engen Gassen der hohen Häuser wegen nur selten, weßhalb sie nie trocknen, außer bei sehr anhaltend warmen Wetter. Man hat daher immer in einem duftigen Kehrichthaufen herumzuwaten, in dem sich ein Rudel hungriger Hunde um alte Knochen, um einen abgerissenen Truthahnkopf oder um sonstigen, dem Geschmack des Menschen nicht zusagenden Fleischabfall beißen. Hin und wieder schlummert auch wohl unter dem welken Grün verstreuter Welschkohl- und Broccoliblätter der Kadaver einer Katze oder Ratte friedlich an der Brust eines ausgedienten Hundes — Alles Dinge, die einen Spaziergang durch die christlichste Stadt der Christenheit zu einer mühevollen Arbeit machen. Indeß — ländlich sittlich. Der Römer hat, wie alle Italiener, für dergleichen Kleinigkeiten keinen Sinn. Ihn stören weder todte Hunde und Katzen noch Haufen übelriechenden Unraths. Er sieht und riecht den Schmuz nicht und geht, wo er ihn findet, mit wahrhafter Virtuosität ihm aus dem Wege. Der Fremde thut klug diesem Beispiele nachzuahmen, seine feinen Sinne ein wenig abzustumpfen und des geistigen Genusses wegen sein allzu zart besaitetes Gefühl unter den

Gehorsam eines starken Willens zu zwingen. Einmaliger Versuch schon belohnt, fordert zu mehrfacher Wiederholung auf und trägt alsbald die köstlichsten Früchte.

Ich hatte auf meiner Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt doch bereits so viel von italienischen Sitten kennen gelernt, daß mich diese römischen Natürlichkeiten nicht mehr stören konnten. So stieg ich also wohlgemuth über die malerischen Schmuzellande und musterte Häuser und Menschen nach Herzenslust. Da gab es nun zu sehen, was bei uns in Deutschland weder der „Verstand der Verständigen," noch „in Einfalt ein kindlich Gemüth" sieht, es gab römisches Leben in römischem Rahmen.

Gleich in einer engen, meistentheils von Handwerkern bewohnten Straße ergözte mich ein allerliebstes Genrebild, das ich lange Zeit betrachtete, indem ich mich stellte, als bewundere ich die mancherlei alten Gemälde vor dem Laden eines Trödlers daneben. Ein Flickschuster hatte nach italienischer Sitte seinen wackligen Strohstuhl vor die offene Thür des Hauses gestellt und arbeitete lustig an einem Schuh. Neben ihm, ebenfalls auf der Gasse, saß ein wohlgenährter Priester mit glatten runden Backen, den glänzenden dreikrempigen Hut auf dem Kopfe, in schwarzem Rock, schwarzseidenen Beinkleidern und schwarzen Strümpfen. Dem einen Fuß fehlte der Schuh, und diesen Schuh versohlte der Schuster. Der vergnügt plau-

dernde Priester wiegte ein wunderhübsches Mädchen von etwa vier Jahren auf seinen Knieen, das freudig aufjauchzte und in die Händchen patschte. Ab und zu richtete der fromme Mann auch freundliche Worte an ein erwachsenes Mädchen, das halb beschattet in der Hausflur stand und sehr schön war. Glänzend schwarzes Haar, flammende große Augen von langen Wimpern überdeckt, ein Mund so streng, stolz und voll, als habe die Göttin der Liebe selbst dies reizende Geschenk dem armen Kinde zum Angebinde gegeben, und ein schlanker zarter Körper, leider von schmuziger Kleidung umhüllt — das waren die beneidenswerthen Besitzthümer dieser jungen Römerin. Der Priester küßte die Kleine auf den rosigen Mund und das schöne Mädchen neigte, schelmisch lächelnd und halb verschämt ihr feuchtes Auge senkend, den lockenumflatterten Kopf, um den Worten des Hochwürdigen zu lauschen, der Schuster aber nähte, daß es eine Lust war, ihm zuzusehen. Dabei unterhielt sich die halbe Straße aus Thüren und Fenstern herüber, hinüber und war mitten in Schmuz und Gestank seelenvergnügt.

Ich brauchte geraume Zeit, um mich durch das endlose Labyrinth krummer und enger Gäßchen hindurchzuwinden und dem fashionablen Stadtheile wieder näher zu kommen. Noch manchmal wurde ich während dieser Entdeckungsreise festgehalten von Volksgruppen, von singenden

Stimmen, von schwatzenden Mädchen, die in ihrer südlichen Lebendigkeit alle Glieder ihrer schönen Körper mitsprechen ließen. Auch Ueberreste alten Tempelschmucks, Stücke herrlich gearbeiteter Säulen, Gesimstrümmer, Treppenstufen, die mitten in die Wände oft sehr unansehnlicher Gebäude zwischen moderne dunkelrothe Ziegel eingemauert waren, fesselten mich wiederholt. Endlich kam ich in eine freiere Straße, wo besser gekleidete Menschen und das Vorüberrollen eines rothen Kardinalwagens mir die Nähe des Corso verriethen. Ueber die Dächer hoher Häuser herüber ragte die Spitze einer Säule, geschmückt mit der Statue irgend eines Heiligen. Mit beschleunigten Schritten eilte ich noch durch ein paar schmale Gassen, die in die Piazza Trajana mündeten. Da stand ich nun mitten in und auf dem geheiligten Boden altrömischer Trümmerwelt, am Forum Trajans, das unter allen Bauten der Kaiserzeit als das prachtvollste, größte, imposanteste bezeichnet wird. Aber welch ein Anblick! welche Zertrümmerung! welch verächtliches Beseitigen dieser für ewig untergegangenen Welt edlen Geschmacks und staunenswerther Kunst! Von dem Tempel Trajans, den Bibliotheken, der berühmten Basilika Ulpia, von Nero's und Hadrians Säulenhallen ist nichts mehr vorhanden als eine doppelte Reihe kurzer Säulenstümpfe, die aus thalartiger, mit einem Geländer umgebener Vertiefung heraussehen und

welche die gelehrten Forscher für Ueberreste der Basilika Ulpia ausgeben. Ragte nicht mitten aus diesem Wust granitener Trümmer der 195 Palmen hohe Schaft der Säule Trajans empor, so wäre man kaum versucht, auf dies entehrte Grab menschlicher Größe und Vergänglichkeit einen Blick zu werfen. Dies prachtvolle Monument aber, aus 34 Blöcken weißen Marmors erbaut und Trajan zu Ehren für die Eroberung Daciens im Jahre 112 nach Christus errichtet, fesselt immer und immer wieder. Schwarz geworden unter den Wettern der Jahrhunderte, gleich ihrer Schwester, der Antoninussäule, erzählt sie dem jungen Geschlecht die Großthaten seiner Urahnen in den kriegerischen Scenen, die des Bildners Meißel dem Marmor unvergänglich eingegraben hat. Aber der Römer von heut geht achtlos an diesem beredten Zeugen versunkener Größe vorüber. Gespanne breitgehörnter silbergrauer Stiere aus der Campagna, Esel, mit Körben beladen, in denen die beliebte Fenchelwurzel oder die graugrüne Blüthenrose des Broccolikrautes zu Schobern aufgethürmt ist, traben, von schmuzigen Treibern gestachelt, über den Marmorschutt der versunkenen Kaiserpracht. Der reinigende Besen fehlt auch hier, denn Unrath und Kehricht aller Art liegt in und auf den zersplitterten gigantischen Säulen, die man denn auch in derselben Unordnung herumliegen läßt, wie man sie aufgefunden haben mag.

Goethe's Wort: „Es war auf Alles gerechnet, nur auf den Unsinn der Verwüster nicht," drängte sich mir lebhaft auf bei Betrachtung dieser beispiellosen Zerstörung. Die Saracenenhorden Robert Guiscards müssen auch wirklich das Vernichtungswerk systematisch getrieben haben. Andere löbliche Vorgänger mögen wenig hinter ihnen zurückgeblieben sein; wenn man aber an diesen kolossalen Trümmern, diesen ellenstarken Monolithen vorübergeht, begreift man kaum, wie es menschlicher Kraft möglich wurde, solche Blöcke zu zerschlagen. Ohne künstliche Vorrichtungen, ohne Mauerbrecher oder ähnliche Zerstörungswerkzeuge läßt sich ein so gründlicher Umsturz, wie er hier geschehen ist, geradezu nicht denken, es müßte denn, worauf gar nichts hindeutet, ein Erdbeben den Barbaren gefällig zu Hülfe gekommen sein. Feuer allein vermag so Furchtbares nicht. Es hätte auch wenig Stoff gefunden, an dem es sich sättigen konnte. Nur dem Wahnsinn trunkener Eroberer, denen Pracht und architektonische Schönheit ein Greuel waren, bleibt die Ehre, eine Stadt von Tempeln und Foren, wie es auf Erden nie eine zweite gegeben, in ein staubaufwirbelndes Schuttfeld verwandelt zu haben.

Durch die Riesenwölbungen des sogenannten Friedenstempels, Trümmer der Basilika Constantins, auf der Stelle erbaut, wo früher der Friedenstempel stand, betrat

ich das Forum. Rechts lag das Capitol mit seinem Glockenthurm, darunter im vollen warmen Sonnenschein der Triumphbogen des Septimius Severus mit den auch in ihrer Vernichtung noch großartigen Säulen des Vespasianus- und Saturnustempels. Das Forum selbst, oder jener Raum, wo man sich das alte Forum Romanum denkt, war öde, still, verlassen. Eine doppelte Allee halb entblätterter Ulmen durchschneidet es der Länge nach von der Phokassäule bis zum einsam stehenden Triumphbogen des Titus. Es war Mittag vorüber, die Sonne lag heiß auf der breiten Fläche. Hie und da rauschte dumpf eine Marmorsäge oder klopfte der Hammer eines Stellmachers, die jetzt auf der alten Via sacra ihre Werkstätten haben.

Auf halb verfaultem Stroh, in grünlichem Sumpfboden lagen stolze Stiere und tückische Büffel mit feuerrollenden Augen, in ihre Joche gezwängt, wiederkäuend in der Sonne. Ich zählte deren an dreißig. Auf den Karren daneben saßen und lagen ihre Besitzer, Bauern aus der Campagna mit blauen Jacken, blauen kurzen Hosen, die um die Knie schlotterten, die zerissenen Strümpfe vom braunen Beine streifend und mit bedenklichen Mienen das in Italien nirgend verbotene Jagdrecht fleißig übend. Ein paar standen gelehnt an die stämmigen Nacken ihrer Thiere und spielten Mora. Sie schrieen, daß man sie oben auf dem Capitol hören mußte. Bettelmönche schlurf-

ten verdrossen über das alte Pflaster vom Titusbogen her nach dem Clivus Capitolinus, im kleinen Körbchen die Früchte ihres Sammelfleißes mit sich tragend. Man sah ihnen eben so wenig Noth als Sinn für den weltgeschichtlichen Ort an, den ihre Sandalen mit heilig-unheiligem Fuße berührten. Fettige schwarze Lederkäppchen schützten die große Tonsur gegen die schädliche Einwirkung der Herbstsonne.

Mit einem Gefühl unaussprechlichen Wehs und doch überschauert von süßem Entzücken setzte ich mich unter der dreitheiligen Wölbung des Friedenstempels auf ein herabgestürztes Mauerstück uud ließ meine Blicke auf die Geburtsstätte der Weltgeschichte schweifen. Es war Niemand in der Nähe, der mich in meinen Betrachtungen hätte stören können, denn die paar faulen Arbeiter, die langsam ihre Sägen durch die Marmorblöcke zogen, kümmerten sich mit keinem Blick um den Fremden, und die Bauern hatten zu viel mit sich selbst und ihrem Vieh zu thun, als daß sie noch etwas außer sich hätten beachten können. So durfte ich ungestört, nicht behelligt von dem albernen Geschwätz eines Cicerone, mich ganz versenken in's Alterthum, dessen heilige Schatten ich um mich auftauchen sah. Ich hörte das Rauschen der römischen Adler, die ihre goldenen Flügel schlugen, um dem Heere voran zu fliegen zur Eroberung der Welt. Ich sah die opfern-

den Priester an mir vorüberschweben, und schimmernde Züge gefeierter Triumphatoren, gefesselte Könige und Fürstinnen vor ihnen herschreitend, bedeckten endlos unter dem Jubelruf des Volkes die heilige Straße.

Gegen mir über lag der Palatin, jenes breite Hügelfeld, das einst die stolzesten Paläste der römischen Kaiser trug. Jetzt pflanzen römische Gärtner Artischoken auf ihren Trümmern, und wenn neugierige Fremde Einlaß begehren, betteln die Custoden, die Wächter dieser Kaisergräber, um einen Paolo. — Nur einen heißen Blick der Sehnsucht warf ich diesmal hinüber auf die versunkenen Paläste, über deren blühenden Trümmern die Geister ihrer ehemaligen Bewohner schweben. Ich mochte sie heut nicht betreten, jene welthistorischen Stätten, wo des Erhabenen und Entsetzlichen, des Großen und Gemeinen, des Heiligen und ewig Verfluchten mehr erdacht und verübt wurde, als auf jedem andern Fleck dieser Erde.

Wie ich nun so dasaß, beschäftigt, das ungeheure Bild großartigster Vergangenheit in mich aufzunehmen, klapperte eine blecherne Büchse neben mir. Ich glaubte, es sei einer der zahllosen blinden Bettler, die hier überall herumsitzen und, wenn sie die Nähe eines Menschen wittern, ihre Büchsen schütteln. Statt dessen erblickte ich beim Umwenden einen hochaufgerichteten Mann, mit weißer Tunika angethan, die um die Hüften ein Strick zusammen-

hielt. Sie reichte ihm herab bis auf die Füße, war aber doch nicht lang genug, um ein paar sehr moderne Stiefeln oder Schuhe von Glanzleder und feine schwarze Beinkleider mit Stegen zu verbergen. Ich mußte unwillkürlich an Mephistopheles denken. Indem klapperte der Mann nochmals mit seiner Büchse, an der ein Marienbild oder irgend eine andere Heilige gemalt war, und sah mich mit dunkelflammenden Augen an, die wie brennende Kohlen aus dem kreideweißen Ueberwurf funkelten, der ihm Kopf und Gesicht gänzlich verhüllte und in langem Zipfel unter dem Kinn endigte. Um die wunderliche Figur los zu werden, steckte ich eine Kleinigkeit in die vorgehaltene Büchse, worauf der Weiße stumm mit dem Kopfe nickte und mit schnellen Schritten gegen den Titusbogen fortschritt, unter dessen Wölbung so eben eine ganze Gesellschaft vornehmer Herren und Damen hervortrat. Später erfuhr ich, daß diese stummen Bettler zum Besten frommer Brüderschaften sammeln und nicht selten die edelsten Römer zu diesem wohlthätigen Zweck das Kleid der Demuth und Niedrigkeit anlegen.

Am südlichen Ende des Forums, das zwischen Palatin und dem höher gelegenen Esquilin ein Thal von ansehnlicher Länge bildet, vereinigen sich die Steinmassen der Kirche Santa Francesca Romana und die Ruinen des Tempels der Venus und Roma zu einer felsigen

Burg. Ueber beide hinweg sehen die euphenumrankten Mauerzinnen des Flavischen Amphitheaters, das wunderbare, an Größe und Macht alle andern Ueberreste des Alterthums weit überragende Zauberrund des Kolosseum. Ein unerklärliches Etwas hielt mich fern von diesem ehemaligen Tummelplatz römischer Lust; als scheue sich der Fuß, jene blutgetränkte Erde zu betreten, begnügte ich mich, am Triumphbogen des Eroberers von Jerusalem gelehnt, die verwüstete Stätte kaiserlicher Prachtspiele aus der Ferne zu betrachten. Es war so still, so todt wie auf einem Kirchhofe. Wohin man sieht, überall verstümmelte Säulen, zerbrochene Skulpturen, geborstene Tempelhallen! Mauern gleich verwitterten Felsen, im Gold der Sonne rothbraun glühend und sich in die grünen flatternden Gewänder zahlloser Schlinggewächse verbergend, sehen uns gespenstisch von allen Höhen und Hügeln an. So weit das Auge reicht, Alles ein unermeßlicher Grabesacker, besät mit grandiosen Trümmern, in denen hohe Lorbeeren wachsen, dunkle Cypressen säuseln und die Fächerkronen schlanker Palmen mit den lauen Lüften des heitern Himmels kosen.

Wen sollte so große versunkene Pracht nicht ergreifen? Mich packte der erste Eindruck des untergegangenen Rom wie ein Gespenst, dem ich entfliehen wollte und doch nicht konnte. Ich sträubte mich gegen seine gewaltige

Faust, ich rang mit der unsichtbaren Macht, deren Riesenkraft mich zittern machte, und mußte mich doch freiwillig ihr wieder in die Arme werfen. Wie Andere fühlen, ich weiß es nicht; mich aber überfiel eine solche Schwermuth, ein solcher Gram der Seele, daß ich kaum zu athmen vermochte. Der Geist des todten Rom, das rund um mich seine zerstückelten Riesenglieder vom ewig unwandelbaren Sonnenlicht bescheinen ließ, drückte mich nieder, und die kleinliche Erbärmlichkeit der Gegenwart, die neugierig auf diesen heiligen Gebeinen herumklettert, daran hämmert, mäkelt, gräbt und schaufelt, widerte mich an. — Und nun dies neue, christliche Rom hinter mir, das so lange Jahrhunderte die Welt beherrschte und die verloren gegangene Herrschaft täglich wieder zu gewinnen noch immer nicht aufgibt!

Es läutete in der weiten großen Stadt auf vielen Thürmen. Ernst und streng hallten die Glockenstimmen herauf über das Schilffeld des Circus Maximus, von dem nichts mehr übrig geblieben ist, als der große unsterbliche Name. Scharfe, gellende Stimmen zum Gebet rufender Glöcklein schallten dazwischen und wurden wieder übertönt von dem komischen Gebimmel anderer, die mit lustigem Schellengelärm den traurigen Ernst ihrer übrigen metallenen Geschwister zu übertäuben suchten.

Ich wandte mich der unter Glockenruf sich bückenden

Stadt wieder zu. Da sah ich wie eine lange braune Schlange mit goldnem Kopf einen endlosen Zug von Mönchen vom Capitol her über das Forum schreiten. Viele trugen brennende Kerzen in den Händen und stimmten während ihrer Wallfahrt von Zeit zu Zeit eine jener Litaneien an, deren Monotonie ganz geeignet ist, uns im Anfang Schrecken einzuflößen, später aber die Seele unter Schauern der Andacht in den ewigen Frieden des Nichtdenkens einzuwiegen. Eine Menge Volk schloß sich den Klosterbrüdern an. Die ganze Treppe zum Capitol hinauf, am Clivus vorüber, war bedeckt mit Gläubigen, mit Männern, Frauen und Kindern. Auch Fremde sah man der Wallfahrt folgen, die bedächtig das Forum überschritt und durch den Titusbogen hinunterzog in's Kolosseum. Nun erst erinnerte ich mich, daß es Freitag war, und an solchem meist eine Messe im Innern des Kolosseum von den Vätern Franziskanern auf Araceli abgehalten wird. Einige Landsleute, die ich fröhlich plaudernd dem Zuge Arm in Arm nachwandeln sah, hätten mich beinahe bestimmt, ein Gleiches zu thun; indeß ein Blick auf die strahlenden Wände des Riesenbaues genügte, diesem flüchtig aufzuckenden Gedanken nicht nachzugeben. Ich suchte ja die Arena, wo man Christen von wilden Bestien zerfleischen ließ, um Roms Adel und Volk zu erheitern, nicht ein Bethaus mit Kreuz und Weihrauchfaß.

So ließ ich denn die braune Schaar der Mönche mit dem zehnmal größeren Volkshaufen psalmensingend hinunterziehen in's alte Theater, während ich rückwärts der Stelle mich zuwandte, wo ehedem die Rostra standen. Man verlegt diese ungefähr auf die Mitte des Forum, zwischen der Kirche Santa Francesca Romana und dem capitolinischen Hügel. Die Kirche San Lorenzo in Miranda, das zerbrochene Tempelhaus, dem Antoninus und der Faustina, wie noch heut die wohlerhaltene Inschrift am Sims besagt, durch Senatsbeschluß errichtet, steht ihnen mit den prächtigen zehn Säulenschäften zur Seite. Diese Säulen aus einer Steinart, die man Cipollino heißt, würden den schönsten Anblick gewähren, hätte nicht der Ungeschmack frommer Christen die ärgerliche Barbarei begangen, mitten in sie hinein oder in den Raum, den sie umschließen, eine Kirche zu bauen, deren moderner Styl mit der einfach klaren, antiken Säulenhalle freilich im schreiendsten Misverhältniß steht. Leider hat man nur zu häufig Gelegenheit, dieser Verunstaltung antiker Trümmerreste in und um Rom zu begegnen. Es scheint, als habe sich die Christenheit mit dem frivolen Heidenthum und seiner verdammungswürdigen Nähe nur dadurch einigermaßen versühnen können, daß sie jeden nur irgend leidlich erhaltenen Tempelrest in Kirche oder Kapelle verwandelte. Mich dünkt aber doch, es hätte von richtige-

rem Kunstsinn gezeugt, wenn man das Alte vor willkürlicher Vernichtung möglichst zu schützen gesucht und die christlichen Betkapellen lieber neben als auf die Trümmer gebaut hätte.

Unvermerkt waren die Stunden vergangen, die Sonne senkte sich schon gegen den Cölius und die dunkelblauen Gebirge der Alba traten schärfer am lichtumflossenen Horizont hervor. Am Tempel des Vespasian vorüber erstieg ich auf nordwestlicher Seite das Capitol. Ich wollte auf seiner äußersten Spitze, dem Monte Caprino, die Sonne untergehen sehen. Außer den Trümmern des Tabulariums, auf denen jetzt der Palast der Senatoren mit seinem Thurm sich erhebt, ist von den alten Bauten des Capitols, dem Tempel des Jupiters, der Burg, dem Tempel der Juno Moneta keine Spur mehr zu entdecken. Auch den berühmten tarpejischen Fels zu finden und die kleine Höhe, die man dafür hinnehmen muß, als solchen anzuerkennen, fällt schwer und kostet einige Ueberwindung.

Auf dem Monte Caprino verdrängt das neue Rom jede Erinnerung an das alte. Ein freier, ziemlich geräumiger Platz ist kreuz und quer mit Wäschleinen überzogen und Wäsche versperrt fast immer den Weg, der nach dem letzten Hause, der Casa Tarpa, führt. Alte geschwätzige Weiber und ein Rudel halbnackter Kinder treiben hier Tag aus Tag ein ihr lautes Wesen, vergessen aber dabei, die Straße von Schmuz zu reinigen, der hier wie überall

an bewohnten und unbewohnten Orten der heiligen Stadt dem Pflaster ein mosaikartiges Ansehen gibt. Sonderbarerweise machten sich an diesem schmuzreichen, aber grasarmen Platze einige Gänse breit und beriethen sich, wie es schien, in ihrer räthselhaften Sprache über das Wohl und Wehe der Burg, die ihre heiligen Ahnen durch rechtzeitiges Geschrei gegen die anstürmenden Gallier so tapfer vertheidigt. Ich fühlte eine Art Ehrfurcht vor diesen capitolinischen Gänsen und ging ihnen mit wahrer Andacht, troz ihres ruppigen Aussehens, aus dem Wege.

Auf dem Monte Caprino hat sich eine ganze Kolonie Deutscher angesiedelt. Einer von diesen hatte die Gefälligkeit, mich in die Loggie des Hauses zu geleiten, von der aus man ganz Rom mit den es umgrenzenden Höhen, die weite Campagna, die blaue, mit weißen Städteperlen geschmückte Alba und das ferne purpurviolette Sabinergebirge mit seinen strahlenden Schnee- und Eiskronen überschauen kann. — Unter hohen Cactusstauden und breiten dunkeln Aloeschwertern sitzend, erwartete ich hier den Untergang der Sonne. Mir zu Füßen im Garten des preußischen Gesandten, der sich über die Abstürze des tarpejischen Felsens ausbreitet, glühten goldene Orangen in dunkeln Laubbehängen. Wild und fett wucherte überall an den lebendigen Laurestinus- und Myrthenhecken die strauchartige indianische Feige mit ihrene igroßen trübro-

then Früchteknollen. Wäldchen blühender Rosen bildeten natürliche Gänge und darunter im blauen Schatten weicher Dämmerung glitzerten hin und wieder die Goldfunken leuchtender Glühwürmer. Für Mitte November kam mir dies zauberhaft genug vor, und ich war in stillster Seele entzückt über ein so glückliches Klima.

Gegen Abend lagerten graugelbe Wolken am Horizont. Die niedersinkende Sonne verwandelte sie in flüssiges Gold, das in tausend Strahlenbächen sich nun über die Landschaft ergoß. Die todte Campagna, die man öde, traurig, fiebererregend schilt und ihr alle gehässigen Eigenschaften noch außerdem andichtet, schwamm in einem Meer goldenen Feuers, das brandend in dunkeln Schaumsäulen bis hinüber an die Füße der stolzen Gebirge schlug. Rauch wirbelte da und dort auf aus dem Flammenmeer und schwebte zerflatternd wie Adler mit rosigen Schwingen in die tiefblau glänzende Himmelskuppel hinauf, deren silberne Hieroglyphenschrift der Nacht schon in einzelnen magischen Zügen erkennbar ward. Dann mit einemmale fielen blauschwarze Schatten auf die Gebirge, aus denen nur in weißem Schmuck die Städte Frascati, Albano, Castel Gandolfo, noch lange leuchtend durch die Nebel der Campagna flimmerten. Nun begannen die Glocken des Ave Maria zu läuten nah und fern in der ewigen Stadt, um das Ende des Tages zu verkündigen. Die

Glockenstimmen, erst einzeln und schüchtern den preisenden Abendgesang anhebend, ließen von Sekunde zu Sekunde die hellen vollen Töne aus vollerer Brust erschallen, bis endlich alles weltliche Geräusch in dem Harmonienmeer eines mehr als tausendstimmigen Glockengeläutes verstummte. Dieses Läuten dauerte, bis das Zwielicht nächtlicher Dämmerung Platz gemacht, und der Himmel sein gesticktes Sternentuch wie einen Friedensmantel über die ewige Stadt schirmend ausgebreitet hatte. Mit dem Heranschreiten der Schatten beendigten die Glocken auch ihren Chorgesang. Erst verstummten die melancholischen Bässe, dann hauchten schwärmerische Tenore in wogenden Mollakkorden den Schmerz ihrer Seele aus, nun endlich riefen nur noch ein paar unschuldige Kinderlippen dem Gott der Welt in entzückendem Diskant ihre schon längst erhörten Bitten glaubensselig zu. Wie süß plätschernde Springbrunnen rauschten diese silbernen Glockenstimmen über das dunkle Chaos der Stadt, bis sich die Lichter in den Häusern entzündeten und die Straßen stiller und stiller wurden.

Auch das Forum lag getaucht in die Schatten der schnell heraufwandelnden Nacht. Im Funkeln des Himmels erkannte ich aber noch deutlich die gesprengten Wölbungen der Constantinischen Friedensbasilika, konnte ich noch die epheuumrankten Säulen des Vespasianustempels

und die Grazienſäulengruppe vom Saturnustempel erken- nen. Vereinſamt, ſchwarz und finſter, wie ein Brandmal, ſtand dort die Säule des Kaiſers Phokas, hinter der, ſchon von dichteren Schatten umwoben, noch der Titus- bogen herüberſchimmerte. Das hohe, finſtere Gemäuer des Koloſſeums ſchloß den Hintergrund, aus dem ſich jetzt erſchütternd dumpfe, unverſtändliche Geſangestöne hö- ren ließen, die eher Seufzern und Klagen Gefangener gli- chen, als anbetenden Lobgeſängen. Ein blaßer falber Schein flackernden Lichtes zitterte über dem ſchwarzen, gegen den dunkelblauen Himmel ſich ſcharf abzeichnenden Quaderſteinrund. Es war der Zug der Mönche, die von Neuem ihre Litaneien und Pſalmen anſtimmten und wie eine Schaar wiedererſtandener Märtyrer mit geſenkten Ker- zen herauf gegen das Forum wanderten.

Die Tiber trug das reizende Bild der Sterne, die ſich in ihren gelben Wellen ſpiegelten, geräuſchlos, immer wechſelnd und gaukelnd, dem Mittelmeere zu, als ich die hohe Warte verließ, um mich in das nächtliche Leben der Römer zu miſchen. Vom Tabularium her, wo es Ge- fängniſſe gibt, ſangen ein paar ſonore Stimmen prächtige Stanzen, die Muſik der Sprache mit dem Zauber des Geſanges verklärend. Marc Aurel auf ſeinem ehernen Roſſe ſah finſter hinab auf die dunkle Stadt und auf die breite Treppe, wo ſo lange Jahrhunderte nur ſtolze

Eroberer gebietend auf- und niederwandelten. Mich riefen im Hinabsteigen zerlumpte Weiber um Almosen an und ein blinder Bettler, mitten auf der Treppe sitzend, hob schüttelnd die Büchse, als er den Schall meiner Tritte hörte. Ich ließ einen Bajocco in die Blechkapsel des Greises fallen, der sich zitternd an seinem Stabe kaum aufrichten konnte. „O grazie, grazie, Eccellenza!" rief mir der Arme zu und haschte nach einem Zipfel meines Rockes, um ihn zu küssen. „Siete benedetta in eterno per la santissima Madonna! Felicissima notte!" — Ich hörte ihn noch sprechen und dazwischen abwechseln mit der Büchse klappern, als ich schon an den beiden ehernen Löwen vorüberging, die wachehaltend am Fuße der Treppe einander gegenüber liegen.

3.

Ein Kirchweihfest in Rom, und nun gar erst die Kirchweih von Sanct Peter denken wir uns über alle Begriffe erhaben. Wir meinen, der ganze imponirende Herz und Sinne berückende Pomp der katholischen Kirche müsse dabei in größter Pracht entfaltet werden, und der Stellvertreter Christi selbst werde erscheinen, umgeben von jenem Nimbus irdischer Herrlichkeit, der es auf dieser unvollkommenen Welt allein möglich ist, selbst ein an sich

heiliges Haupt vor dem scharfen Spott der Menschen zu schützen.

Die Peterskirche wurde in ihrer jetzigen Gestalt am 18. November 1626 feierlich eingeweiht. Damals war ihr Bau als vollendet zu betrachten, obwohl noch heutigen Tages, und vielleicht jetzt mehr als früher, daran herumgebosselt wird. Betragen doch die jährlichen Ausbesserungskosten dieses gigantischen Baues gegen 45,000 Thaler. Die Gesammtkosten des bloßen Auf- und Ausbaues beliefen sich im erwähnten Einweihungsjahre auf die ungeheure Summe von 67,000,000 Thalern und etwas darüber, und dabei war gar nicht veranschlagt, was außerdem noch das Einreißen eines Glockenthurmes und der alten Basilika, so wie die Ausgaben für Modelle ꝛc. kosteten.

Es ist Sitte in Rom, den Festtag jedes Heiligen und jeder Heiligen der gläubigen Bevölkerung durch eine ansehnliche Anzahl Kanonenschüsse von der Engelsburg zu verkündigen. Ich hatte zur Kirchweih Sanct Peters wenigstens ein ähnliches kriegerisches Freudenfeuer erwartet, man schoß aber keinen Böller ab; nur in der Kathedrale selbst, hieß es, sei großes Hochamt, der Papst mit allen Kardinälen und Bischöfen wohne demselben bei und Gesänge von wunderbar ergreifender Zaubergewalt würden, von unsichtbaren Lippen angestimmt, die erhabenen

Hallen durchbrausen. Dies war genug, um bei Zeiten gerüstet zu sein zur Wallfahrt nach Sanct Peters hohem Dom.

Gegen zehn Uhr sollte das Hochamt beginnen und schon nach neun Uhr war die lange Straße, welche in ziemlich gerader Richtung vom Corso nach der Engelsbrücke führt, mit einer langen Reihe mehr oder minder eleganter Wagen und mit Fiakerkutschen dicht bedeckt. Die purpurrothen Staatskarossen der Kardinäle, mit drei bis vier allzureich gallonirten Bedienten hinten auf, die wohlgenährten, in rothem Geschirr steckenden Rosse mit rothen Federbüschen geschmückt, stellten natürlich alle übrigen Equipagen in Schatten und fuhren jeder vor. Hätte sich aber auch die Zahl der Wagen noch um das Zwanzigfache vermehrt, es würde dennoch in den ungeheuren Hallen des erhabenen Tempels für eine ungleich größere Anzahl Gläubiger und Neugieriger übergenug Raum gewesen sein.

Wo sich der Papst zeigt, kann seine Leibwache, die Schweizergarde, nicht fehlen. Sie schritt auch diesmal in ihrer alten, etwas harlekinmäßigen Tracht, blanke Hellebarden nicht alle von gleicher Größe tragend und fast modern geformte Hüte mit blutrother, gekrümmt niederwärts hängender Feder als Kopfbedeckung, dem heiligen Vater und nachfolgendem Klerus in mäßiger Anzahl voraus, bil-

dete dann Spalier und schützte die Kapelle, wo das Hochamt gehalten werden sollte, gegen das Eindringen der Tausende, die alle gekommen waren, um den heiligen Vater zu sehen.

Der Gesang der Castraten war in der That ausgezeichnet und konnte, namentlich in einiger Entfernung, wo er in dem unermeßlichen Bau vom Himmel selbst herab zu tönen schien, auch Nichtkatholiken zu hoher Andacht stimmen. Mich störte nur das Einfallen der Orgel bei längeren Pausen, weil alsdann der sehr gewandte Organist immer ein Stück aus irgend einer beliebten Oper oder gar einen Straußischen oder Lannerschen Walzer herunterorgelte. Das Hochamt war nur in so fern von mächtigerem Eindrucke, als Bischöfe und andere hohe Geistliche statt der gewöhnlichen Chorknaben dabei fungirten und der gesammte Klerus im strahlenden Festgewande die engere und eigentliche Zuhörerschaar bildete, denn die Kapelle selbst durfte kein Laie betreten.

Es wollte mir nicht gefallen, daß der fungirende Bischof auf einem Lehnstuhle neben dem Altar saß, den greisen Scheitel mit goldglänzender Bischofsmütze bedeckt. Sollten die Funktionen am Altar beginnen, so traten zwei Chorherren, oder wer die Leute sonst sein mochten, an den Lehnstuhl, der eine nahm dem Bischof die Mütze ab und klappte sie zusammen, das nun fast kahle Haupt des alten

Mannes mit einem Käppchen bedeckend, der Andere unterstützte den Greis, hielt ihm die Meß- und Evangelienbücher vor und führte ihn wieder zurück an den Sessel, worauf der Erste mit der Mütze gleich wieder bei der Hand war und sie dem alten Mann aufsetzte. Dieser Mützen- und Käppchentausch wiederholte sich sehr oft und der Papst nebst Kardinälen und Bischöfen saßen ziemlich regungslos dabei. Als im Augenblicke der Verwandlung alle ohne Ansehen der Person sich niederwarfen, vom wachhabenden Schweizer mit seiner Hellebarde bis zum Papst hinauf, da durchbebte mich der Hauch der Andacht und ich kam mir wirklich selbst recht gottlos vor, daß ich nach meiner Ueberzeugung nicht mit niederknieen und Theil haben konnte an dem heiligenden und geheiligten Momente. Hätten nicht so viele Tausende aus allerlei Volk um mich herumgestanden, die gleich mir von Ketzerei vergiftet waren, ich wäre sicher vor dem erscheinenden Gott mit in die Knie gesunken.

Nach beendigtem Hochamt verließ der Klerus die Kapelle, ihm voraus der Papst, um vor dem Grabe Petri niederkniend zu beten. Gregor XVI. schritt trotz seiner achtzig Jahre noch recht rüstig einher. Seine hohe imponirende Gestalt hat die Last des Alters nur wenig gekrümmt, und seinem scharfen hellen Auge sieht man es an, daß es das Licht eines klugen Geistes ausstrahlt. Un-

dete dann Spalier und schützte die Kapelle, wo das Hochamt gehalten werden sollte, gegen das Eindringen der Tausende, die alle gekommen waren, um den heiligen Vater zu sehen.

Der Gesang der Castraten war in der That ausgezeichnet und konnte, namentlich in einiger Entfernung, wo er in dem unermeßlichen Bau vom Himmel selbst herab zu tönen schien, auch Nichtkatholiken zu hoher Andacht stimmen. Mich störte nur das Einfallen der Orgel bei längeren Pausen, weil alsdann der sehr gewandte Organist immer ein Stück aus irgend einer beliebten Oper oder gar einen Straußischen oder Lannerschen Walzer herunterorgelte. Das Hochamt war nur in so fern von mächtigerem Eindrucke, als Bischöfe und andere hohe Geistliche statt der gewöhnlichen Chorknaben dabei fungirten und der gesammte Klerus im strahlenden Festgewande die engere und eigentliche Zuhörerschaar bildete, denn die Kapelle selbst durfte kein Laie betreten.

Es wollte mir nicht gefallen, daß der fungirende Bischof auf einem Lehnstuhle neben dem Altar saß, den greisen Scheitel mit goldglänzender Bischofsmütze bedeckt. Sollten die Funktionen am Altar beginnen, so traten zwei Chorherren, oder wer die Leute sonst sein mochten, an den Lehnstuhl, der eine nahm dem Bischof die Mütze ab und klappte sie zusammen, das nun fast kahle Haupt des alten

Mannes mit einem Käppchen bedeckend, der Andere unterstützte den Greis, hielt ihm die Meß- und Evangelienbücher vor und führte ihn wieder zurück an den Sessel, worauf der Erste mit der Mütze gleich wieder bei der Hand war und sie dem alten Mann aufsetzte. Dieser Mützen- und Käppchentausch wiederholte sich sehr oft und der Papst nebst Kardinälen und Bischöfen saßen ziemlich regungslos dabei. Als im Augenblicke der Verwandlung alle ohne Ansehen der Person sich niederwarfen, vom wachhabenden Schweizer mit seiner Hellebarde bis zum Papst hinauf, da durchbebte mich der Hauch der Andacht und ich kam mir wirklich selbst recht gottlos vor, daß ich nach meiner Ueberzeugung nicht mit niederknieen und Theil haben konnte an dem heiligenden und geheiligten Momente. Hätten nicht so viele Tausende aus allerlei Volk um mich herumgestanden, die gleich mir von Ketzerei vergiftet waren, ich wäre sicher vor dem erscheinenden Gott mit in die Knie gesunken.

Nach beendigtem Hochamt verließ der Klerus die Kapelle, ihm voraus der Papst, um vor dem Grabe Petri niederkniend zu beten. Gregor XVI. schritt trotz seiner achtzig Jahre noch recht rüstig einher. Seine hohe imponirende Gestalt hat die Last des Alters nur wenig gekrümmt, und seinem scharfen hellen Auge sieht man es an, daß es das Licht eines klugen Geistes ausstrahlt. Un-

geduldig, heftig, geräuschvoll wälzte sich der Menschenstrom, so Gläubige wie Ungläubige, dem schimmernden Priesterzuge nach, denn Jeder wollte dem Oberhaupt der Kirche so nahe wie möglich sein. Kaum vermochten die Schweizer der übermächtigen Menge zu wehren. Da man jedoch darauf sah, daß die Fremden den Vortritt vor der gläubigen Christenheit erhielten, wenigstens in so fern diese den Anforderungen anständiger und feiner Kleidertracht nicht entsprach, so verlief alles ohne weitere Störung.

Gregor XVI. kniete lange auf purpurnem Kissen vor den goldenen Blätterkelchen an Sanct Peters Grab, mit gesenktem Haupt, das ein weißseidenes Käppchen bedeckte, sein Gebet sprechend. Hinter ihm in langen Reihen lagen Kardinäle, Bischöfe, Chorherren, Hauptleute und Offiziere der Nobelgarde ebenfalls auf den Knieen, um Theil zu haben und zu nehmen an dem Gebet des heiligen Vaters. Nach geraumer Zeit tupfte behutsam der Finger eines Kardinals leise mahnend an die Schulter des Betenden. Dieser schlug ein dreifaches Kreuz über sich, stand auf und wandte sich zum Gehen. Seinem Beispiel folgten Klerus und Militär, während wir Zuschauer dem Menschenstrome uns anschlossen, der in lebendiger Welle um den Pfeiler zusammenfloß, wo die eherne Statue des Apostels mit vorgestrecktem Fuß und erhobenem Schlüssel seit Jahrhunderten auf die Schaar seiner Verehrer herabsieht.

Dahin bewegte sich jetzt gemessenen Schrittes der heilige Vater, beugte sein Haupt unter den Fuß des ehernen Apostels, drückte dann in heißem Kuß seine Lippe auf die metallene Zehe der Statue und verschwand, umgeben von Priestern und Schweizerhellebardieren, in der nächst gelegenen Kapelle. — Nie werde ich es vergeßen, was ich nun mit ansehen mußte. Die Demüthigung hoher und niedriger Priester, vorweg die purpurumflossenen Fürsten der Kirche, unter den Fuß Petri wollte kein Ende nehmen, ja ich glaube, die Zehe des Apostels ist heiß geworden von den vielen Küssen, die sie empfing, und von dem Druck des Seidentuches, womit nach jedem Kusse ein Priester das Metall wieder abrieb. Es dauerte lange, ehe ein Jeder seinem Herzensdrange oder der kirchlichen Vorschrift genügen konnte; als aber doch endlich der letzte Priester von der Begleitung des Papstes seinen Mund auf den Fuß des Apostels gelegt hatte, drängte die Menge der Gläubigen mit leidenschaftlichem Eifer dahin, wo noch vor Kurzem der Statthalter Christi auf Erden gekniet hatte. Ich sah, wie vornehme Frauen und reizende Mädchen neben Abruzzischen Bauern in rauher Ziegenpelzjacke niederstürzten auf die Fliesen und diese an ihren Busen drückten. Ich hörte ihr lispelndes Gebet, ihr Schluchzen religiösen Entzückens. Mit einer Inbrunst, als gelte es Christum selbst zu umfangen, wälzte sich der bunte Men-

schenstrom, jetzt ein Knäuel verschiedenartigster Nationalitäten und buntester Trachten, nach der kalten schwarzen Statue des Apostels, um sich Mund und Haupt durch Berührung derselben zu weihen.

Der Anblick dieses Schauspiels — denn ein Schauspiel muß ich es nennen — erfüllte mich mit unheimlichen Empfindungen, die all der Glanz nicht wieder verscheuchen konnte, von dem ich mich umflossen sah. Vor Kurzem noch festlich gestimmt, ja, in allen Herzenstiefen ergriffen von dem Außerordentlichen und Gewaltigen, das diese melodischen Akkorde unsichtbarer Sänger beseelt und so viele Tausende aus den verschiedensten Volksklassen in den Staub wirft, überlief es mich jetzt kalt und ich glaubte mich wirklich unter Götzendiener in modernen Kleidern versetzt. Denn was hier geübt wurde, das war nicht mehr Anbetung des Höchsten, das war, will man entschuldigende Ausdrücke dafür gebrauchen, höchstens eine Verirrung aufgeregter Gefühle, ein süßes, träumerisches, unklares Schwärmen verzückter Seelen zu nennen.

Mein protestantisches Bewußtsein sträubte sich vor solcher Gottanbetung. Es ward mir weh und unheimlich unter diesem übergläubigen Volk, und da ich mir sagen mußte, daß ich es nie dahin bringen würde, solchem Unwesen Geschmack abzugewinnen, so eilte ich den Ausgangspforten zu, um in der freien Natur das beengende und

beängstigende Gefühl los zu werden, das mein bloßer Wille nicht besiegen konnte.

Es ist leider wahr und ich habe es schon mehrfach in vielen Kirchen Roms bestätigt gefunden, daß alles eigentlich gottesdienstliche Element im Katholicismus sich auf ceremoniöses Wesen und anderes der einfachen Verehrung des Herrn in Geist und Wahrheit gänzlich fremdes Beiwerk reducirt! Hier in Rom, wo die Kunst-kluger Priester dies ceremoniöse Flitterwesen mit bewunderswürdigem Takt auf die äußerste Spitze getrieben hat, wo aber auch die lebhafte Sinnlichkeit und die excentrische Phantasie des Volkes solchen Tand mit heißer Hingebung ergreift, mögen Viele eine Art Poesie in solcher Form des Gottesdienstes finden und damit eine derartige Aus- und Fortbildung desselben für gerechtfertigt halten. Traurig aber bleibt es doch immer, daß man dem groben vielleicht wirklich vorhandenen sinnlichen Bedürfniß der rohen Masse den ganzen schönen, so unendlich klaren und lautern Kern der Christuslehre, mithin alles eigentlich Christliche, das Wesen der gesammten Christusreligion zum Opfer brachte, und doch die freche Stirn hatte, die wunderlich aufgeputzte strahlende Wunderpuppe, die man auf den Altar erhob, für jenen am Kreuz gestorbenen Welterlöser auszugeben! Der besonnene Nordländer, der selten gern lange an „schalem Zeuge klebt", wird sich nie mit

dieser römisch-katholischen Gottesverehrung befreunden können und als denkender Mensch lieber totalen Unglauben dem blinden Glauben an solchen glänzenden Wahnwitz vorziehen! Gefoltert und verfolgt von solchen Gedanken stürzte ich mich in das Gewühl der belebten Stadt, deren bunte Gruppen zum Glück die Kraft besaßen, mich das Kirchweihfest in Sanct Peter vergessen zu lassen.

4.

Es gibt Leute, welche behaupten, Rom habe eine schlechte, uninteressante Lage. Mit welchen Augen solche die Gegend betrachten, ist schwer zu begreifen. Was mich betrifft, so finde ich, daß Roms Umgebungen zu den schönsten gehören, die eine große Stadt sich wünschen kann. Man wird davon überzeugt bei Ausflügen in nahe und ferne Umgegend, wozu jeder Tag lockt, da es der malerischen und historisch bedeutenden Punkte rund um die Stadt eine zahllose Menge gibt. Ich ging dieser Tage mit einigen Bekannten nach dem Monte Mario, der etwa zwei Miglien von der Stadt gegen Norden am feldergrünen Strand der Tiber sich erhebt. Eine schöne leuchtende Villa, Villa Madama, von Cypressen umrauscht, von breiten Pinienschirmen gedeckt, blickt von seinem Schei-

tel auf Stadt und Campagna herab, die in weit geschwungenem Kreise Rom wie ein Zauberreif umspannt.

Ueber den Petersplatz durch die Porta Angelica führt ein bequemer Fahrweg in mehrfachen Krümmungen den Berg hinan, an Vignen und Gärten vorüber, die von arbeitenden Menschen belebt sind. Das Auge ist immer beschäftigt auf solchen Spaziergängen, denn nirgends mangelt es auf Wegen und Stegen an unterhaltenden, und will man gerecht sein, im Grunde stets erheiternden Bildern. Eine Reihe zweiräderige Karren, jeder nur mit einem Pferde bespannt, ziehen im langsamen Trott der Stadt entgegen. Die Köpfe der Pferde sind mit Hahnenfederbüschen verziert, Schellen und Klingeln hängen am Geschirr, und unter dem liederlich ausgespannten Schirmdach aus ungegerbtem Kalb- oder Schaffell, das sehr locker an einen rohen Baumast befestigt wird, sitzt der Wagenlenker auf Weinfässern oder sonstigem Geräth. Es sind fast immer kräftige, derbe Männer von Mittelgröße, mit braunem Gesicht, starkem glänzendem, natürlich gelocktem Haar und schwarzen blitzenden Augen. Kurze Sammetjacke, kurze Hosen von gleichem Stoff, eine bunte oder einfarbige Schärpe um die Hüften gewunden, Strümpfe und Schuhe, über die häufig die starke Lederkamasche, welche das Bein gegen Distelstich und Schlangenbiß schützt, geschnallt wird, ein breiter spitziger, auf

einer Seite steil aufgekrempter Hut keck auf dem wirren Lockenkopf, stehen ihnen vortrefflich. Sie bringen Wein, Gemüse und sonstige Bedürfnisse nach Rom. Oder es begegnen einem ganze Truppen schwer bepackter Maulthiere, zu beiden Seiten an hohen Sätteln Säcke mit Mehl, mit Kalk, oder langfortschleppende Lorbeerreißigbündel tragend. Ihr Treiber zu Roß, mit lanzenartigem Stock vor sich auf dem Sattelknopf, den braunen oder blauen Mantel über die linke Schulter geworfen, sieht so kühn und ritterlich aus, daß man bei jedesmaliger Begegnung solcher nationalrömischer Gestalten immer von Neuem seine Freude daran hat. Am meisten Vergnügen aber machen mir die schönen schlanken Mädchen in ihrer geschmackvollen Tracht, die an Werkeltagen nur der Reinlichkeit entbehrt, um schön zu sein. Sie schreiten alle stolz und hoch einher wie Halbgöttinnen, und beherrschen mit ihren großen dunkeln Gluthaugen und dem ernsten Wurf der üppigen Lippen den Begegnenden.

Die Sitte, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, hat unstreitig den meisten Antheil an dem wirklich majestätischen Gange der Landmädchen um Rom. Es sieht freilich nicht Alles, was sie auf solche Art tragen, gut aus, und ich wünschte wohl manchmal, sie überließen das Eine oder Andere weniger zarten Händen; wenn sie aber vom Brunnen kommen und die antik geformten, he-

truriſchen Vaſen ähnelnden Waſſerkrüge auf dem Haupte tragen und nur den linken aufgehobenen Arm am Henkel des Kruges, den rechten feſt in die Seite geſtemmt, langſam die Marmorſtiegen der Häuſer hinaufwandeln, wird man in der That verſucht, ihnen nachzugehen, um nur den herrlichen Anblick recht lange genießen zu können. Das ärmſte, niedrigſte Landmädchen aus Roms Umgegend hat mehr natürlichen Anſtand und im Gange größere Würde, im Blick gebietendere Majeſtät, als die meiſten unſerer vornehmen, in koſtbaren Seidengewändern einherrauſchenden Damen.

Die blaue Himmelskuppel wölbte ſich ſonnendurchglüht über unſern Häuptern und ſtützte ihren flimmernden Rand auf die phantaſtiſch ausgemeißelten Eiskapitäle des Apennin und der Abruzzen, die hinter dem blauen Wellendamm der Sabiner Gebirge heraufblitzten. Fröhliche Lerchen ſchwebten ſingend über Saaten und Schilffeldern, und Schmetterlinge wiegten ſich auf Halmen und Gräſern. Im langſamen Aufſteigen gewann das Land unter uns mit jeder Minute an maleriſchem Reiz, an hiſtoriſchem Zauber.

Der Monte Mario, vor Roms Begründung der heilige Tempelberg einer etruskiſchen Stadt, gehörte in ſpäteren Jahrhunderten dem edlen Cincinnatus. Hier am Fuße des fruchtbaren Hügels, auf jenen geſegneten Wieſen baute der geweſene Diktator ſeinen Kohl, beſtellte er

einer Seite steil aufgekrempter Hut keck auf dem wirren Lockenkopf, stehen ihnen vortrefflich. Sie bringen Wein, Gemüse und sonstige Bedürfnisse nach Rom. Oder es begegnen einem ganze Truppen schwer bepackter Maulthiere, zu beiden Seiten an hohen Sätteln Säcke mit Mehl, mit Kalk, oder langfortschleppende Lorbeerreißigbündel tragend. Ihr Treiber zu Roß, mit lanzenartigem Stock vor sich auf dem Sattelknopf, den braunen oder blauen Mantel über die linke Schulter geworfen, sieht so kühn und ritterlich aus, daß man bei jedesmaliger Begegnung solcher nationalrömischer Gestalten immer von Neuem seine Freude daran hat. Am meisten Vergnügen aber machen mir die schönen schlanken Mädchen in ihrer geschmackvollen Tracht, die an Werkeltagen nur der Reinlichkeit entbehrt, um schön zu sein. Sie schreiten alle stolz und hoch einher wie Halbgöttinnen, und beherrschen mit ihren großen dunkeln Gluthaugen und dem ernsten Wurf der üppigen Lippen den Begegnenden.

Die Sitte, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, hat unstreitig den meisten Antheil an dem wirklich majestätischen Gange der Landmädchen um Rom. Es sieht freilich nicht Alles, was sie auf solche Art tragen, gut aus, und ich wünschte wohl manchmal, sie überließen das Eine oder Andere weniger zarten Händen; wenn sie aber vom Brunnen kommen und die antik geformten, he-

trurischen Vasen ähnelnden Wasserkrüge auf dem Haupte tragen und nur den linken aufgehobenen Arm am Henkel des Kruges, den rechten fest in die Seite gestemmt, langsam die Marmorstiegen der Häuser hinaufwandeln, wird man in der That versucht, ihnen nachzugehen, um nur den herrlichen Anblick recht lange geniessen zu können. Das ärmste, niedrigste Landmädchen aus Roms Umgegend hat mehr natürlichen Anstand und im Gange größere Würde, im Blick gebietendere Majestät, als die meisten unserer vornehmen, in kostbaren Seidengewändern einherrauschenden Damen.

Die blaue Himmelskuppel wölbte sich sonnendurchglüht über unsern Häuptern und stützte ihren flimmernden Rand auf die phantastisch ausgemeißelten Eiskapitäle des Apennin und der Abruzzen, die hinter dem blauen Wellendamm der Sabiner Gebirge heraufblitzten. Fröhliche Lerchen schwebten singend über Saaten und Schilffeldern, und Schmetterlinge wiegten sich auf Halmen und Gräsern. Im langsamen Aussteigen gewann das Land unter uns mit jeder Minute an malerischem Reiz, an historischem Zauber.

Der Monte Mario, vor Roms Begründung der heilige Tempelberg einer etruskischen Stadt, gehörte in späteren Jahrhunderten dem edlen Cincinnatus. Hier am Fuße des fruchtbaren Hügels, auf jenen gesegneten Wiesen baute der gewesene Diktator seinen Kohl, bestellte er

mit seinen Stieren den Acker, von dessen Ertrage er lebte. Und dort auf einem jener Felder, von rauschenden Zuflüssen der gelben Tiber bewässert, war es, wo der zürnende Held die flehentlich bittenden Patrizier am Pflug gelehnt empfing, als sie, der wachsenden Macht der Samniten und den empörenden Forderungen der Plebejer die Spitze zu bieten, sich an den Gekränkten wendeten, den einzigen Retter in der Noth.

Später unter den Kaisern pflegten die heimkehrenden Sieger auf dieser sonnenhellen Höhe anzuhalten, um von ihr aus mit den gleich Opferthieren aufgeputzten Gefangenen den imponirenden Triumphzug nach der weltbeherrschenden Stadt zu beginnen. Und wahrlich, ein schönerer Punkt für solchen Zweck war weit und breit um Rom nicht zu finden! Unmittelbar am Fuß der bewaldeten Hügelgruppe die fruchtbare Ebene, durchschlängelt vom Gewässer der Tiber; darüber hinaus die damals mit Villen, Gärten, Grabmälern und Aquädukten besäete Campagna, umsäumt auf einer Seite von dem blauen, mit weißen Städten gestickten Gürtel der Berge Alba's, auf der andern von den mächtigeren Felsengebirgen des Sabinerlandes; und mitten im Schooß dieser nie schwindenden Herrlichkeit die unermeßliche Tempelstadt, im Schatten ihrer Säulenwälder ruhend. Bei solchem Anblick mußte dem stolzen Sieger das Herz höher klopfen im Gefühl

der Allmacht und Größe seines Volkes, und die besiegten Könige und Feldherrn mußten zerknirscht niedersinken in den Staub und willenlos ihre Häupter unter das Joch beugen, das man ihnen aufzulegen für gut finden würde. In noch späteren Tagen endlich, als Papst- und Kaiserthum im Angesichte der ganzen Welt um die Oberherrschaft rangen, erschien der gefürchtete Barbarossa auf dem Monte Mario, ließ seinen Adlerblick über die Stadt schweifen und beschloß, über sie und ihre Bewohner auf seinem Gipfel Gericht zu halten. Von ihm hat auch der Berg seinen neuen Namen Monte Malleo erhalten, der freilich im Laufe der Zeit durch Aenderung weniger Buchstaben eine nochmalige Taufe erfahren mußte."

Wir gingen an der Villa vorüber, überschritten die Bergeshöhe und wandten uns dann rechts nach einem schmalen Fahrwege, der an Lorbeerzäunen vorbei in die Campagna hineinführte. Links und rechts lagen vereinzelte Wohnungen abgeschlossen in ihren Vignen gegen den Verkehr mit der Welt. Wir blickten weit hinein in das Hügel- und Gräberland der geheimnißvollen Campagna, umschlossen von den Felsenwänden des schroffen Apennin, dessen scharfe Linien am grünlichblauen Himmel wunderbar deutlich hervortraten. Einsam, groß, massenhaft, von der Sonne vergoldet, ragte der Soracte über das ausgestorbene Gräberfeld, und während das mächtige Ge-

stirn hinter den Höhen des Janiculus hinuntersank, uns selbst und die Gegend in jene farbige Dämmerung hüllend, die nur dem Süden eigen ist, leuchtete sein Gipfel und die Schneekronen der Abruzzen wie eine Reihe flammender Fackeln noch lange über die braune, todte, altrömische Welt.

Man spricht immer von der öden, traurigen, todten Campagna und man hat Recht. Nirgend wie in der unmittelbaren Umgebung Roms habe ich gleichsam das unheimliche Rauschen einer Vergangenheit, die nun ein großer Weltfriedhof geworden ist, tiefer empfunden. Nicht bloß des Abends und in der Nacht, auch am Tage ist die Campagna todt. Es herrscht ein Schweigen in diesem fast unbewohnten, unbebauten, mit Trümmern, Höhlen, Gräbern, Schluchten und Steinbrüchen besäeten Landstrich, das man nirgend anderswo wiederfindet. Und was Einem darin begegnet, es ist Alles so neu, so eigenthümlich, und doch wieder so alt und ewig, als sei das ganze Land bezaubert und diese Gestalten alle, die Gräser, Steine und Bäume verwandelte, nur auf einige Stunden zu schattenhaftem Scheinleben berufene Gegenstände einer Zeit, über welche die Sonne eines andern Jahrtausends auf- und unterging.

So im Abenddämmerungsdunst der versunkenen Stadt auf weitem Umwege zuwandernd, sahen wir die Landschaft all ihre Reize enthüllen, gleich einer Schönen, die sich unbelauscht glaubt. Wie ein buntfarbiges Meer, von

Flammen durchleuchtet, rollten die wechselndsten Lichter und Schatten über Thal, Hügel, Campagna und Gebirge. Aus weiter Ferne über die Thalsenkung der Tiber hallte das Glockenlauten des Ave Maria von der Stadt her. Hundegebell und Heerdenglocken klangen grell dazwischen und hinter dem verwitterten Stamm einer alten Immergrüneiche sang ein Hirt sein monotones Abendlied.

Wir traten jetzt aus einem Hohlweg, den auf beiden Seiten Lorbeerbäume einfaßten. Ihre glänzenden dunkeln Blätter bewegte ein leiser Wind im schimmernden Dunst, der nebelartig über der träumenden Erde zitterte. Vor uns lag ein Zaun wild verschlungener indianischer Feigen, der uns bis an die Schultern reichte. Hinter diesem senkte sich die Gegend sanft thalabwärts. Ein breiter saftiger Wiesengrund lag still zwischen weich gerundeten Hügeln, die hüben und drüben ein dichter Wald säuselnder Immergrüneichen beschattete. Der goldene Abenddunst der Luft, der vom westlichen Himmel herausleuchtete, stand noch an der einen Seite des Thales und ließ uns bei der großen Durchsichtigkeit der reinen Luft jeden Gegenstand deutlich erkennen. Schwarze und weiße Rosse in großer Menge weideten auf dem feurigen Grün des Grundes, wieherten jubelnd und tummelten sich zügellos in heiterer Freiheit. Das langsam erlöschende blaßrothe Abendlicht beschien die springenden Thiere, die jetzt ein paar

herangaloppirende Wächter mit geschwungenen Stäben und unter eigenthümlichen Ausrufen zusammen und nach ihren Hürden trieben. Am äußersten Ende des Thales aber, in der sich ausweitenden Landschaft blitzte der trübgelbe Spiegel der Tiber aus laubiger Ufereinfassung, und darüber im vollen Brand der Abendröthe stand Ponte Molle mit seinen stolzen welthistorischen Bogen. Das also war die Stätte, wo nach endlosen Wirren, nach blutigen Kämpfen und dämonischen Greueln zum erstenmale das Zeichen des Kreuzes in offener furchtbarer Feldschlacht über das in sich selbst zusammenbrechende Heidenthum siegte! Dort führte der große Constantin seine begeisterten Schaaren den Reihen der Feinde entgegen, und derselbe Bogen, über den heut lustige Künstler und stumme Priester wandeln, erzitterte damals unter den Streitrossen des anstürmenden Christenheeres.

Die schnell hereinbrechende Dämmerung trieb uns zu größerer Eile. Wir hatten, über Zäune kletternd und Vignen kreuzend, zwar nicht die Richtung, aber doch den Weg verloren, und die Umgegend Roms ist der Sicherheit wegen nicht gerade berühmt. Ein enger, von den letzten Gewittergüssen abscheulich zerissener Hohlweg, den man nach italienischer Sitte möglichst unvollkommen mit weicher Erde und abgehauenen Lorbeergezweig ausgebessert hatte, diente uns zur Richtschnur. Diese Wege mit ihren

zahllosen überhängenden Wänden und dichter Epheuumrankung sind ganz dazu geschaffen, räuberischem Gesindel zum Versteck zu dienen. Ueberdies sind sie gewöhnlich so schmal, daß eben nur ein zweirädriger Karren sie befahren kann und Begegnende einander Brust an Brust auswei- chen müssen. Wie es die Leute anfangen, zwei sich entgegenkommende Fuhrwerke in solchen Wegen neben einander vorbeizuschaffen, hat mir nie einleuchten wollen.

Das dumpfe Rollen vereinzelter Wagen in der Ferne und die lauten weithin hörbaren Rufe anfeuernder Thiertreiber oder Fuhrleute verriethen uns nach etwa viertelstündiger Wanderung die Nähe der alten Via Claudia, jener belebten Straße, die jetzt nach Florenz führt. Bald sahen wir auch in der Tiefe die weiße Chaussee aus dem Braun der Campagna heraufleuchten. Zwei der schönsten Pinien, die es um Rom gibt, mit breiten und vollen Kronen, standen nicht fern von uns in der Tiefe und rauschten melodisch im Hauch der Nacht, die ihre schwarzen Fittiche über die Erde breitete. Grade zwischen den dunkeln Schirmen dieser zwei schönen Bäume schlug jetzt eine breite Lohe in der Campagna auf und beleuchtete in einiger Entfernung eine niedrige Osterie oder eine der vielen Viehpachtwohnungen, die weit zerstreut in dem mehr als tausend Miglien weiten Raume liegen. Es war ein Feldfeuer der Hirten, deren Gestalten in's Ungeheure vergrö-

ßert, mehrmals wie Riesenschatten an der hellbrennenden Flamme vorüberschritten. Trotz der Nacht war doch die Atmosphäre so klar und dunstrein, daß wir auf's deutlichste die Umrisse der Hirten, ja ihre Tracht erkennen konnten. Dies Verschwinden der Entfernungen in Folge der großen Durchsichtigkeit und Reinheit der Atmosphäre erhöht wesentlich die Schönheit des unbeschreiblich herrlichen Landes und schmückt vorzugsweise die Abende und die ersten Stunden der Nacht mit allen Zaubern einer paradiesischen Natur.

Von seltenem Glück begünstigt, sollten wir diese entzückende Wunderwelt in namenloser Pracht wie aus dem Grabe erstehen sehen, als die rothe Kugel des Vollmondes langsam über die dunkeln, von tiefen steilen Schluchten durchbrochenen Sabinergebirge heraufrollte. Ihr anfangs bleicher, dann schnell durchsichtiger werdender Glanz ergoß sich in blitzenden Wogen über die Schädelstätte der Campagna, umwob mit Silberschleiern die Waldhöhen am Tiberfluß, vergoldete die stillen Piniengruppen auf Villa Borghese und zeigte uns das hundertthürmige Rom mit seinen Kuppeln, Domen, Säulen und Trümmern, prangend in einer Glorie nie gesehenen Zauberfeuers. Und darüber am tief schwarzblauen Himmel brannten die Sternbilder wie flammende Lorbeerkränze, von gütigen Genien geschwungen über der ewigen Stadt.

In bewunderndem Anschauen dieses mit jeder Minute sich verschönernden Nachtgemäldes erreichten wir Ponte Molle, eilten auf staubiger, belebter Straße an Villa Poniatowsky vorüber und betraten durch die Porta del Popolo den schönen großen Platz gleiches Namens. Am Fuße des rothgranitenen Obelisks, dessen Hieroglyphenschrift der Mondschein glänzend beleuchtete, saßen noch ein paar Bettler und riefen den Vorübergehenden ihre lamentirenden, flehentlichen Redensarten nach. An der Straßenecke der Ripetta spielten vier Eminenti laut schreiend Morra, ein verstimmter Leierkasten auf dem Corso orgelte die bekannte Melodie eines deutschen Liedes. Horchend blieben wir stehen. Schauer nie gefühlten Entzückens machten uns erbeben, und um noch lange den vollen reinen Zauberglanz dieser ächt römischen Nacht ungestört genießen zu können, setzten wir uns neben die Bettler am Fuße des Obelisken nieder, der vor dritthalbtausend Jahren irgendwo den Eingang einer Straße oder eines Tempels zu Heliopolis zierte und gedachten im Glück der einzigen Gegenwart des fernen Vaterlandes.

5.

Wenn ich hier ausspreche, daß mich die Peterskirche in ihrer äußern Erscheinung keineswegs befriedigt hat, so

werde ich von ihren Bewunderern wahrscheinlich als Ketzer in den Bann gethan werden, und dennoch muß ich es auf diese Gefahr hin thun. Diese Façade, so prächtig sie mit Säulen, Pilastern und Halbpilastern korinthischer Ordnung geschmückt ist, könnte einem modernen Opernhause zur größten Zierde gereichen, paßt aber sehr wenig für die erste christliche Kirche auf dem Erdenrunde. Sie läßt nicht allein kalt, sie stört auch und schwächt beim ersten Anblick den Eindruck bedeutend, den dieser Riesenbau sonst wohl auf den Beschauer machen müßte. Ueberhaupt präsentirt sich die Peterskirche in der Nähe von keiner Seite gut. Immer läßt die fatale Façade die majestätische Kuppel mehr oder minder verschwinden, so daß man kaum begreifen kann, wie diese Kirche eine so enorme Höhe erreichen soll. Ein Wunder wäre es freilich nicht, wenn der Bau ganz mislungen wäre, wenn man bedenkt, daß nicht weniger als zwölf Baumeister daran bauten und jeder den Plan seines Vorgängers änderte und in seinem Sinne verbesserte. Hätte also der heilige Petrus den Männern nicht sammt und sonders beigestanden, die ihm zu Ehren das Wunderwerk errichteten, so würden wir vermuthlich ein grandioses Monstrum anzustaunen haben.

Es dauerte schon geraume Zeit, ehe man sich über die Form einigen konnte, in welcher die neue Kirche er-

baut werden sollte. Dieser wollte ein griechisches, jener ein lateinisches Kreuz dem Plane zum Grunde legen. Man stritt herüber und hinüber wie auf einem Concil oder in einer Ständeversammlung, und wenn sich die eine Partei für das lateinische Kreuz entschieden hatte, kam die andere mit ihren kritischen Einwürfen und machte wieder ein griechisches Kreuz daraus. Darüber vergingen schon Jahre, vier oder fünf Bau- oder vielmehr Planmeister starben, Gott weiß, ob vor Aerger oder vor Alter, und kaum war ein neuer gefunden, so erneuerten sich auch die Streitigkeiten. Erst durch entschiedenes Durchgreifen Papst Pius II., der den damals berühmten und jedenfalls genialsten Baumeister aller Zeiten, Bramante, beauftragte, einen Grundriß zur neuen Kirche zu entwerfen, schien Halt und Kraft in die Sache zu kommen. Der Grundriß ward gemacht, ein Modell von Holz angefertigt (man kann dasselbe noch heutigen Tags in einem der obern Seitengemächer der Kirche betrachten), und wäre der Sanct Peter nach diesem Modell zu Stande gekommen, dann freilich würde Rom eine Kathedrale besitzen, die Alles überbieten müßte an Pracht, Größe und harmonischer Schönheit.

Das Modell von Bramante zeigt zu beiden Seiten der Vorhalle zwei prächtige Glockenthürme von gleicher Höhe. Große imposante Portale führen in diese Halle

und lassen durch ihre Größe schon die Macht der Herrlichkeit ahnen, die uns im Innern erwartet. Durch die Schönheit dieser Thürme und das Imponirende des Hauptportals kann der Vorbau selbst, ungeachtet seiner Größe, nicht überwältigend hervortreten, was bei der gegenwärtigew Façade so unangenehm sich geltend macht und um so störender wirkt, als die Portale in ihrer Kleinheit wie ganz gewöhnliche Thüren erscheinen. In der Mitte des ganzen Baues ließ Bramante die Kuppel aufsteigen und gab ihr gleichsam ,als Folie noch vier kleinere Kuppelthürme an jeder Ecke der Kirche.

Dieser Plan erhielt die Genehmigung des Papstes und nach ihm ward am 18, April 1506 der Grundstein zur jetzigen Basilika gelegt. Leider starb der Künstler schon acht Jahre darauf und es folgten dem Verstorbenen als Baumeister von 1514 bis 1546 Giulio da San Gallo, Fra Giacondo von Verona, Raphael, Balthasar Peruzzi und Antonio da San Gallo. Bis dahin wußte man noch nicht, ob die Kirche die Form eines griechischen oder lateinischen Kreuzes erhalten werde, Jeder änderte und besserte, verwarf, was sein Vorgänger gut geheißen hatte, und ließ dessen ungeachtet frisch darauf los bauen. Da kam Michel Angelo an's Ruder. Diesem Riesengeiste gelang es endlich, als Grundplan das griechische Kreuz beizubehalten. Zugleich entwarf er einen

neuen und unstreitig weit kühner als Bramante's gedachten Plan für die Kuppel, die noch während seines Lebens ausgeführt wurde. Zwei und zwanzig Monate genügten zur Vollendung dieses großartigen Baues, der unter Sixtus V. beendigt ward. Nach Michel Angelos Tode 1564 gerieth der Bau zwar nicht in's Stocken, es fehlte aber an einem überwältigenden Geist, der ihn hätte leiten und im Sinne des großen Schöpfers zu Ende führen können. Das Verbessern des ursprünglichen Grundrisses durch Zusetzen und Abreißen griff abermals um sich, bis denn zuletzt Maderno die jetzige Façade errichtete und dadurch der Wirkung der unübertrefflich herrlichen Kuppel so großen Eintrag that.

All dies Störende vergißt man beim Eintritt in die Kirche selbst. Ueberwältigt von Pracht und Größe, muß man sich willenlos dieser unsichtbaren Gewalt überlassen. Es ist unmöglich, beim ersten Besuche sich genaue Rechenschaft zu geben von Allem, was sich dem Auge aufdrängt. Sinn und Geist ermüden zuletzt und man sehnt sich wieder nach freier Luft, nach blauem Himmel, nach goldenem Sonnenlicht. Und wie könnte dies anders sein! Zupft doch uns nüchterne Nordländer die beizende Skepsis mit vorgesteckter Satyrmaske immer und immer heimlich am Haar und schmälert uns die Innigkeit des Genusses.

Wie große Mühe ich mir auch gab, mich ganz frei zu erhalten von störenden Eindrücken, mein Wille konnte den bösen Geist, der in mir rumorte, durch kein Mittel zur Ruhe bringen. Da blieb ich denn gleich in sehr profane Bemerkungen verfallend an der großen kreisrunden Porphyrplatte stehen, die nahe dem Haupteingange im Fußboden eingemauert ist. Ein Kirchendiener, der mich sogleich in Beschlag nahm, ermangelte nicht, meinem Nachdenken durch redselige Erläuterungen die erwünschteste Nahrung zu geben. — „Signor," sagte der freundliche Mann in dem etwas singenden Dialekt des Römers aus der Mittelclasse, „dieser Porphyrstein ist eine der größten Denkwürdigkeiten dieses erhabenen Gotteshauses. Er befand sich früher in der alten, von Constantin und Helena erbauten Kirche, die, wie der gnädige Herr wissen werden, auf der Stätte errichtet wurde, wo der heilige Apostel den Märtyrertod erlitten hat. Auf dieser Platte mußten ehedem die römischen Kaiser niederknien und ein Gebet über sich sprechen lassen, bevor ihnen die Gnade der Krönung zu Theil werden konnte."

Ich mußte ein sehr grimmiges Gesicht gemacht haben, denn mein Führer sah mich verwundert, fast etwas scheu an und schritt schüchtern fürbaß mit mir auf den weißen Marmorfliesen. Auf den kolossalen marmornen Statuen, die an allen Pfeilern angebracht sind, ritten

Arbeiter, handthierten mit Bürsten und Besen und putzten Apostel, Heilige, Päpste und Kirchenväter ab; Andere waren beschäftigt, den Fußboden zu kehren und schritten bei dieser Arbeit in bestimmten Entfernungen hinter einander her, wie etwa bei uns die Heumacher, wenn sie frischgemähten Graswuchs wenden. Natürlich waren diese Dinge nicht ohne Geräusch zu bestellen, sie störten aber nicht im Geringsten den Gang der Messe, die in einer Seitenkapelle abgehalten wurde. Nur ich war so unglücklich disponirt, daß mich alle Andacht floh. Hier und da in den vielen Beichtstühlen, wo man die Absolution in allen europäischen Sprachen erhalten kann, saßen Priester auf Gläubige harrend. Die Meisten beschäftigten sich mit Lecture, von der ich nicht sagen kann, ob sie heilig war oder profan. Bisweilen fiel Einer vor diesen Stühlen nieder, ruschte auf den Knieen näher und küßte den Fußboden. Dann ergriff der Priester einen langen Stab, berührte damit das Haupt des Knieenden und gab ihm dadurch die Absolution. Ich hätte wohl darüber lachen mögen, hätte mich nicht etwas wie Schauder überrieselt. — Wir kamen zur bronzenen Statue des heiligen Petrus. Er hat den linken Fuß vorgeschoben, in der rechten den Schlüssel, das Zeichen seiner Macht und Würde. Ein Theil des vorragenden Fußes der Statue, die man für antik ausgibt, ist im Lauf der Jahrhunderte durch die Millionen Küsse sehr abgenutzt

worden. — Um das Geländer der sogenannten Confession, das die Gebeine des Apostels umschließt und gerade unter der majestätischen Kuppel inmitten der Kirche sich befindet, knieten eine Menge vornehmer Frauen und Männer. Entfernter davon lagen ebenfalls knieend Leute geringeren Standes am Boden, Mancher mit fest an die Steine gepreßter Stirn. — Neun und achtzig Lampen brennen ununterbrochen aus vergoldeten Blumenkelchen um das Grab Petri. Vor demselben ist eine Platte angebracht, auf die mein Führer mich aufmerksam machte. Er flüsterte mir, um die Andächtigen nicht zu stören, leise zu, daß man auf diese Platte die neugeweihten Pallien der Bischöfe lege. Die Antwort auf mein: Warum? blieb er mir schuldig, dagegen bemerkte er, daß am Hochaltar nur der Papst Hochamt halten dürfe.

Mehr als Grab, Altar und stillbetende Christenheit fesselte mich der Anblick der Kuppel, die man von hier aus in ihrer ganzen Herrlichkeit mit ihren kostbaren Mosaikgemälden ungestört betrachten kann. Die Zeichnungen zu diesen rühren von Arpino her, während die vier kolossalen Evangelisten am unteren Rande der Kuppel von de' Vecchi und Cesare Nebbia entworfen worden sind. Die thurmartigen vier Pfeiler, auf denen die Last der Kuppel ruht, sind mit den kolossalen Marmorstatuen der heiligen Veronica, der heiligen Helena, des heiligen Longinus und

Andreas geschmückt, weil über denselben die vier kostbarsten Reliquien der Kathedrale aufbewahrt werden. Es sind diese: das Schweißtuch der Veronica, ein Stück vom Kreuze Christi, die Lanze des Longinus und der Kopf des Andreas. Nach der Versicherung des Führers ist die Betrachtung derselben nur den Domherrn der Peterskirche gestattet. „Doch," fügte er freundlich hinzu, „ertheilt der heilige Vater besonders distinguirten und gottesfürchtigen Personen auf Ansuchen bereitwillig diese Würde, um sie gleicher Gnade theilhaftig zu machen."

Nach dieser Erläuterung fragte er mich, ob ich in die unterirdische Kapelle hinabsteigen wolle. Dies verneinte ich, da ich, übersättigt von den mannichfachen Eindrücken dieses zweiten Besuches in der Peterskirche — den ersten konnte ich kaum rechnen — es für zweckmäßig hielt, ihn abzukürzen. Ich verabschiedete also den allzugeschwätzigen Führer, durchwanderte nochmals ganz allein die erhabenen Räume des majestätischen Tempels und erlangte damit, was ich erzielte. Ich vergaß über dem allgewaltig Großen die kleinen und kleinlichen Einzelheiten, die man so gern dem Reisenden aufdringen möchte. — So drückte ich fest und bleibend das große Bild der Kirche in meine Seele und verließ sie, späteren Tagen und Besuchen die Betrachtung der vorzüglichsten Kunstwerke darin vorbehaltend.

6.

Auf dem Monte Pincio, dem Künstler- und Fremdenquartier, habe ich nun für unbestimmte Zeit mich angesiedelt unweit der Piazza Barberini und der von deutschen Bildhauern bewohnten Villa Malta, dem Besitzthum des kunstsinnigen Königs Ludwig von Baiern. Die hohen langen Flügel des Quirinal, der päpstlichen Sommerresidenz, kann ich aus meinem stillen Zimmer übersehen, ein Garten mit zahlreichen Orangenbäumen, deren Früchte grade jetzt zu reifen beginnen, grenzt an die Rückseite meiner Wohnung und mahnt mich stündlich, daß ich im glücklichen sonnendurchglühten Hesperien lebe. Es vergeht selten ein Tag, wo mir die Wirthin nicht mit einem Strauß frischgepflückter Narzissen den Tisch schmückt oder mit den schönsten Rosen ihn belegt.

Früh am Morgen, lange vor Beginn der Dämmerung, wecken mich helle Glockenstimmen, die fromme Christen zur Frühmette rufen. Dann wird es lebendig auf der stillen Straße, Thüren klappen auf und zu, die eisernen Klopfer schallen weithin durch die erwachende Stadt und unter den Madonnenbildern an den Straßenecken, die ein Glorienschein matt glimmender Lämpchen umflimmert, stellen sich mit entblößten Häuptern abenteuerliche Gestalten auf, um die Himmelskönigin durch Aufspielen einer Liedermelodie zu verehren. Es sind Hirten aus den Ab-

ruzzen, gute, ehrliche, geistig einfältige Leute, die während der Adventzeit von ihren Bergen herabsteigen, um nach der heiligen Stadt zu wallfahrten und durch Abspielen ihrer einfachen Melodien von Eingebornen und Fremden einige Paoli zu verdienen. Gewöhnlich sind ihrer Drei beisammen, von denen zwei eine Art Clarinette blasen, der Dritte einen Dudelsack bearbeitet. Die auf solche Weise entstehende Musik kann ich nicht eben schön nennen, sie beleidigte sogar mein Ohr; aber rührend und deshalb auch in gewissem Sinne ergreifend finde ich sie. Es ist mir immer, als müßten in ähnlicher Weise die Hirten Palästinas, denen die Stimmen der himmlischen Heerscharen die Geburt Christi verkündigten, mit so kindlich einfachen Tönen dem Erlöser der Welt huldigend genaht sein. Diese Piferari, wie der Römer sie nennt, machen einen wunderlichen Eindruck mit ihrer malerischen Gebirgstracht unter den eleganten, in zierliche Pariser Fracks und Pantalons eingenähten Ururenkeln des kriegerischen Romulus. Gewöhnlich besteht die wandernde Pfeifertruppe aus einem Alten, einem jüngeren Manne und einem Knaben. Der Aelteste ist Dudelsackpfeifer und bekundet dadurch, daß sein irdisches Gewerbe das Hüten der Ziegen ist, Jüngling uud Knabe blasen Klarinetten oder Tuten und gehören, wie mir versichert wird, dem

ehrenwerthen, schon durch den göttlichen Eumäos berühmt gewordenen Stande der Schweinehirten an.

Ihre Tracht besteht aus Beinkleidern und Westen von Ziegenfellen, deren haarige Seite sie nach Außen kehren. Das Schienbein umwinden sie mit Lappen von unsicherer Farbe, die sie mit kreuzweis umschlungenem Band befestigen. Den Fuß schützt gegen Nässe, Kälte und spitziges Gestein ein Stück Leder, das sie sandalenartig, nur Zehen und Ferse bedeckend, unter die Sohle binden. Schärpe, brauner Mantel und spitzer Hut mit breiter Krempe fehlen nie, und beides, Hut und Mantel, wissen sie mit einem solchen Geschmack zu tragen, daß sie, wie sie gehen und stehen, jedem Künstler als Modell dienen können. Worin die kunstlose Musik dieser harmlosen Virtuosen aus den Bergen eigentlich besteht, hat mir nie recht klar werden wollen. Sie blasen immer ein und dasselbe Stücklein auf ihren Instrumenten, die nur drei bis vier Töne haben, dazu schnarrt der Dudelsack den Baß und quäkt eintönig mit dünner, nie versagender Pfeife dazwischen. So pilgern diese genügsamen Musikanten straßauf, straßab, treten da und dort unter die Thür einer Weinschenke, spielen früh und Abends regelmäßig vor bestimmten Madonnenbildern barhäuptig dieselbe Melodie und kehren, ist Weihnachten vorüber, mit den ge-

ringen Ersparnissen ihrer Mühen zurück in die abgelegene Heimath.

Fast so berühmt wie Rom selbst sind die römischen Bettler *). Die Meisten haben bestimmte Plätze, wo sie die Frühstunden oder den Nachmittag bis zum Ave Maria-läuten zubringen. Auch vor der Thür meiner Wohnung findet sich regelmäßig ein Blinder ein, den ein schöner schwarzlockiger Knabe geleitet. Stundenlang singt dieser blinde Alte, dessen ausdrucksvoller, von glänzend weißen Haaren wie von schimmerndem Gewölk umflorter Kopf mich immer von Neuem fesselt, ein und dieselbe Melodie, ohne daß es mir möglich ist, ein einziges Wort zu verstehen. In kurzen Pausen schüttelt er klappernd seine Blechbüchse, und läßt ein Vorübergehender eine Münze hineinfallen, so ruft ihm der Beschenkte zusammt dem Knaben tausend Segenswünsche nach.

Nicht alle Bettler Roms sind so genügsam, so wenig zudringlich, wie dieser betende Greis; die meisten werden dem Fremden schon nach wenigen Tagen zur Last. Die einfache Bitte eines Armen oder Krüppels erträgt man gern und ist, wiederholt sie sich nicht zu häufig, auch geneigt sie zu erfüllen. Leider aber fehlt der Masse der

---

*) Seit Pius IX. den päpstlichen Thron bestiegen hat, ist auch dieser Bettlerunfug abgeschafft worden.

römischen Bettler das so unerläßliche Gefühl des Anstandes und Sinn für Bescheidenheit. Sie entehren die Armuth durch Gemeinheit der Bitte und tödten das Mitleid in der Brust jedes feinfühlenden Menschen durch frivole Schaustellung ihrer Gebrechen. Für uns Nordländer, die wir an vielleicht gar zu weit getriebene Ordnung auf Straßen und Plätzen durch polizeiliche Ueberwachung gewöhnt sind, ist das Herumhocken von mehreren hundert Bettlern gerade an den besuchtesten Orten ein beleidigender Anblick, den wir schwer zusammenreimen können mit dem lebhaften Sinn für das plastisch Schöne, der dem Italiener und namentlich dem Römer in so hohem Grade angeboren ist. So begegnet man regelmäßig auf dem Wege nach der Passeggiata des Monte Pincio mindestens drei bis vier Krüppeln, die ihre beinahe fleischlosen braunen Gliedmaaßen widerlich entblößen und auf Walzen festgeschnallt, gegen jeden Spaziergänger anrollen, um ihn lamentirend eine ganze Strecke zu begleiten. Auf den breiten Travertinstufen der schönen Treppe, die vom spanischen Platz hinaufführt zum Obelisk vor der Kirche Trinita de' monti, und auf dem Trottoir des langen Corso rutschen ähnliche Krüppel bis in die Nacht hinein bei Sonnenschein und Regen herum und verfolgen die Menschen mit ihren jammervollen Bitten. Andere, die ekelhaftesten Schäden möglichst bloß legend, tanzen vor einem

her und halten einem diese Gebrechen dicht vor's Auge, bis man entweder gibt oder sie unwillig von sich stößt.

Aus welchem Grunde die Regierung diesem unangenehmen, häufig in dem glücklichsten Genuß des Schönen störenden Unfug nicht steuert, weiß ich nicht; nur eine Vermuthung habe ich darüber, die ich hier auszusprechen keinen Anstand nehme.

Der gemeine Mann ist in Italien verhältnißmäßig weit ärmer als bei uns, und namentlich in Rom mag es der kümmerlich ihr Leben Fristenden mehr geben als anderswo. Wird nun auch mancherlei gethan, um Arbeitslose und Unbemittelte zu beschäftigen, so ist doch Alles nicht ausreichend für die große Masse der Armen. Betteln ist nicht nur nicht verboten, sondern wird unter Umständen sogar vom Papst sanktionirt. Es gibt nämlich eine große Menge privilegirter Bettler, die sich durch ein Schild vor der übrigen Masse auszeichnen und gewissermaßen die Stelle der Aristokraten unter dieser heruntergekommenen Volksklasse vertreten. Solchen Bevorzugten weist die Regierung feste Plätze an, wo sie sich Bettelns halber aufhalten müssen. Die stets belebte spanische Treppe, der Petersplatz, der Weg zur Pessagiata und die meisten Kirchthüren sind für diese päpstlichen Schildträger die einträglichsten Posten und je nach den Umständen für ihre Inhaber wahre Sinekuren. Man behauptet allgemein in

römischen Bettler das so unerläßliche Gefühl des Anstandes und Sinn für Bescheidenheit. Sie entehren die Armuth durch Gemeinheit der Bitte und tödten das Mitleid in der Brust jedes feinfühlenden Menschen durch frivole Schaustellung ihrer Gebrechen. Für uns Nordländer, die wir an vielleicht gar zu weit getriebene Ordnung auf Straßen und Plätzen durch polizeiliche Ueberwachung gewöhnt sind, ist das Herumhocken von mehreren hundert Bettlern gerade an den besuchtesten Orten ein beleidigender Anblick, den wir schwer zusammenreimen können mit dem lebhaften Sinn für das plastisch Schöne, der dem Italiener und namentlich dem Römer in so hohem Grade angeboren ist. So begegnet man regelmäßig auf dem Wege nach der Passeggiata des Monte Pincio mindestens drei bis vier Krüppeln, die ihre beinahe fleischlosen braunen Gliedmaaßen widerlich entblößen und auf Walzen festgeschnallt, gegen jeden Spaziergänger anrollen, um ihn lamentirend eine ganze Strecke zu begleiten. Auf den breiten Travertinstufen der schönen Treppe, die vom spanischen Platz hinaufführt zum Obelisk vor der Kirche Trinita de' monti, und auf dem Trottoir des langen Corso rutschen ähnliche Krüppel bis in die Nacht hinein bei Sonnenschein und Regen herum und verfolgen die Menschen mit ihren jammervollen Bitten. Andere, die ekelhaftesten Schäden möglichst bloß legend, tanzen vor einem

her und halten einem diese Gebrechen dicht vor's Auge, bis man entweder gibt oder sie unwillig von sich stößt.

Aus welchem Grunde die Regierung diesem unangenehmen, häufig in dem glücklichsten Genuß des Schönen störenden Unfug nicht steuert, weiß ich nicht; nur eine Vermuthung habe ich darüber, die ich hier auszusprechen keinen Anstand nehme.

Der gemeine Mann ist in Italien verhältnißmäßig weit ärmer als bei uns, und namentlich in Rom mag es der kümmerlich ihr Leben Fristenden mehr geben als anderswo. Wird nun auch mancherlei gethan, um Arbeitslose und Unbemittelte zu beschäftigen, so ist doch Alles nicht ausreichend für die große Masse der Armen. Betteln ist nicht nur nicht verboten, sondern wird unter Umständen sogar vom Papst sanktionirt. Es gibt nämlich eine große Menge privilegirter Bettler, die sich durch ein Schild vor der übrigen Masse auszeichnen und gewissermaßen die Stelle der Aristokraten unter dieser heruntergekommenen Volksklasse vertreten. Solchen Bevorzugten weist die Regierung feste Plätze an, wo sie sich Bettelns halber aufhalten müssen. Die stets belebte spanische Treppe, der Petersplatz, der Weg zur Passagiata und die meisten Kirchthüren sind für diese päpstlichen Schildträger die einträglichsten Posten und je nach den Umständen für ihre Inhaber wahre Sinekuren. Man behauptet allgemein in

Rom, daß mehrere der flehentlichst Bittenden, denen man täglich auf ihren Plätzen begegnet, das Fortbetreiben ihres wenig ehrenden Gewerbes nicht nöthig hätten, ja, daß Einzelne ein anständiges Vermögen besitzen.

Der Römer, an den Anblick der herumkriechenden Krüppel von Jugend auf gewöhnt und dagegen abgestumpft, gibt höchst selten einem Bittenden, gleichviel ob er der Gabe bedürftig sei oder nicht. Desto mehr muß der Fremde bluten, der als solcher leicht erkannt, von diesen Zudringlichen mit peinigender Hartnäckigkeit verfolgt wird und häufig mildthätig erscheint, nur um die Lästigen los zu werden. Bei den Tausenden, die Jahr aus, Jahr ein aus aller Herren Ländern nach Rom strömen, fehlt es natürlich dem Bettlerheere der alten Weltstadt nie an Neulingen, die sie wie Blutegel anbeißen und sich an ihnen vollsaugen, und die römische Regierung ist klug genug, dieses Zuströmen der Fremdlinge zu ihrem eigenen Besten und zur Linderung der Noth ihrer vielen Armen und Arbeitsscheuen zu benutzen. Das solchergestalt völlig organisirte Bettlerwesen in Rom ist demnach eine Art indirekter Steuer für den Reisenden, die man ihm aufzulegen sich nicht entblödet, da es die bequemste Methode ist, den Armen Brod zu verschaffen, ohne doch irgend Jemand diktatorisch zu Erlegung einer gewissen Summe zu zwingen. Auf der andern Seite muß aber

auch durch diese stillschweigende Uebereinkunft zwischen Regierung und Volk die Masse der Bettler immer mehr anschwellen, da es bei dem sehr mangelhaft entwickelten Ehrgefühl in den niedern Klassen des italienischen Volkes weit angenehmer für alle zum Nichtsthun hinneigenden Individuen ist, den Fremden winselnd sich in den Weg zu stellen oder schreiend und jammernd nachzulaufen, als durch Betreibung eines ehrlichen Gewerbes sich mühsam und weniger sicher sein Brod zu verdienen.

7.

Sanct Peters Dom ist die Sonne, die leuchtend über den Palästen, Tempeln und Ruinen der ewigen Stadt steht und ihre weltbeherrschenden Strahlen meilenweit nach allen Seiten hin aussendet, um die Pilger mit magnetischer Kraft festzuhalten und in ihre geheimnißvollen Lichtkreise zu bannen. Woher man immer kommt, ob aus Süd, Nord, Ost oder West, immer blitzt zuerst am tiefblauen Horizont das goldene Kreuz der Peterskuppel wie das hellstrahlende Feuer eines Leuchtthurmes auf, um den sichern Hafen zu bezeichnen, wo man anlegen soll nach der gefahrvollen und mühsamen Wanderfahrt. Selbst die Schiffer auf hoher See zeigen auf der Höhe von Ostia dem ahnungsvollen Auge des Reisenden einen

flimmernden Lichstrahl über dem dunkeln Nebelstreif der Küste und bezeichnen ihn als das Kreuz auf der Peterskirche. Kein Tempel in der ganzen Christenheit ist in weiteren Fernen sichtbar, als die Kathedrale von Sanct Peter, keiner ergreift beim ersten Erscheinen die Seele des Nahenden tiefer, als dieses schimmernde Bogenrund, das immer gewaltiger über dem dürren Hügelland der Campagna sich aufbaut. Die Macht Sanct Peters auf die Phantasie des Fremden ist so groß, daß er kaum die Stunde erwarten kann, in der sich die Pforten des Heiligthums vor ihm aufthun und seine übermächtigen Wölbungen, seine grandios erhabene Kuppel mit den ernsten Riesenbildern der Evangelisten, deren Lippen zur Rede sich zu öffnen scheinen, gleich einem zweiten Himmel ihn segnend überschatten.

Ohne den Papst gesehen, ohne die Peterskuppel bestiegen zu haben, kann der Fremde mit gutem Gewissen Rom nicht verlassen. Ich ließ es daher sehr bald meine Sorge sein, im Verein mit einigen Landsleuten diese belohnende Expedition anzutreten. Ein Erlaubnißschein des Magiordomo, ohne Mühe von jedem Gesandten deutscher Mächte zu erhalten, öffnet die Thüren zu den Treppen dieses Riesenbaues. Der Schein lautet auf sechs Personen und kann also von einer ganzen Gesellschaft zusammen benutzt werden.

Schon auf dem Dach der Kirche, zu dem eine sanft ansteigende Treppe von solcher Breite führt, daß man zu Wagen hinauffahren könnte, ist die Aussicht weit, groß und überraschend. Nirgends erscheint der ungeheure Petersplatz mit den beiden in zwei geöffneten Halbkreisen ihn umschließenden Säulengängen erhabener, als am Steingeländer des Daches auf der Façade. In der Mitte des Platzes steht der Obelisk vom Sonnentempel aus Heliopolis, den Caligula nach Rom bringen ließ, von weithin zerflatternden, wie Perlen und Diamanten schimmernden Staubschleiern der Wassersäulen angeweht, die ohne Aufhören sich ablösen von den auf- und niederrauschenden Gewässern der Springbrunnen. Trifft die Sonne den feuchten Dunstkreis beider Brunnen, so schlingt sie buntfarbige Regenbogen um die silbernen Schaumpalmen, auf denen mit immer neuem Entzücken das Auge ruht und im Doppelgenuß edelster Kunst und belebter Natur sich berauscht. Nur der Anblick der unschönen Häusermasse zwischen dem Borgo vecchio und nuovo stört einigermaßen die Harmonie des Genusses, der man so gern rücksichtslos sich hingeben möchte. Die schmalen Straßen, die mit trocknender Wäsche von oben bis unten behangenen Häuser wollen nicht passen zu der unbeschreiblichen Majestät des Petersplatzes. Man wünscht eine dieser großartigen Anlage entsprechende Straße bis zur Engelsbrücke

eröffnet zu sehen und kann sich eines Unbehagens darüber, daß es nicht so ist, daß unbedeutendes Kleinbürgerthum mit seinen verkümmerten Lebenszwecken so hart angrenzt an die lichte Erhabenheit eines ewig göttlichen Gedankens, nicht erwehren. Napoleon, der für alles wahrhaft Große immer den richtigsten Blick besaß, hatte den Entschluß gefaßt, die ganze erwähnte Häusermasse wegreißen zu lassen, beide Borghi mit dem nun frei gewordenen Platze in eine einzige breite Straße zu verwandeln und dadurch von der Engelsbrücke aus der Peterskirche sammt vorliegendem Platze eine Ansicht zu geben, die über alle Begriffe schön und großartig sein müßte. Es wäre wohl der Mühe werth, daß ein energischer Papst diesen erhabenen Gedanken des todten Kaisers einmal zu dem seinigen machte und verwirklichen ließe. Rom gewänne dadurch unaussprechlich viel und nie hätte es eine prachtvollere und imposantere Via triumphalis für einen sieggekrönten Kaiser des alten Rom gegeben, als es diese neue Straße sein würde für den Zug eines neugekrönten Kirchenoberhauptes nach dem Tempel von Sanct Peter und der Priesterburg im Vatikan.

In einem Seitenthurme steigt man auf leichter Wendeltreppe vollends bis zum Eingang der Kuppel hinauf. Bei der letzten Wendung fallen eine Menge in die Mauer gefügte Inschriften auf, die der Besuchende neugierig über-

fliegt. Sie enthalten die Namen sämmtlicher höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die je einmal die Kuppel mit ihrer Gegenwart zu beehren geruhten. In neuester Zeit scheinen diese Besuche ungleich häufiger zu werden, als in früheren Jahrzehnten, wo das Reisefieber auch in den Palästen regierenden Fürsten nur sporadisch aufzutreten pflegte.

Von der ungeheuren Größe der Peterskuppel bekommt man erst einen Begriff, wenn man auf die Galerie hinaustritt, die sie nach Innen umgibt. Die Höhe bis zur Laterne erscheint fast noch eben so groß als die Tiefe, in die man hinabblickt in's Innere der Kirche. Der größte Durchmesser der Kuppel beträgt 190, ihre Höhe 616 Palmen und das ganze ungeheure Innere ist mit vergoldetem Stuck und kunstvollen Mosaikarbeiten ausgelegt. Die Engelsgestalten, welche den untersten Kuppelrand umgeben und von unten aus gesehen nur Kindern von mäßiger Größe gleichen, verwandeln sich hier in übermenschliche Riesen und geben den schlagendsten Beweis von der außerordentlichen Höhe, in der man sich bereits befindet. Nur die enormen Dimensionen aller Verhältnisse in diesem einzigen Bau sind Schuld, daß man die beispiellose Erhabenheit des Ganzen nicht so leicht wie bei andern ebenfalls großartigen Bauwerken bemerkt.

Ein ziemlich schmaler Gang zwischen der innern Kup-

eröffnet zu sehen und kann sich eines Unbehagens darüber, daß es nicht so ist, daß unbedeutendes Kleinbürgerthum mit seinen verkümmerten Lebenszwecken so hart angrenzt an die lichte Erhabenheit eines ewig göttlichen Gedankens, nicht erwehren. Napoleon, der für alles wahrhaft Große immer den richtigsten Blick besaß, hatte den Entschluß gefaßt, die ganze erwähnte Häusermasse wegreißen zu lassen, beide Borghi mit dem nun frei gewordenen Platze in eine einzige breite Straße zu verwandeln und dadurch von der Engelsbrücke aus der Peterskirche sammt vorliegendem Platze eine Ansicht zu geben, die über alle Begriffe schön und großartig sein müßte. Es wäre wohl der Mühe werth, daß ein energischer Papst diesen erhabenen Gedanken des todten Kaisers einmal zu dem seinigen machte und verwirklichen ließe. Rom gewänne dadurch unaussprechlich viel und nie hätte es eine prachtvollere und imposantere Via triumphalis für einen sieggekrönten Kaiser des alten Rom gegeben, als es diese neue Straße sein würde für den Zug eines neugekrönten Kirchenoberhauptes nach dem Tempel von Sanct Peter und der Priesterburg im Vatikan.

In einem Seitenthurme steigt man auf leichter Wendeltreppe vollends bis zum Eingang der Kuppel hinauf. Bei der letzten Wendung fallen eine Menge in die Mauer gefügte Inschriften auf, die der Besuchende neugierig über-

fliegt. Sie enthalten die Namen sämmtlicher höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die je einmal die Kuppel mit ihrer Gegenwart zu beehren geruhten. In neuester Zeit scheinen diese Besuche ungleich häufiger zu werden, als in früheren Jahrzehnten, wo das Reisefieber auch in den Palästen regierenden Fürsten nur sporadisch aufzutreten pflegte.

Von der ungeheuren Größe der Peterskuppel bekommt man erst einen Begriff, wenn man auf die Galerie hinaustritt, die sie nach Innen umgibt. Die Höhe bis zur Laterne erscheint fast noch eben so groß als die Tiefe, in die man hinabblickt in's Innere der Kirche. Der größte Durchmesser der Kuppel beträgt 190, ihre Höhe 616 Palmen und das ganze ungeheure Innere ist mit vergoldetem Stuck und kunstvollen Mosaikarbeiten ausgelegt. Die Engelsgestalten, welche den untersten Kuppelrand umgeben und von unten aus gesehen nur Kindern von mäßiger Größe gleichen, verwandeln sich hier in übermenschliche Riesen und geben den schlagendsten Beweis von der außerordentlichen Höhe, in der man sich bereits befindet. Nur die enormen Dimensionen aller Verhältnisse in diesem einzigen Bau sind Schuld, daß man die beispiellose Erhabenheit des Ganzen nicht so leicht wie bei andern ebenfalls großartigen Bauwerken bemerkt.

Ein ziemlich schmaler Gang zwischen der innern Kup-

pelwand und dem äußeren Mantel derselben führt hinauf zur Laterne, die von einem zu sicherem Austritte eingerichteten Kranze umgeben ist. Hier kann man den ganzen bewunderungswürdigen Bau bequem übersehen und namentlich auch die Construktion der Kuppel genau betrachten. Der Sakristeiplatz, die Giardini pontifici, die Höfe und Gebäudemassen des Vatikan liegen in allen ihren Theilen unter uns ausgebreitet. Das Auge haftet aber nicht lange an diesem zunächst Gelegenen, es schweift über das weit ausgegossene Häusermeer der Stadt und sucht in weiter Ferne an solchen Gegenständen einen Ruhepunkt, die, obwohl nur in verstümmelten Trümmern noch vorhanden, doch so lange in der Geschichte und dem Andenken der Welt fortleben werden, als die Erdkruste ihre jetzige Gestalt behält.

Der Geist des modernen politischen und religiösen Fortschrittes hat das Rom von heut wiederholt mit einer großen Kreuzspinne verglichen, die, im Mittelpunkt ihres kunstgewebten Fangnetzes sitzend, dieses selbst täglich zu erweitern und die ihr entschlüpfte Welt wieder einzufangen bemüht sei. Unwillkürlich mußte ich an dieses Gleichniß denken, als ich das christliche Rom und die Gräberstadt des alten unter mir liegen sah, auf allen Seiten umsponnen mit dem endlosen Netz der dunkeln, von Menschen und Thieren geflohenen Campagna. Die scharf dar-

in hervortretenden lichteren Linien der Wasserleitungen, hier nach dem Albaner- und Sabinergebirg, dort nach dem See von Bracciano und dem niedrigen Gebirge der Tolfa laufend, waren mir die Rippen und Spannfäden des Netzes, und die dunkeln Punkte darin mit leuchtender Umgebung nahm ich für unglückliches Geflügel, das sich unvorsichtig darin gefangen und nun vergebens durch heftiges Schlagen der ihm verliehenen Fittige wieder zu entrinnen strebe. Und wohl kann man auch dieses Bild von der Spinne im guten und edlen Sinne auf Rom anwenden und von ihm gelten lassen. Wer sich ihm naht, der fällt ohn' Erbarmen in die Maschen seines Zaubernetzes und wird von diesem so fest gehalten, daß es ihm große und aufreibende Kämpfe kostet, sich wieder daraus zu befreien. Denn noch immer ist Rom die Stadt der Städte, die die edelsten Bildungselemente in sich birgt und Jeden, der mit dem Wunsche es betrat, das unvergänglich Schöne und Erhabene mit reinem Sinne zu betrachten und heiter in sich aufzunehmen, reich belohnt wieder entlassen hat. Wer freilich davon nichts wissen will und hier wie jenseits der Alpen den Kampf politischer Meinungen sucht, für den ist Rom ein schweigendes Grab. Hier spricht nur Kunst, Poesie und Geschichte; was von der Gegenwart in den Zeitbewegungen von hier aus laut wird und Stimme gewinnt, kann weder erfreuen noch darf man

wünschen, daß es ein Echo finden möge in andern Ländern.

Wie nie zuvor trat die große Umgebung der ewigen Stadt im goldenen Sonnenlicht des klaren Herbsttages mir blendend und überwältigend vor Augen. Vom hohen Soracte im Nordost bis zum westlichen Abhange des Albanergebirgs im Süden lag die ganze Kette der Sabinerberge mit den beschneiten Gipfeln des Apennin im Hintergrunde rund um die Campagna wie eine unübersteigliche, jeden Feind zurückwerfende Mauer. Im Westen flimmerte der Silberspiegel des Meeres hinter dem grauen Saum der bewaldeten Küste von Ostia. Das Geräusch des städtischen Lebens drang nicht herauf bis zu dieser Höhe, wenigstens waren es nur abgerissene, vereinzelte Laute, die sich in so luftige Regionen verirrten, und so konnte man sich leicht der Vorstellung hingeben, beim Anblick einer so unermeßlichen Menge gänzlich oder nur theilweis in Staub zerfallener Prachtbauten der Vorzeit, daß altes wie neues Rom verödet, ausgestorben, nur als herrlichstes Grabmal größter Erdentage vor einem liege. Das Gefühl gänzlicher Verödung überfällt uns überhaupt leicht in Roms Nähe, weil die Campagna immer still bleibt und die schönen Formen der Gebirge in ihrer ewigen Klarheit, ihrem glühenden Farbenwechsel, ihrem unbeweglichen immergrünen Baumwuchs und den meistens ganz vegetationslosen Fel-

senstirnen das Ansehen haben, als seien sie erst fertig geworden unter der bildenden Hand des Schöpfers und warteten auf lebensfrohe Ansiedler, oder als könne ihre berückende todte Schönheit heitere Menschen nicht mehr heimisch umschließen und gegen den Feuerzorn der dämonischen Erdkräfte schirmen.

An der äußern Bedachung der Kuppel kletterten einige Arbeiter herum, die von unten sehr winzig aussehen mochten. Sie hämmerten und nieteten schadhaft gewordene Platten fest, und schwangen sich dabei mit einer Leichtigkeit, die uns schaudern machte, auf eisernen Bügelhaken fort, deren sich beim Entzünden der Fackeln und Lampen am Osterfeste die zu diesem halsbrecherischen Geschäft Gedungenen zu bedienen pflegen.

Seit langer Zeit schon ist viel gesprochen worden von der Baufälligkeit des Meisterwerks Michel Angelo's und von dem eisernen Reifen, der zur neuen Festigung der ungeheuren Kuppelwölbung in dieser angebracht worden sein soll. Ich fragte den Custode, der uns begleitete, konnte aber nichts Bestimmtes aus ihm herausbringen. Vielleicht, da er nur ein Diener des eigentlichen Custode war, wußte er selbst nicht genau Bescheid. Zu bauen sei immer in der Kirche, meinte er, und am meisten in und an der Kuppel. Ich sah selbst ganze Haufen abgebröckelter Mosaikstückchen auf der großen Galerie innerhalb der Kup-

wünschen, daß es ein Echo finden möge in andern Ländern.

Wie nie zuvor trat die große Umgebung der ewigen Stadt im goldenen Sonnenlicht des klaren Herbsttages mir blendend und überwältigend vor Augen. Vom hohen Sorakte im Nordost bis zum westlichen Abhange des Albanergebirgs im Süden lag die ganze Kette der Sabinerberge mit den beschneiten Gipfeln des Apennin im Hintergrunde rund um die Campagna wie eine unübersteigliche, jeden Feind zurückwerfende Mauer. Im Westen flimmerte der Silberspiegel des Meeres hinter dem grauen Saum der bewaldeten Küste von Ostia. Das Geräusch des städtischen Lebens drang nicht herauf bis zu dieser Höhe, wenigstens waren es nur abgerissene, vereinzelte Laute, die sich in so luftige Regionen verirrten, und so konnte man sich leicht der Vorstellung hingeben, beim Anblick einer so unermeßlichen Menge gänzlich oder nur theilweis in Staub zerfallener Prachtbauten der Vorzeit, daß altes wie neues Rom verödet, ausgestorben, nur als herrlichstes Grabmal größter Erdentage vor einem liege. Das Gefühl gänzlicher Verödung überfällt uns überhaupt leicht in Roms Nähe, weil die Campagna immer still bleibt und die schönen Formen der Gebirge in ihrer ewigen Klarheit, ihrem glühenden Farbenwechsel, ihrem unbeweglichen immergrünen Baumwuchs und den meistens ganz vegetationslosen Fel-

senstirnen das Ansehen haben, als seien sie erst fertig geworden unter der bildenden Hand des Schöpfers und warteten auf lebensfrohe Ansiedler, oder als könne ihre berückende todte Schönheit heitere Menschen nicht mehr heimisch umschließen und gegen den Feuerzorn der dämonischen Erdkräfte schirmen.

An der äußern Bedachung der Kuppel kletterten einige Arbeiter herum, die von unten sehr winzig aussehen mochten. Sie hämmerten und nieteten schadhaft gewordene Platten fest, und schwangen sich dabei mit einer Leichtigkeit, die uns schaudern machte, auf eisernen Bügelhaken fort, deren sich beim Entzünden der Fackeln und Lampen am Osterfeste die zu diesem halsbrecherischen Geschäft Gedungenen zu bedienen pflegen.

Seit langer Zeit schon ist viel gesprochen worden von der Baufälligkeit des Meisterwerks Michel Angelo's und von dem eisernen Reifen, der zur neuen Festigung der ungeheuren Kuppelwölbung in dieser angebracht worden sein soll. Ich fragte den Custode, der uns begleitete, konnte aber nichts Bestimmtes aus ihm herausbringen. Vielleicht, da er nur ein Diener des eigentlichen Custode war, wußte er selbst nicht genau Bescheid. Zu bauen sei immer in der Kirche, meinte er, und am meisten in und an der Kuppel. Ich sah selbst ganze Haufen abgebröckelter Mosaikstückchen auf der großen Galerie innerhalb der Kup-

pel liegen und traf mehrere Arbeiter mit Ausbesserung der schadhaften Stellen beschäftigt. Ob dieses Abbröckeln Folge der im Innern der ungeheuren Wölbung geschäftigen Zerstörungskräfte sein mag oder andern Ursachen zuzuschreiben ist, weiß ich nicht. Wohl aber höre ich von sehr Vielen, die es freilich auch nur von Andern gehört haben, daß es wirklich sehr mislich aussehe mit dieser Kuppel, daß eine lange Dauer ihr nicht mehr zu prophezeien sei und die unbedeutendste Bewegung des alten vulkanischen Bodens ihr sehr leicht gefährlich werden, ja wohl gar den Untergang bereiten könne. Der sonderbare Hang in uns Allen, etwas Bedenkliches oft wider Willen höchst gefährlich zu machen, mag wohl auch in Bezug auf die Peterskuppel das Seinige gethan haben, und vermuthlich können noch viele Geschlechter nach uns sie bewundern, wie schon vor uns unsere Vorfahren in längst vergangenen Tagen.

Auf zwar schmaler aber sehr bequemer Wendeltreppe in einer der Säulen, welche die Kuppel der Laterne tragen, steigt man hinauf bis in den Knopf der Kirche. Die Wenigsten haben Lust zu dieser Partie, die beim Eintritt in die finstere Spille, gerade weit genug, um einen mäßig starken Mann mit geschmeidigen Gliedmassen sich hindurchwinden zu lassen, allerdings etwas unerfreulich wird. Wir ließen uns aber die kleine Mühe nicht ver-

drießen und schoben Einer den Andern langsam die senkrechte Eisenstiege hinauf in das eherne von der Sonne recht angenehm durchwärmte Gehäuse.

Es heißt, dieser Riesenknopf könne sechzehn Personen bequem fassen. Sollten je einmal so viele zu gleicher Zeit dem erhabenen Knopfe der Peterskirche eine Visite abstatten, so wird es ihre Sache sein, sich darin einzuschachteln. Wir waren unserer sechs und hatten allerdings Platz genug, es würde aber bei einer doppelten Anzahl sehr knapp mit dem Raum zugegangen sein, weshalb ich in die Normalzahl von sechzehn Mann einige bescheidene Zweifel setze.

Hier oben nun, erhaben über alles Glück und Elend der Welt, über Meinungsstreit und Fanatismus, überfiel uns eine wunderliche Grille. Wir meinten, wie die Studenten in Goethe's Faust auf Auerbachs Keller, daß ein Chorus im Knopf der Peterskirche gesungen, an der ehernen Wölbung gar prächtig wiederhallen müsse. Rasch waren wir einig in der Wahl des Gesanges und schallend genug, wenn auch nicht sehr melodisch, sangen wir einen uns Allen theuren Choral mit mehr Andacht, als wir ihn in mancher Kirche der Heimath ehedem hatten singen hören.

Unter uns waren Werkleute thätig, die sich wenig kümmerten um die in fremder, verhaßter Sprache reden-

den Ausländer. Als sie aber die feierlichen Klänge unseres Gesanges hörten, die ihren Ohren eben so fremdartig wie die Sprache klingen mochten, ließen sie die Arbeit ruhen und lauschten still den ungewohnten Tönen. Und als wir wieder herabstiegen aus unserem Asyl, lüfteten sie respektvoll die Mützen, ließen schweigend uns vorüber gehen und setzten erst, als wir in der Treppensäule verschwunden waren, ihre Arbeit wieder fort.

8.

Mit dem ersten Adventsonntage werden alle Theater geschlossen und bleiben es bis Weihnachten. Für Nichtrömer ist dies unangenehm, da gerade die Abendstunden ohne derartige Zerstreuung bisweilen lang werden können. Freunde und Liebhaber geselligen Lebens finden zwar auch in Rom Cirkel, wo bei Thee und Eis ein paar müßige Stunden zu Tode gequält werden, denn diese Art gesellschaftlichen Lebens hat sich, wie es scheint, über die ganze Welt in gleicher Weise verbreitet, und weil Jeder meint, oder es sich einredet, diese wunderliche Vergnügungsform gehöre nothwendig zum guten Ton, so bemüht sich auch Jeder, sie sich anzueignen und die gähnendste Langeweile zur Göttin wahrer Bildung zu erheben. — Kein Freund dieses gesitteten Unfuges im Vaterlande, mag ich mich in

Rom von dem liebreich lächelnden Unholde erst gar nicht packen lassen, und vermeide deshalb geflissentlich Alles, was dazu führen könnte. Mir gilt es nur, Rom kennen zu lernen, Rom in seinen nationalen Eigenthümlichkeiten, seinen Sitten, seinem Volk, das Rom des Alterthums, der christlichen Kunst und der Hierarchie, und um diesem Ziele möglichst nahe zu kommen, war ich gleich von Anfang an fest entschlossen, meine eignen Wege zu gehen.

Eine Seite nationalen Lebens macht sich in den Theatern bemerkbar, sie ist aber weder scharf ausgesprochen, noch sehr erfreulich. So viel ich bisher beobachten konnte, sucht der Italiener überall in den Theatern nur Unterhaltung und betrachtet sie als Versammlungsorte, wo man sich ausspricht über Tagesneuigkeiten, wo man Geschäfte abschließt und Intriguen anspinnt. Die Kunst ist nur dazu da, um all diesen heterogenen Dingen ein angenehmes Lüstre zu geben. Das Publikum hat gar nichts dawider, ein und dieselbe Oper zwanzig- und mehrmal hinter einander aufführen zu sehen, selbst dann, wenn sie nicht sonderlich werthvoll ist. Der Italiener hat, was Opernmusik anlangt, einem von dem unsrigen schroff abweichenden Geschmack. Ihm ist eine gefällige, leicht faßliche Melodie Alles, für ein Duett, in dem ein guter Sopran und ein wackerer Tenor eine leidenschaftliche Zank- oder Wuthscene mit südlich auflodernder Heftigkeit

aufführen, gibt er Vieles in Kauf, was wir durchaus nicht vermissen mögen, und was etwa die Fabel des Stücks und deren geschickte oder ungeschickte Bearbeitung betrifft, so ist es ihm vollkommen gleichgültig, ob die Oper von Anfang bis zu Ende Unsinn ist oder nicht. Ich habe Opern gehört, von deren Handlung ich mir trotz des Textbuches keine Rechenschaft geben konnte, ja die just da aufhörten, wo nach meinem Dafürhalten die Geschichte erst losgehen sollte; und daß ich nicht allein so fühlte, bezeugten mir viele andere Deutsche, mit denen ich darüber sprach. Daran nun stößt sich, wie schon bemerkt, kein Italiener und so, wie er im Theater sich gibt, hat er auch keine Ursache dazu.

Er schwatzt und unterhält sich nämlich ununterbrochen, ohne den Leuten da auf der Bühne die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Er sieht häufig nicht einmal hin, sondern kehrt der Bühne den Rücken zu. Vernimmt er aber die ersten Takte einer Arie, die ihm zusagt, — und man kann annehmen, daß so ziemlich alle Italiener gleichen Geschmack in dieser Beziehung haben — so geht ein lautes Zischen durch's Haus. Alles setzt sich und zeigt der Bühne ein ernstes Gesicht, tiefes Schweigen sinkt plötzlich auf die versammelte Menge. Kein Athemzug wird gehört, kein Lispeln und Räuspern stört diese auffallende Andacht. Mit dem Schluß der Arie bricht

der tobendste Beifallssturm los, Pochen, Klatschen und Bravorufen will nicht endigen, die Sänger und Sängerinnen müssen drei-, vier-, fünfmal ihr Kompliment machen und, hat sich das Publikum endlich beruhigt, die beliebte Arie noch einmal singen. Dieselbe feierliche Ruhe und geisterhafte Aufmerksamkeit herrscht auch jetzt wieder unter der Versammlung, bis die letzte Passage anhebt. Da läßt sich eine summende, die nämliche Melodie anklingende Stimme hören, und sogleich summt und brummt das ganze Haus den letzten Passus, Kopf- und Hände bewegend mit, und am Schluß tobt sich das Entzücken eben so lebhaft aus wie beim ersten Mal. Dies ist italienische Sitte und dieser Sitte haben es viele Komponisten zu verdanken, daß sie Glück machen mit ihren schülerhaften, lose zusammengewürfelten Arbeiten. Diese Sitte und dieser Geschmack gehen durch ganz Italien und erreichen nur in Rom, noch mehr in Neapel ihren Höhepunkt.

Eben so macht es der Italiener mit dem Ballet, das zwischen die verschiedenen Akte einer Oper eingeschoben oder auch erst nach deren gänzlicher Beendigung gegeben wird. Hier behandelt er die Tänzerinnen gerade so wie in der Oper die ihm zusagenden Gesangspartieen. Das Ganze pfeift er allenfalls mit großem Lärm aus, am nächsten Abend geht er aber doch wieder hin, um die Freude des Pfeifens nochmals zu haben und nebenbei

aufführen, gibt er Vieles in Kauf, was wir durchaus nicht vermissen mögen, und was etwa die Fabel des Stücks und deren geschickte oder ungeschickte Bearbeitung betrifft, so ist es ihm vollkommen gleichgültig, ob die Oper von Anfang bis zu Ende Unsinn ist oder nicht. Ich habe Opern gehört, von deren Handlung ich mir troz des Textbuches keine Rechenschaft geben konnte, ja die just da aufhörten, wo nach meinem Dafürhalten die Geschichte erst losgehen sollte; und daß ich nicht allein so fühlte, bezeugten mir viele andere Deutsche, mit denen ich darüber sprach. Daran nun stößt sich, wie schon bemerkt, kein Italiener und so, wie er im Theater sich gibt, hat er auch keine Ursache dazu.

Er schwatzt und unterhält sich nämlich ununterbrochen, ohne den Leuten da auf der Bühne die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Er sieht häufig nicht einmal hin, sondern kehrt der Bühne den Rücken zu. Vernimmt er aber die ersten Takte einer Arie, die ihm zusagt, — und man kann annehmen, daß so ziemlich alle Italiener gleichen Geschmack in dieser Beziehung haben — so geht ein lautes Zischen durch's Haus. Alles setzt sich und zeigt der Bühne ein ernstes Gesicht, tiefes Schweigen sinkt plötzlich auf die versammelte Menge. Kein Athemzug wird gehört, kein Lispeln und Räuspern stört diese auffallende Andacht. Mit dem Schluß der Arie bricht

der tobendste Beifallssturm los, Pochen, Klatschen und Bravorufen will nicht endigen, die Sänger und Sängerinnen müssen drei-, vier-, fünfmal ihr Kompliment machen und, hat sich das Publikum endlich beruhigt, die beliebte Arie noch einmal singen. Dieselbe feierliche Ruhe und geisterhafte Aufmerksamkeit herrscht auch jetzt wieder unter der Versammlung, bis die letzte Passage anhebt. Da läßt sich eine summende, die nämliche Melodie anklingende Stimme hören, und sogleich summt und brummt das ganze Haus den letzten Passus, Kopf und Hände bewegend mit, und am Schluß tobt sich das Entzücken eben so lebhaft aus wie beim ersten Mal. Dies ist italienische Sitte und dieser Sitte haben es viele Komponisten zu verdanken, daß sie Glück machen mit ihren schülerhaften, lose zusammengewürfelten Arbeiten. Diese Sitte und dieser Geschmack gehen durch ganz Italien und erreichen nur in Rom, noch mehr in Neapel ihren Höhepunkt.

Eben so macht es der Italiener mit dem Ballet, das zwischen die verschiedenen Akte einer Oper eingeschoben oder auch erst nach deren gänzlicher Beendigung gegeben wird. Hier behandelt er die Tänzerinnen gerade so wie in der Oper die ihm zusagenden Gesangspartieen. Das Ganze pfeift er allenfalls mit großem Lärm aus, am nächsten Abend geht er aber doch wieder hin, um die Freude des Pfeifens nochmals zu haben und nebenbei

diese oder jene Lieblingstänzerin in der oder jener ihm behagenden Tour auch tüchtig beklatschen und zehnmal zu den zierlichsten Knixen und lächelndsten Verbeugungen durch anhaltendes Bravorufen zwingen zu können. Ein Ballet, das in Italien Fiasko macht, ist deshalb noch nicht todt, wie bei uns. Das Publikum pfeift und pocht es harmlos aus, die Kritik reißt es harmlos herunter und am nächsten Tage kann man es als „molto applaudito" an allen Straßenecken für den Abend wieder angekündigt sehen. Dasselbe Publikum geht eben so harmlos zu festgesetzter Stunde wieder in's Theater, zischt abermals und treibt dieses heitere Amusement so lange, bis die Direction mit einem neuen „Ballo" erscheint und damit vielleicht mehr Glück macht. Diese Ausdauer und Genügsamkeit des Italieners in und mit dem Theater, die unser deutsches, kritisch gesinntes und ewig unzufriedenes Publikum zur Verzweiflung bringen würde, findet eben seine Erklärung darin, daß dem Italiener sein Theater ein großes Conversationszimmer ist, wo er Besuche macht und annimmt, gelegentlich wohl auch speist und bald unterhaltend, bald flüchtig einem oberflächlichen Kunstgenusse sich überlassend, Mitternacht heranwacht, um nun mit Anstand dem Schlummergott in die Arme zu sinken. Das eigentliche Schauspiel traktirt man nicht ganz so en bagatelle, die Schauspieler spielen gut, nur nach deutschen

Begriffen gar zu leidenschaftlich, und sprechen das Italienische so rein und volltönend, namentlich hier in Rom, daß es schon deßhalb der Mühe verlohnt, sie häufig zu besuchen.

Wichtige Orte für die Beobachtung des römischen Volks sind die Osterien, die Weinschenken. Es gibt deren eine große Menge, gute, schlechte, vornehme und geringe; Osterien mit und ohne Küche, d. h. solche, wo man zugleich Speisen bekommen kann und solche, in die man die nöthigen Viktualien mitbringen muß. Diese letzte Art ist die besuchteste, weil man hier guten, unvermischten und billigen Wein bekommt, nebst starkrindigem Brod und feinem, scheibenartigen, wohlschmeckenden Zwieback.

Man schildert uns den Italiener gewöhnlich als sehr mäßig und behauptet, er trinke wenig Wein und diesen nie ungemischt. Dieser Meinung muß ich widersprechen, da sie eine durchaus falsche ist. Der Italiener betrinkt sich nicht, wenigstens habe ich einen wirklich Betrunkenen, wie sie in Deutschland schockweise zu haben sind, nirgend gesehen, das Trinken aber in heiterer Gesellschaft liebt er sehr, und er läßt es dann auch nicht blos bei einem Glase bewenden. Wenn ihm der Wein nicht zu Kopf steigt, so mag dies zum Theil Folge früher Gewohnheit sein, zum Theil aber auch in der Beschaffenheit des Weines selbst seinen Grund haben. Aller Wein in Italien

diese oder jene Lieblingstänzerin in der oder jener ihm behagenden Tour auch tüchtig beklatschen und zehnmal zu den zierlichsten Knixen und lächelndsten Verbeugungen durch anhaltendes Bravorufen zwingen zu können. Ein Ballet, das in Italien Fiasko macht, ist deshalb noch nicht todt, wie bei uns. Das Publikum pfeift und pocht es harmlos aus, die Kritik reißt es harmlos herunter und am nächsten Tage kann man es als „molto applaudito" an allen Straßenecken für den Abend wieder angekündigt sehen. Dasselbe Publikum geht eben so harmlos zu festgesetzter Stunde wieder in's Theater, zischt abermals und treibt dieses heitere Amusement so lange, bis die Direction mit einem neuen „Ballo" erscheint und damit vielleicht mehr Glück macht. Diese Ausdauer und Genügsamkeit des Italieners in und mit dem Theater, die unser deutsches, kritisch gesinntes und ewig unzufriedenes Publikum zur Verzweiflung bringen würde, findet eben seine Erklärung darin, daß dem Italiener sein Theater ein großes Conversationszimmer ist, wo er Besuche macht und annimmt, gelegentlich wohl auch speist und bald unterhaltend, bald flüchtig einem oberflächlichen Kunstgenusse sich überlassend, Mitternacht heranwacht, um nun mit Anstand dem Schlummergott in die Arme zu sinken. Das eigentliche Schauspiel traktirt man nicht ganz so en bagatelle, die Schauspieler spielen gut, nur nach deutschen

Begriffen gar zu leidenschaftlich, und sprechen das Italienische so rein und volltönend, namentlich hier in Rom, daß es schon deßhalb der Mühe verlohnt, sie häufig zu besuchen.

Wichtige Orte für die Beobachtung des römischen Volks sind die Osterien, die Weinschenken. Es gibt deren eine große Menge, gute, schlechte, vornehme und geringe; Osterien mit und ohne Küche, d. h. solche, wo man zugleich Speisen bekommen kann und solche, in die man die nöthigen Viktualien mitbringen muß. Diese letzte Art ist die besuchteste, weil man hier guten, unvermischten und billigen Wein bekommt, nebst starkrindigem Brod und feinem, scheibenartigen, wohlschmeckenden Zwieback.

Man schildert uns den Italiener gewöhnlich als sehr mäßig und behauptet, er trinke wenig Wein und diesen nie ungemischt. Dieser Meinung muß ich widersprechen, da sie eine durchaus falsche ist. Der Italiener betrinkt sich nicht, wenigstens habe ich einen wirklich Betrunkenen, wie sie in Deutschland schockweise zu haben sind, nirgend gesehen, das Trinken aber in heiterer Gesellschaft liebt er sehr, und er läßt es dann auch nicht blos bei einem Glase bewenden. Wenn ihm der Wein nicht zu Kopf steigt, so mag dies zum Theil Folge früher Gewohnheit sein, zum Theil aber auch in der Beschaffenheit des Weines selbst seinen Grund haben. Aller Wein in Italien

ist jung, wohlschmeckend und angenehm erwärmend, aber er berauscht nicht leicht, man müßte ihn denn in großen Quantitäten genießen. Wer täglich ein bis zwei Foglietten trinkt, wird sich nicht im Geringsten aufgeregt fühlen. Wer ihn mit Wasser vermischt, thut gut, wer aber das nicht will, der trinke wenigstens Wasser dazu. Es ganz zu beseitigen, könnte auf die Länge unangenehme Folgen haben. Der eingeborne Römer aus der Mittelclasse pflegt es meistentheils so zu halten und befindet sich sehr wohl dabei.

Es kommt uns seltsam vor, wenn wir in solchen Osterien schöne Frauen und Mädchen in modisch feiner Tracht trinkend und plaudernd um die nicht gar zu saubern Schänktische sitzen sehen, oft kleine Kinder auf dem Schooße wiegend, die ab und zu auch ihr Tröpfchen Wein bekommen. Diese Römerinnen machen sich nicht blos die Lippen naß, sie verstehen recht ordentlich zu trinken und natürlich und unbefangen, wie sie sind, lassen sie sich nicht lange nöthigen, sondern langen ungenirt und ungeheißen zu. Die Gäste wechseln häufig, da der Römer in der Regel das Kneipen nicht geschäftsmäßig wie der Deutsche betreibt. Er trinkt aber dafür desto geschwinder.

Von Ave Maria bis nach zehn und länger sind die beliebtesten Osterien fortwährend zahlreich besucht. Luxuriöses Geräth findet man auch in den besten nicht. Schemel und schmale Holzbänke, wohl auch Rohrstühle

bilden die Sitze, die Tische sind von Holz gearbeitet und mögen wohl nie, oder doch nur höchst selten gewaschen werden. Sie sehen fast schwarz aus und sind auch abgesäubert immer etwas klebrig. Eine Osterie, wo dies anders wäre, würde sich weniger Gäste erfreuen. In manchen darf geraucht werden, auch im Beisein von Damen, in andern ist dies nur gestattet, so lange Frauen und Mädchen sich nicht unter den Gästen befinden. Man kann dann immer mit großen Buchstaben über der Thür und an der Wand die Worte lesen: „die Herren werden gebeten, nicht zu rauchen.“ Gar zu pünktlich kommt man dieser Bitte nicht nach, doch muß man es auch dann sich gefallen lassen, daß der Wirth mündlich darauf aufmerksam macht.

Viel besucht, namentlich auch von Frauen, sind die Sabina und die Columbella, jene nahe am Corso gelegen, diese hinter dem Pantheon. In beiden müssen sich die Gäste ihr Abendessen mitbringen, nur Teller, Messer und Gabel, Brod und Salz verabreicht der Wirth. Dem Deutschen muthet dies naive Wirthshausleben leicht so an, daß er bald das Bedürfniß fühlt, ein Abendstündchen in den besuchtesten Osterien zuzubringen. Landsleute trifft man immer, gewöhnlich Künstler, die im schönen Lande der Kunst doch nicht aufhören der heimischen Sitte zu huldigen. Finden sich mehrere zusammen, so wird aus

der ursprünglichen Stunde auch eine längere Sitzung, die halbe Foglietta erweitert sich zur ganzen, das Gespräch geht über in Gesang und allgemeinste Heiterkeit beseelt die fröhlichen Gesellen. Dabei verzehrt Jeder für wenige Bajocchi seinen Schinken, Salami oder Mortadello und fühlt sich unabhängiger als ein König.

Geistliche, deren es in Rom neun- oder zehntausend gibt, sieht man regelmäßig in den Osterien. Sie setzen sich ungenirt unter die Gäste, scherzen selbst gern und verstehen Scherz, und verschmähen es nie, mit anwesenden hübschen Mädchen viel und heiter zu plaudern. Das zurückgezogene Wesen unserer Geistlichen, die sich immer den Anschein geben, als wären sie eine ganz besondere Kaste, die mit dem Volk nicht vergnügt sein dürfe, kennt man hier nicht. Der Italiener ist viel zu sehr harmloser Lebemensch, um einem Priester ein Verbrechen aus dem häufigen Besuch einer Weinschenke zu machen. Speise und Trank gehören zum Leben so gut wie das Aus- und Einathmen der Luft, und daß ein Geistlicher Hunger und Durst hat, wie jeder andere Mensch, und diesen zu stillen sucht an Orten, wo er ein Wort mit dem Laien reden kann, zeigt an, daß er sich ein demüthiges Herz unter dem schwarzen Rocke bewahrt hat. Ich höre häufig Priester sich dutzen mit Bauern und sehe sie mit großem Appetit den beliebten Broccolisalat in so niedriger Gesellschaft essen. Die Junge

wird dabei eben so wenig geschont, als der blaßgelbe kühlende Orvieto, der in weitbauchigen strohumflochtenen Fiaschi mit langen dünnen Hälsen auf allen Tischen steht. — Auch Harfenisten, Flötenspieler und Geiger finden sich allabendlich nebst bettelnden Mütterchen in den Osterien ein und versetzen mich in die Heimath. Sie finden stets ein gutmüthig zuhörendes Publikum, und eine leidliche Ernte halber und ganzer Bajocchi lohnt ihre Anstrengungen.

Eigenthümliche Erscheinungen für uns Nordländer sind die Olivenhändler, deren allabendlich mehrere in die Osterien treten. Es sind Bauern in kurzen mattgrünsammtnen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen. Eine rothe oder bunte breite Schärpe umwindet ihre Hüften, die kurze Jacke ist ebenfalls von Sammet, mattgrün oder braun, der Hut breitkrempig und spitz. Sie tragen einen hölzernen Kübel in der Linken, die Rechte hält den Eisenstab einer Wage, deren tellergroße kupferne Schale über der rechten Achsel auf der Schulter hängt. — „Dolci olive, Signori, dolci olive!" rufen sie monoton, die Reihen der Gäste durchwandelnd, doch ohne zudringlich zu werden. Sie finden immer Käufer für ihre Waare, die mir zur Zeit noch nicht recht munden will, doch hoffe ich nach und nach Geschmack daran zu finden. Diese verkauften Oliven sind grün, in Essigwasser gesotten,

und werden kalt zum Wein genossen. Kenner rühmen die Feinheit des Geschmackes, das ölig Milde des weichen Fleisches, und können ansehnliche Portionen verzehren. Für anderthalb Bajocchi erhält man einen ganzen Teller voll.

Andere handeln mit hart gesottenen Eiern, die der Römer leidenschaftlich gern zum Orvieto ißt. Sie sind stets gut und billig und um so leichter zu verspeisen, als man sich der übrig bleibenden Schalen wegen nicht zu geniren braucht. Abgänge der Speisen wirft Jedermann unter den Tisch, wo sie in malerischer Gruppirung bis zum nächsten Morgen liegen bleiben, der ihnen eine freiere, Allen zugängliche Stätte auf offener Straße anweist.

An Sonn- und Festtagen spielen in manchen Osterien eine gewichtige Rolle die Eminenti, vom Volke kurzweg 'Minenti geheißen. Es sind dies Stutzer aus dem Volke, die, wie scheint, am meisten unter den Montigiani und Trasteverinern vorkommen. Sie unterscheiden sich in ihrer Tracht von allen Italienern, und man sagt, daß sie sich rühmen, die ächten Abkömmlinge der alten Römer zu sein. Die Trasteveriner sind wenigstens stolz auf diese Annahme. Die Eminenti sind junge schöne Burschen von mittlerer Größe, schlank und muskulös gebaut, von blasser oder braungelber Gesichtsfarbe mit großen schwarzen Augen und glänzendem Haar von gleicher Farbe, das sie um beide Ohren zierlich und sorgfältig in leichte Locken

drehen. Sie gehen in jetziger Jahreszeit in langen Pantalons, die um Schenkel, Knie und Wade ziemlich fest anschließen, dagegen um den Fuß sich auffallend erweitern. Die Farbe ist stets hellblau, das Zeug gewöhnlich Sammet. Eine gleichfarbige kurz und sehr gut schließende Jacke bedeckt die Brust, wird aber nie zugeknöpft, damit man die feine weiße Wäsche und das buntseidene, in zierlichen Knoten locker um den Hals geschlungene Tuch sehen kann. Eine Schärpe um die schmalen Hüften darf nicht fehlen. Sie ist breit und voll, und das Gerücht sagt, daß sie zuweilen einem scharfen Stilet als Scheide dienen soll. Im Sommer, höre ich, gehen die Eminenti in kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen. Als Kopfbedeckung sah ich sie immer graue breitkrempige Hüte tragen mit niedrigem, oben wenig spitz zulaufendem Kopf. Ich gestehe, daß ich diese Tracht sehr kleidsam finde.

Den kräftigen Gestalten der blonden Nordländer sind diese kleinen Nachkommen der alten Römer nicht sehr zugethan, weßhalb im Umgange mit ihnen einige Vorsicht anzuempfehlen ist. Die schwarzäugigen Mädchen, heißt es, zeigen nicht selten Lust, deutsche oder schwedische Sprachstunde bei diesem oder jenem Blondbärtigen zu nehmen, und sich dabei in dem glänzenden Spiegel seiner blauen Augen so lange zu begaffen, bis sie von der wunderbaren Farbe bezaubert, ihn gar nicht mehr verlassen

und werden kalt zum Wein genossen. Kenner rühmen die Feinheit des Geschmackes, das ölig Milde des weichen Fleisches, und können ansehnliche Portionen verzehren. Für anderthalb Bajocchi erhält man einen ganzen Teller voll.

Andere handeln mit hart gesottenen Eiern, die der Römer leidenschaftlich gern zum Orvieto ißt. Sie sind stets gut und billig und um so leichter zu verspeisen, als man sich der übrig bleibenden Schalen wegen nicht zu geniren braucht. Abgänge der Speisen wirft Jedermann unter den Tisch, wo sie in malerischer Gruppirung bis zum nächsten Morgen liegen bleiben, der ihnen eine freiere, Allen zugängliche Stätte auf offener Straße anweist.

An Sonn- und Festtagen spielen in manchen Osterien eine gewichtige Rolle die Eminenti, vom Volke kurzweg 'Minenti geheißen. Es sind dies Stutzer aus dem Volke, die, wie scheint, am meisten unter den Montigiani und Trasteverinern vorkommen. Sie unterscheiden sich in ihrer Tracht von allen Italienern, und man sagt, daß sie sich rühmen, die ächten Abkömmlinge der alten Römer zu sein. Die Trasteveriner sind wenigstens stolz auf diese Annahme. Die Eminenti sind junge schöne Burschen von mittlerer Größe, schlank und muskulös gebaut, von blasser oder braungelber Gesichtsfarbe mit großen schwarzen Augen und glänzendem Haar von gleicher Farbe, das sie um beide Ohren zierlich und sorgfältig in leichte Locken

drehen. Sie gehen in jetziger Jahreszeit in langen Pantalons, die um Schenkel, Knie und Wade ziemlich fest anschließen, dagegen um den Fuß sich auffallend erweitern. Die Farbe ist stets hellblau, das Zeug gewöhnlich Sammet. Eine gleichfarbige kurz und sehr gut schließende Jacke bedeckt die Brust, wird aber nie zugeknöpft, damit man die feine weiße Wäsche und das buntseidene, in zierlichen Knoten locker um den Hals geschlungene Tuch sehen kann. Eine Schärpe um die schmalen Hüften darf nicht fehlen. Sie ist breit und voll, und das Gerücht sagt, daß sie zuweilen einem scharfen Stilet als Scheide dienen soll. Im Sommer, höre ich, gehen die Eminenti in kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen. Als Kopfbedeckung sah ich sie immer graue breitkrempige Hüte tragen mit niedrigem, oben wenig spitz zulaufendem Kopf. Ich gestehe, daß ich diese Tracht sehr kleidsam finde.

Den kräftigen Gestalten der blonden Nordländer sind diese kleinen Nachkommen der alten Römer nicht sehr zugethan, weßhalb im Umgange mit ihnen einige Vorsicht anzuempfehlen ist. Die schwarzäugigen Mädchen, heißt es, zeigen nicht selten Lust, deutsche oder schwedische Sprachstunde bei diesem oder jenem Blondbärtigen zu nehmen, und sich dabei in dem glänzenden Spiegel seiner blauen Augen so lange zu begaffen, bis sie von der wunderbaren Farbe bezaubert, ihn gar nicht mehr verlassen

können, sondern immer und immer hineinsehen müssen. Von solcher Beäugelung ist nun der Eminente durchaus kein Freund. Er kann in solchem Falle gleich dem berliner Dandy vom Mühlendamme „eklig“ werden und seinen Zorn sowohl an der Schönen mit dem verdorbenen Geschmack, so wie, hat er passende Gelegenheit dazu, auch am blonden Zauberer selbst auslassen.

In Trastevere, wo es in allen Dingen römischer zugeht als in der übrigen Stadt, kann man diese heißblütigen Stutzer bei der blinkenden Foglietta in ihrer glücklichsten Laune sehen. Mit der gleich ihnen malerisch geschmückten Geliebten geben sie in den dortigen Osterien den Ton an, singen, spielen und tanzen, verschmähen es aber auch nicht, einander bisweilen die Zähne zu weisen und ihre Geschicklichkeit im Gebrauche verbotener Messer zu erproben. Ruhige Zuschauer haben bei derartigen Privatzwisten, selbst wenn sie blutig endigen, nichts zu besorgen, nur mögen sie sich hüten, ein billigendes oder misbilligendes Wort darüber fallen zu lassen.

Nach zehn Uhr Nachts leeren sich die meisten Osterien. Rom ist dann schon geisterhaft still, die langen, im Feuer des Mondes blitzenden Fensterreihen der großartigen Paläste auf dem Corso zeigen nirgends ein flimmerndes Licht. Nur in einigen Kaffeehäusern geht es noch lebhaft zu. Die Straßen aber sind so leer, daß man den Wie-

derhall seiner eigenen Schritte hört und das melodische Rauschen der vielen Springbrunnen, die überall auf allen Plätzen und Straßenecken ihre perlenden Gewässer in breite Schalen oder Muscheln ausgießen. Nachtwächter stören den einsam Heimkehrenden nicht, da es in Italien keine gibt, höchstens wird man von dem plötzlichen Geheul eines Hundes erschreckt, der, von unbekanntem Fuß aus seiner Nachtruhe empfindlich aufgestört, nach einem sicherern Zufluchtsorte rennt, oder man steht still vor der im ungewissen Schein des Mondes wunderlich verzerrten Gestalt eines obdachlosen Gebirgsbewohners, der, ganz umhüllt vom schützenden Mantel, mit Spitzhut und langem Wanderstabe, gespenstisch zusammengekauert auf den weißen Marmorstufen einer Kirche oder unter dem gähnenden Granitrachen einer plätschernden Fontaine schnarchend kauert. Hin und wieder, nah und fern, zittert ein gellender Schrei durch die Luft, aus unsichtbaren Höhen herab hallt Gesang einer schönen Frauenstimme, zwei eifrige Morraspieler rufen schreiend in bestimmten Pausen die Zahl der Finger aus. Noch eine halbe Stunde — und auch diese letzten Töne des ersterbenden Lebens sind verklungen und über Rom liegt die Ruhe des Grabes.

9.

Im Kloster San Onofrio hat Tasso seine letzten Lebenstage zugebracht, dort ist er gestorben. Man zeigt noch seine Zelle und im Refectorium der Mönche seine Todtenmaske.

Das Kloster liegt vor der Porta di San Spirito und gewährt nächst dem Vorhofe der Kirche San Pietro in montorio, die einen höheren Theil des Janiculus schmückt, unstreitig die schönste Aussicht über Rom und seine Umgebungen. Am meisten rühmen Maler den Sonnenuntergang, von diesem Puncte aus gesehen.

Ich weiß nicht, was ich höher schätzen soll, den Genuß eines solchen wahrhaft großartigen und entzückenden Naturschauspiels oder das stillere heimlichere Schwelgen in den Schätzen der Kunst. Wer in der Ruhe geistiger Genüsse höchste Befriedigung findet, wird unstreitig die Kunst vorziehen, wer aber mehr den Lockungen neuer Reize sich hingibt, wer in raschem Wechsel nur den Duft des Genusses von der aufbrechenden Blüthe nascht, dürfte seine Huldigungen lieber der Natur darbringen.

In diesem Lande sich den Anbetern der Natur zugesellen, ist, glaub' ich, keine Sünde. Es wird so viel Abgötterei getrieben, daß man diese schon auch muß gelten lassen. Gilt sie doch nur dem Großen, Erhabenen, dem ewig Schönen, des vom belebenden Fittig der Gottheit

berührt, wunderbare Lebenstöne von sich gibt! Und so will ich es denn immerhin gestehen, daß mich eine Beethoven'sche Symphonie nie heiliger berauscht, nie seliger erschüttert, nie dauernder beglückt hat, als der Sonnenuntergang, den ich vor einigen Tagen an der Klosterpforte von San Onofrio erlebte. Man verlange nicht, daß ich ihn beschreiben soll. Wer kann ein Gemälde aus tausend Flammen gebildet mit kühlen Worten beschreiben, wer das Rosenfeuer schildern, das Viertelstunden lang die hohen Scheitel der beschneiten Abruzzen in Brand setzte! Wer fühlen will, welch Aufjauchzen der Natur, welch gläubiges Gebet der Welt in solchem Schauspiel wiedertönt, der komme hieher und müßte er sich an morscher Krücke fortbetteln, und feiere ein einziges Ave Maria vor der Klosterschwelle von San Onofrio.

Nach siebenjähriger Kerkerhaft flüchtete sich Tasso hieher. Der unglückliche glückliche Mann mochte wohl ein gebrochenes Herz mitbringen, sonst wäre er an diesem Orte nicht sobald gestorben, es müßte ihn denn ein tiefes unausgesprochenes Entzücken der Seele getödtet haben. Ich denke mir, hier müßte jedes Herz gesunden, und wäre es wund gescheuert von den grausamsten Stößen der schadenfrohen frivolen Welt. Hier muß das rachsüchtigste Gemüth seinem verhaßtesten Feinde die Hand zu ewiger Versöhnung reichen; denn ich halte es für unmöglich, daß der

immerwährende Anblick unwandelbar erhabener Gegenstände, wie ihn die zu Füßen liegende ewige Stadt mit ihren Kuppeln, ihren Säulen und Bogentrümmern, das unermeßliche Grab der römischen Welt im blauen Dunste der Campagna und die Felsenwände der Sabiner Berge mit dem verschleierten Mythus ihrer Geschichte zu jeder Minute darbieten, noch Raum lassen können in einer edlen Seele für das menschlich Kleine, das egoistisch Beschränkte. Jahrelanger Aufenthalt auf dieser reizumbordeten Höhe muß den Geist zu jener heitern Gottähnlichkeit läutern, die unser Aller Streben sein soll, wie sie uns ja zum Erbtheil verheißen ist, wenn unbefangene Selbsterkenntniß unseres Lebens Ziel geworden.

Ein ältlicher Frate mit klugen Augen und so freundlich zuvorkommend, wie diese Leute hier immer sind, öffnete mir die Pforte zum Garten des Klosters. Die „Tassoeiche" ist ein so berühmter Baum geworden, daß ihn die Völker Europa's vom tiefsten Süden bis zum höchsten Norden kennen.

„Der schöne Baum unseres großen Dichters," sagte der freundliche Alte, „ist leider verschwunden! Ein Blitzstrahl hat ihn zerschmettert. Schade, daß es nicht in unserer Macht steht, in der Geschwindigkeit einen neuen wachsen zu lassen."

Wir durchschritten die schmalen Gänge eines schlecht

gepflegten Gartens, auf dessen Beeten Broccoli, Finocchipflanzen und Artischoken in üppiger Fülle gediehen, und stiegen die kleine Höhe hinan, an deren Abhange die Eiche stand. Die Aussicht ist hier fast noch schöner als auf dem Klosterhofe, da sich die Gegend auch gegen Norden dem Auge in überraschenden Ansichten öffnet. Es ist der einzige Punct, wo die Peterskirche wahrhaft großartig erscheint, da ihr der nahe Monte Mario mit dem fernen Soracte zum malerischen Hintergrunde dient.

Man erzählt sich, daß der kranke Dichter täglich hier gesessen, geträumt, gesonnen habe. Vielleicht dachte er in krankhafter geistiger Ueberreizung, der großen Gegenwart vergessend, nur an die Vergangenheit. Vielleicht zerknitterte er in grausamer Selbstpeinigung seine weich gewordene Seele, indem er sie auf Flügeln der Sehnsucht zurückjagte nach dem Herzogsschlosse in Este und sie dort wie einen irrenden Geist durch die Marmorhallen hetzte, die einst das Frohlocken seiner glücklichen Liebe gehört hatten! — Der geniale, geistig starke Dichter des befreiten Jerusalem hätte die überstandenen Leiden hier vergessen, wäre wieder froh, gesund und zu neuen Schöpfungen seines dichterischen Genius begeistert worden; der in sich zerbrochene, aber an seiner eigenen Kraft verzweifelnde, der Welt feindlich gesinnte Poet mußte hier langsam hinsiechen und sterben.

Ist die Todtenmaske treu, die man von dem Dichter

hier aufbewahrt, so hat der arme Tasso nicht von linden Frühlingslüften umsäuselt dem Leben entsagt. Genau so, denke ich mir, muß in seinen letzten Augenblicken ein Mensch aussehen, der alle Grade der schrecklichsten Seelenleiden durchgekämpft hat. Schmerz, Furcht, Angst, Entsetzen, Argwohn und heimlich tobender Zorn versteinerten in diesen Zügen, selbst der milde Todesengel vermochte nicht, den irdisch finstern Ausdruck zu verwischen. Der Entseelte nahm die Spuren seiner Leiden mit hinüber in die Ewigkeit, damit sie dereinst Zeugniß ablegen gegen seine unerbittlichen Peiniger.

In der Kirche nahe dem Haupteingange liegt Tasso begraben. Eine Inschrift bezeichnet die denkwürdige Stelle. Die Kirche selbst, klein, alt und düster, macht einen wunderbar ergreifenden Eindruck. Das matte Roth der Abenddämmerung durch die Scheiben brechend erfüllte sie mit mystischem Lichtschein, der den alten Frescogemälden von Pinturicchio geheimnißvolles Leben verlieh. Mich überrieselte es wie Schauer der Andacht, als ich den Mönch vor dem Hochaltar nieder knieen und sein Gebet sprechen sah, während von der tiefliegenden Stadt herauf das Glockengeläut zum Ave Maria erklang.

Aus den Zellen des Klosters, die alle einfach und reinlich sind, hat man die entzückendsten Aussichten. Es ist zu beklagen, daß nur Mönche darin wohnen, die zwar

ganz friedliche, gute Leute sein mögen, im Uebrigen aber der Welt schwerlich irgend etwas nützen. Hier, dünkt mich, sollten geistig thätige Männer, Geschichtsschreiber und Dichter leben, um sich am Anblicke der marmornen Stadt und an der zerbrochenen Pracht ihre Trümmer zu berauschen zu unsterblichen Werken.

An der Seite meines Führers durchwanderte ich die Zellen, Corridore und den Ordenssaal, bis es Nacht ward. Der Alte schritt mit zwei Kerzen an den dunkeln Portraits der Ordensbrüder vorüber, von deren ausgezeichnet heiligem Wandel er mir viel Wichtiges zu erzählen wußte. Ich hörte ihm aber nur mit halbem Ohre zu. Mir war es immer, als hörte ich es hinter mir schlürfen, und wenn ich mich umkehrte, gaukelte die bleiche Todtenmaske des unglücklichen Dichters wie ein zerflatterndes Nebelbild einer Laterna magica vor meinen Augen.

Diese gespenstische Täuschung verließ mich erst, als ich wieder hinaustrat in den stillen, grasbewachsenen Vorhof. Von der Mauer, die ihn umgibt, kann man den mäandrischen Lauf der Tiber von da an, wo sie bei der Porta del Popolo die Stadt berührt, bis in die Gegend des Monte Testaccio verfolgen. Die gelben Wellen glänzten jetzt wie Silber. Eine Menge Lichter schwankten hin und her auf den dunkeln Körpern der Schiffe, die hohen

Steinmassen der darüber liegenden Stadt schimmerten wie illuminirt.

In der feierlichen Stille des milden Abends hörte ich das Rauschen der raschen Wellen, die sich an den umgestürzten Pfeilern des pons triumphalis brachen. Leuchtender Schaum sprühte um die schwarzen Ueberreste der antiken Brücke, über deren Marmorbogen vom Monte Mario herab so viele sieghafte Feldherren ihren prunkenden Triumphzug in die weltbeherrschende Stadt hielten.

An diese Mauer gelehnt muß man rasten, bis über dem schwarzblauen Gebirg der Mond heraufrollt nnd in seinem matten Goldglanz die Mauern des Kolosseums, die Schäfte der Antoninus- und Trajanssäule, die feinen Spitzen der Obelisken auf dem Quirinal und vor der Kirche auf Trinita de' Monti, die weitgeschweifte Kuppel des Pantheon und die vergoldete Engelsstatue des heiligen Michael auf dem alten Grabmale Hadrian's mit einem Male erscheinen. Wer in solchem Augenblicke noch anstehen kann, den Tod für ein hohes Glück zu halten, muß längst schon für alle geistige Genüsse abgestorben sein.

10.

Ein ganzes Menschenalter würde nicht hinreichen, um alle in Rom aufgehäuften Kunstschätze so genau zu be-

trachten, daß man über jeden einzelnen in Frage kommenden Gegenstand Rede und Antwort geben könnte. Es wäre mithin ein verwegenes Unternehmen, ja gradezu ein Frevel, wollte Einer, der nur Wochen, und noch dazu Wochen fortwährenden Taumels, wie ihn der Anblick so zahlloser großer Gegenstände, der Eindruck so vieler Kunstwerke nothwendig erzeugen muß, auf deren Betrachtung verwenden kann, darüber Urtheile fällen und Beschreibungen entwerfen. Ich will zwar nicht behaupten, daß man damit etwas Unnützes versuchte, denn obwohl Rom mit Allem, was es in sich birgt, unzählige Male beschrieben worden ist, könnte es doch noch immer eben so oft beschrieben werden, ohne daß der hier angesammelte Stoff erschöpft oder nur abgenutzt würde. Auch in Bezug auf seine Schätze verdient es den Namen: „die ewige Stadt."

Vom ersten Anfang an hielt ich es in dieser ganz eigenthümlichen Welt für meine Zwecke ersprießlich, Stadt, Kunst, Volk und Leben nicht nach vorher entworfenem Schema zu studiren, sondern mich sorglos den beiden heitern Geschwistern, Glück und Zufall, anzuvertrauen. Heitere Sorglosigkeit scheint mir vor Allem nöthig zu sein, wenn man angenehme wie unangenehme Eindrücke, die hier immer Hand in Hand gehen, genießend bewältigen will. So ordnete ich meine Wanderungen der Neigung, der jedesmal vorherrschenden Stimmung unter und ließ auch bisweilen

der blossen Laune freien Spielraum. Dies freilich äusserst unsystematische Treiben gewährt mir täglich mehr Befriedigung als wenn ich, wie es so Viele thun, unerbittlich ein bestimmtes Pensum abhaspelte. Führt es mich auch nicht überall hin, so geleitet es mich doch zu dem Schönsten und läßt mich dies mit Behagen beschauen. Ueber Einzelnes, was mich vorzugsweise fesselte, will ich denn hier auch meine Glossen machen.

Es hatte die ganze Nacht stark gewittert. Der Regen fiel in Strömen herab und ergoß sich in zahllosen Bächen durch die abschüssigen Gassen der Stadt. Bewölkter Himmel am Morgen, schwüle Luft und schneller Zug der schwärzlichen Nebelballen rieth ab von weiteren Ausflügen. Solche Tage verbringt man am angenehmsten in irgend einer der zahlreichen hiesigen Galerien, obschon trüber Himmel der Betrachtung von Gemälden nicht gerade günstig ist.

Die Sammlungen im Palast Spada gehören nicht zu den reichsten und werden deshalb häufig von Fremden gar nicht beachtet. Mich lockte dahin eine einzige Antike, die nicht gesehen zu haben ich mir in späterer Zeit nicht würde vergeben können. Es ist die prächtige kolossale Statue des Pompejus, an deren Fuße Caesar die Dolchstöße der Verschworenen empfing und mit den Worten „Et tu, Brute!" verhüllten Hauptes todt niederstürzte.

Die Alterthumsforscher bezweifeln die Aechtheit dieser Statue und wollen sie für keinen Pompejus anerkennen. Möglich, daß sie Recht haben. Was aber kommt darauf an? — Die Statue ist offenbar ein schönes Werk antiker Bildnerkunst. Römische Kraft, römischer Stolz und Geist spricht aus diesem Muskelbau, beseelt diese edle intelligente Stirn. Mit kräftig ausgestrecktem Arm steht sie da, gebietend wie ein Fürst. Spitzfindige Klügler haben einen Imperator daraus gemacht, und weil die Züge des Gesichtes einige Aehnlichkeit mit denen haben, die man an den zahllosen Büsten des Augustus findet, soll es mit Gewalt ein Augustus sein.

Mich dünkt, es kommt Alles bei Antiken, wenn sie künstlerischen, also unvergänglichen Werth haben, darauf an, ob man Glauben an sie mitbringt oder ob man überhaupt an sie glauben kann. Und dieser edeln Statue im Palast Spada gegenüber hat man keine Ursache, den Ungläubigen zu spielen. Mir war und blieb sie also Pompejus und mit unaussprechlichem Gefühle betrachtete ich lang und still die gelblichen glänzenden Marmorgliedmaßen.

Wohl ist der Ort, wo sie zur Zeit der welterschütternden, die römische Republik vollends umstürzenden That stand, längst zerstört. Die Stürme zweier Jahrtausende haben jeden Stein in Staub verwandelt und diesen Staub nach allen vier Winden verweht. Aber die Statue, der

der bloßen Laune freien Spielraum. Dies freilich äußerst unsystematische Treiben gewährt mir täglich mehr Befriedigung als wenn ich, wie es so Viele thun, unerbittlich ein bestimmtes Pensum abhaspelte. Führt es mich auch nicht überall hin, so geleitet es mich doch zu dem Schönsten und läßt mich dies mit Behagen beschauen. Ueber Einzelnes, was mich vorzugsweise fesselte, will ich denn hier auch meine Glossen machen.

Es hatte die ganze Nacht stark gewittert. Der Regen fiel in Strömen herab und ergoß sich in zahllosen Bächen durch die abschüssigen Gassen der Stadt. Bewölkter Himmel am Morgen, schwüle Luft und schneller Zug der schwärzlichen Nebelballen rieth ab von weiteren Ausflügen. Solche Tage verbringt man am angenehmsten in irgend einer der zahlreichen hiesigen Galerien, obschon trüber Himmel der Betrachtung von Gemälden nicht gerade günstig ist.

Die Sammlungen im Palast Spada gehören nicht zu den reichsten und werden deshalb häufig von Fremden gar nicht beachtet. Mich lockte dahin eine einzige Antike, die nicht gesehen zu haben ich mir in späterer Zeit nicht würde vergeben können. Es ist die prächtige kolossale Statue des Pompejus, an deren Fuße Caesar die Dolchstöße der Verschworenen empfing und mit den Worten „Et tu, Brute!" verhüllten Hauptes todt niederstürzte.

Die Alterthumsforscher bezweifeln die Aechtheit dieser Statue und wollen sie für keinen Pompejus anerkennen. Möglich, daß sie Recht haben. Was aber kommt darauf an? — Die Statue ist offenbar ein schönes Werk antiker Bildnerkunst. Römische Kraft, römischer Stolz und Geist spricht aus diesem Muskelbau, beseelt diese edle intelligente Stirn. Mit kräftig ausgestrecktem Arm steht sie da, gebietend wie ein Fürst. Spitzfindige Klügler haben einen Imperator daraus gemacht, und weil die Züge des Gesichtes einige Aehnlichkeit mit denen haben, die man an den zahllosen Büsten des Augustus findet, soll es mit Gewalt ein Augustus sein.

Mich dünkt, es kommt Alles bei Antiken, wenn sie künstlerischen, also unvergänglichen Werth haben, darauf an, ob man Glauben an sie mitbringt oder ob man überhaupt an sie glauben kann. Und dieser edeln Statue im Palast Spada gegenüber hat man keine Ursache, den Ungläubigen zu spielen. Mir war und blieb sie also Pompejus und mit unaussprechlichem Gefühle betrachtete ich lang und still die gelblichen glänzenden Marmorgliedmaßen.

Wohl ist der Ort, wo sie zur Zeit der welterschütternden, die römische Republik vollends umstürzenden That stand, längst zerstört. Die Stürme zweier Jahrtausende haben jeden Stein in Staub verwandelt und diesen Staub nach allen vier Winden verweht. Aber die Statue, der

einzige noch gebliebene blinde und stumme Zeuge steht unversehrt, makellos da, wie in jener stürmischen Senatsversammlung. Die ganze Geschichte, so reich an blutigen, erschütternden, grausamen Begebenheiten, wie sie als Folgen jener That römischer Patrioten sich entwickelte, zog an meinem Geiste vorüber, und indem ich mich auf einen staubigen Sessel warf am Fuß des Marmorgebildes, folgte ich mit bewegter Seele diesem Schattenzug historischer Phantasmagorien.

Am linken Fuß und Unterbein hat der Marmor schmuzig röthliche Flecke. Ich mußte sie unwillkürlich für Blutflecke halten, für Blut, das aus Caesars zerfetzter Brust auf den Marmor floß und in ihm gleich unvertilgbaren Rostflecken sich einfraß zum unauslöschlichen Angedenken. — Der kalte Forscher kann darüber lächeln, mein Glaube beglückte mich und ich fand ein sonderbares Spiel des Zufalls, einen schauerlichen Scherz des Schicksals in diesem röthlich gefleckten Marmor.

Der Custode, von Geburt ein Deutscher, war natürlich ein hartnäckiger Pompejusfreund, den ich schon mit der verloren hingeworfenen Bemerkung, daß Manche die Statue nicht für den Pompejus hielten, bitterböse machte. Da er aber mich persönlich so gläubig fand, ward er mir schnell gewogen und vergab es mir, daß ich den übrigen seiner Beaufsichtigung anvertrauten Kunst-

schätzen nicht gleiche Aufmerksamkeit und Bewunderung zu Theil werden ließ.

Nicht fern vom Palast Spada liegt der Palast Farnese, ein Gebäude, würdig jenes berühmten römischen Geschlechtes, dessen Namen es trägt, überwältigend durch Größe, architektonische Schönheit und solide Pracht, der selbst eine Reihe von Jahrhunderten nicht wesentlich geschadet haben.

Dieser Palast gehört zu den festesten Bauten des modernen Rom und dürfte, wenn ihn nicht eine Erdrevolution zerstört, noch Jahrtausende überdauern. Leider ist nur zu beklagen, daß er seine Unverwüstlichkeit der Zerstörung zweier anderer immenser Gebäude verdankt, die ich doch lieber in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit erhalten sähe. Das Kolosseum, Jahrhunderte lang ein Steinbruch für alle baulustigen Römer, die billiges und festes Baumaterial bedurften, mußte auch zu diesem Riesenbau seine kolossalen Travertinquadern hergeben. Die weniger großen Werkstücke entnahm man dem Theater des Marcellus. Wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, die wir mit fast abgöttischer Ehrfurcht vor jeder Trümmer des Alterthums still stehen und es für eine Verletzung der Geschichte, für eine Schmähung des Geistes, der aus solchen Trümmern spricht, halten würden, wenn sich Jemand an ihnen vergreifen wollte, wir begreifen nicht, wie

doch im Allgemeinen gebildete, für Kunst hoch begeisterte Männer in den blühendsten Zeiten des Mittelalters solche Barbaren sein und die großen Werke ihrer Ahnen achtlos selbst vernichten oder von Andern vernichten lassen konnten.

Paul III., aus dem Geschlecht Farnese, begann den Bau, Alexander Farnese beendigte ihn, Michel Angelo war Baumeister! Und Michel Angelo, der Schöpfer der Peterskuppel, dieser gottbeseelte Mensch, erröthete nicht, zu seinem Werke die Steine aus dem Amphitheater des Flavius von gedungenen Knechten herbeischaffen zu lassen!

Seit der König von Neapel Besitzer des Farnesischen Palastes ist, hat man die kostbaren Statuen, die ihn ehemals zierten und zum Theil nach ihm benannt sind, nach Neapel geschafft. Nur die Fresken Annibal Caracci's, Domenichino's und Guido's, die eine lange, helle Galerie füllen, sind ihm geblieben, und diese Fresken wetteifern mit den schönsten, die man hier sehen kann. Sie sind nur wenig von der Zeit beschädigt, die Farben noch vollkommen klar und frisch erhalten. Der Triumphzug des Bacchus, Polyphem, der Liebeslieder bläst, Jupiter, Juno auf dem Lager empfangend, eine reizende Galatea von Tritonen und Amoren umgeben, Europa mit dem Stier, Amor und ein Satyr — sämmtlich von Caracci, nebst acht kleinen über den Nischen befindlichen Bildern von Domenichino, mythologische Gegenstände dar-

stellend, fand ich von außerordentlicher Schönheit. Auch der Sarkophag der Cäcilia Metella, dem grandiosen Grabmal dieser edlen Römerin entnommen, wird in diesem Palast aufbewahrt. —

Ein reizendes Märchen sollte meine heutige Wanderung beschließen. Dem regendüstern, windigen Morgen folgte der sonnigste Nachmittag. Die erwähnten Fresken im Farnesischen Palast beschäftigten mich so lebhaft, daß sie mich lüstern machten nach den Freskomalereien Raphaels in der Farnesina. Diese, jetzt ebenfalls dem Könige von Neapel gehörige Villa liegt jenseits der Tiber in Trastevere. Sie ist auf den Gärten des Kaisers Geta erbaut und von schönen Anlagen, die sich bis an die Ufer des Flusses erstrecken, umgeben.

Rom besitzt nur drei gangbare Brücken, was im Verhältniß zu seiner großen Ausdehnung sehr wenig ist. Dieser namentlich dem Fremden äußerst fühlbare Brückenmangel nöthigt zu großen Umwegen, was den Wanderungen in der ewigen Stadt etwas von dem Reize nimmt, den sie an sich haben.

Der nächste Weg nach der Farnesina führt über den Ponte Sisto, die besuchteste Verbindungsbrücke zwischen Rom und Trastevere, dieser von den schönsten Mädchen und den rauflustigsten Eminenti bewohnten Vorstadt. Ich ließ mich den langen Weg nicht verdrießen troß des Un-

rathes, den ich dabei zu überschreiten hatte. Ehe man die hoch gewölbte Brücke erreicht, muß man ein wahres Netz von Gassen und Gäßchen kreuzen, in denen nicht das würzige Aroma weht, von dem wir Nordländer hesperische Lüfte durchzogen wähnen. An Düften war allerdings kein Mangel, ich fand aber durchaus nicht, daß sie meine Geruchsnerven wollüstig kitzelten. In Transtevere, wo die Menschen nicht so dicht beisammen wohnen, wird die Luft reiner, und hat man erst die engen Gassen hinter sich, so umspielt uns Gottes freier balsamischer Odem.

Der geräumige Saal zu ebener Erde, an dessen gewölbtem Fries sich die Fresken befinden, war auf das Vortheilhafteste erleuchtet. Der Wiederschein des klarsten Sonnenlichtes umspielte in verklärendem Golde die heitern Gebilde der Raphaelischen Muse.

Man behauptet, Carlo Maratta habe die erloschenen Gemälde schlecht und plump restaurirt und so gewissermaßen die unsterblichen Schöpfungen dieses Seraphs der Kunst zerstört. Nun ich denke, wenn bei einer Zerstörung noch so viel übrig bleibt, kann man sich beruhigen. Ich wollte, ganz Rom, das Rom der Republik und Cäsaren wäre in die Hände solcher Verwüster gefallen, wir würden dann eine Stadt von Tempeln zu bewundern haben, in denen blos hin und wieder ein Mauerstück ausgebrochen oder eine falsche Säule schlecht eingesetzt wäre.

Die sogenannte verunglückte Maratta'sche Restauration der Raphaelischen Fresken raubt diesen selbst nichts von der hinreißenden Gewalt, dem entzückenden Zauber ihrer göttlich heitern Schönheit. Mich wenigstens überraschte, beglückte diese anmuthvolle Schöpfung so sehr, daß ich die Stunde, die ich hier verlebte, nur einem seelenberauschenden Traume oder einem trunkenen Schwelgen im Zauberland der Märchen vergleichen kann.

Raphael hat die Geschichte von Amor und Psyche in einer Reihe poetisch herrlicher Bilder in der Farnesina gemalt, jenes übermüthige, reizend üppige, schalkhaft lüsterne Märchen des Alterthums, das in seiner naiven Weltanschauung seine Gottheiten menschlich fühlen ließ, und die Liebe als ein göttliches Glück, nicht als irdisch gemeines Verbrechen ansah.

Ich kann mich nicht enthalten, bei dieser antiken Märchendarstellung etwas länger zu verweilen und die Hauptgruppen mit Worten kurz zu skizziren. Im ersten Gemälde erblicken wir Amor und Venus, wie es scheint in still vertraulichem Gespräch. Die Göttin der Schönheit flüstert dem Jünglinge verführerische Worte in's Ohr und deutet dabei schelmisch in die Ferne, wo Psyche, das reichbegabte, zarte, ätherische Wesen wandelt. Man kann es Amor wahrlich nicht verdenken, daß er so gescheidt ist, dem erhaltenen Winke zu folgen, das liebe Kind aufzu-

suchen und es im ersten seligen Rausch den drei Grazien zuzuführen. Die Folge davon ist, daß die drei sehr schönen Weiber, Venus, Juno und Ceres als eifersüchtige Neidhammel sich wider das glückliche Paar verschwören und sie beim Herrn des Olymp zu verklagen beschließen. Venus wird mit dieser wichtigen Sendung beauftragt und wir sehen nun die Schönheitstrahlende im vierten Bilde — die vorigen bildeten das zweite und dritte — auf der Reise zum Jupiter. Das entzückend schöne Weib leitet ihr munteres Taubengespann so sicher durch das Reich der Lüfte, als hätte sie Unterricht in der schweren Kunst der Zügelführung bei einem neapolitanischen Vetturin genommen, kommt glücklich an und verlangt recht trotzig vom Jupiter, daß er die liebliche Friedenstörerin bestrafen solle. Jetzt mischt sich Schalk Merkur, der als kluger Spekulant Frieden und Eintracht über Alles schätzt, weil er selbst am meisten dabei gewinnt, und der sich durch seine Dienstwilligkeit Allen unentbehrlich gemacht hat, in die Sache, die etwas bedenklich werden will. Er spaziert im sechsten Bilde mit beflügelten Schritten zur Psyche, hat eine geheime Unterredung mit ihr und gibt ihr einen guten Rath, um die eifersüchtige Venus zu versöhnen. Psyche als wohlgezogenes Kind gehorcht, denn wir sehen sie in der siebenten Gruppe von lächelnden Genien getragen, zu Venus eilen, um ihr ein kostbares

Geschenk zu überbringen. Dies ist nichts anderes, als das goldene Gefäß, in dem Frau Proserpina ihre Schminke aufbewahrt. Venus, durch so unerwartete Gabe entzückt, läßt ihren Groll fahren, Jupiter willigt auf der neunten Gruppe in die Verbindung und Merkur, der kluge Rathgeber und Unterhändler, führt seinen schönen Schützling nach dem Olymp. Hier sehen wir auf den zwei großen Deckengemälden in außerordentlich schön gedachten und mit genialer Meisterschaft ausgeführten Gruppen die Verantwortung Amor's vor den versammelten Göttern und schließlich die lustige Hochzeit der beiden Liebenden.

Wer auch nur ein Gemälde von Raphael gesehen hat, kann sich's denken, mit welcher Grazie, scherzender Anmuth und rührender Kindlichkeit der heitere Geist dieses göttlichen Menschen ein so zartes, aus Liebe, Scherz und Schalkhaftigkeit gewobenes Gedicht in Farben ausgeführt hat! Es hieße Kalk darüber gießen, wollte ich mich vermessen, nur noch ein Wort der Erklärung hinzuzufügen.

11.

In der Via Bonella hinter dem Capitol liegt die Academia di San Luca. Man hört wenig von ihr sprechen, was Schuld ist, daß die Mehrzahl der Fremden

keine Notiz von ihr nimmt. Auch die Reisehandbücher, die doch von Allem und Jedem reden und häufig über unwichtige Dinge große Worte machen, erwähnen sie nur kurz oder übergehen sie ganz. Und doch finden sich in dieser versteckt gelegenen Academie Kunstwerke ersten Ranges.

Wunderlicherweise hat ein nebenan wohnender Barbier den Schlüssel zu dem äußerlich nicht eben sehr in die Augen fallenden Gebäude. Gründer der Academia di San Luca war Papst Sixtus V., der für Wiederbelebung der Kunst und für Erhaltung der Alterthümer in Rom überhaupt mehr als Viele seiner Vorgänger und Nachfolger gethan hat. Er war überall der schlaue Colalto, der sich nicht allein durch consequente Verstellung die dreifache Krone eroberte, sondern auch einen Platz unter den Männern der Kunst und den Verschönerern der Stadt sich zu sichern wußte.

Ein Abbate, mit dem ich auf dem Kaffeehause in ein Gespräch kam, machte mich auf diese Fundgrube aufmerksam, die ich sonst schwerlich entdeckt haben würde. Diese geistlichen Herren, mit Heiligem und Profanem gleich vertraut, sind hier die zuverlässigsten und freundlichsten Ciceroni. Sie haben immer Zeit, einen Fremden zu begleiten, sind beredt, stets aufgelegt, die Herrlichkeiten Rom's mit überschwenglichem Wortschwall zu preisen und fühlen sich hochbeglückt, wenn man in dieses Lob begeistert ein-

stimmt. Gleich heimisch in Kirchen wie in Museen haben sich die Gebildetsten unter ihnen einen feinen Geschmack angeeignet, so daß man sich meistentheils ihren Empfehlungen anvertrauen kann.

Der mir gänzlich fremde Mann bot sich mir freiwillig zum Begleiter an. Auf dem Wege nach dem Capitol erzählte er mir die Entstehungsgeschichte der Akademie, nannte mir die Namen der Professoren und die Gegenstände, worüber Vorträge gehalten würden. Es ist so ziemlich für Alles gesorgt. Nach den Versicherungen des Abbate wird über Malerei, Architektur, Skulptur, Anatomie und Mythologie, ich glaube auch über Perspective und noch einige andere wissenschaftliche Branchen gelesen. Während dieses Gespräches erreichten wir das Gebäude und wurden sogleich von einem ältlichen Manne, der vermuthlich schon ein halbes Jahrhundert das Custodenamt versehen mochte, eingelassen. Beim Eintritt in die Akademie erfuhr ich noch von meinem Führer, daß der verstorbene Ritter Thorwaldsen Director derselben gewesen sei. Wer an seine Stelle getreten ist, habe ich vergessen.

„Richten Sie Ihr Augenmerk vorzugsweise auf die mit grünen Hüllen verdeckten Gemälde," sagte der Abbate. „Sie schlürfen dann feurigsten Wein der Kunst, der Sie so gewaltig durchglühen wird, daß Sie Tagelang daran werden zehren können. Es gibt zwar auch unter den

nichtverhüllten Bildern vortreffliche Sachen, dennoch bleibt es rathsam bei Gegenständen der Kunst unter dem Guten nur das Beste zu beachten."

Ich versprach seiner Weisung nachzukommen und gestehe jetzt, daß ich mich sehr wohl dabei befunden habe. Man zerstreut nicht die Aufmerksamkeit durch zu vieles Betrachten. Die hastige Begierde, wo möglich Alles zu erfassen, ermüdet das Auge, erschlafft die gereizten Sinne, verwirrt die Gedanken und tödtet selbst den Genuß. Kunststudium darf nie Arbeit werden, wenn es fruchtbringend wirken, wenn es das Herz erfrischen, den Geist erheben soll. Man muß es betreiben, wie etwa die Anbetung. Beide müssen eine glückliche, zufriedene, an irdische Seligkeit streifende Stimmung und süße Gefühlsinnigkeit zurücklassen.

Maler haben mit Poeten die Neigung gemein, sich gern an gewisse allgemein beliebte Gegenstände zu wagen und ihr größeres oder geringeres Talent daran zu üben. Die Maler gehen darin sogar noch weiter als die Dichter, denn was wollen die so und so viel Bearbeitungen der Faust-, Don Juan- und Ahasverussage nebst andern poetisch behandelten Stoffen verwandter Art sagen gegen die gradezu zahllosen Darstellungen der Madonnen bald mit, bald ohne Christuskind? Der heiligen Familien, der Magdalenen? Unter den größten Meistern gibt es schwerlich

einen Einzigen, der sein Talent nicht an irgend einem dieser Gegenstände versucht hätte. Noch auffallender ist es, daß die Meisten ein und denselben Gegenstand mehrmals und nicht selten mit unbedeutenden Veränderungen gemalt haben. Mich dünkt, dazu gehört unendliche Liebe und extatische Begeisterung oder — das Gebot härtester Noth.

Die gar zu häufige Wiederkehr ein und desselben Gemäldes ermüdet zuletzt auch den geduldigsten Menschen, wenn er nicht etwa unter die Schaar blinder Kunstenthusiasten gehört. Ein solcher bin ich nicht, war ich nie, weshalb ich ohne Hehl bekenne, daß manche Bilder, die in allen Gälerien wohl zehn- und mehrmal wiederkehren, mir zuletzt Augenweh verursachen. Eins namentlich wird mir beinahe fatal. Dies ist der heilige Sebastian. Diese nackte mit Pfeilen gespickte Menschengestalt verfolgt einen von Mailand bis nach Rom. Es sind hier unzählige Exemplare von ihr vorhanden. Abgesehen von dem Gegenstande an sich, den ich nichts weniger als poetisch schön finde, kann ich auch den berühmtesten Sebastianen keinerlei Geschmack abgewinnen. Die Pfeile im Leibe des bedauernswürdigen Heiligen tödten in mir den Sinn für Kunst.

Ein anderes Gemälde, das man ebenfalls sehr häufig sieht, zeigt uns Lucretia. Obwohl nun der Phantasie des Malers bei diesem Gegenstande ein weiter Spiel-

raum gegeben ist, hat sich der Stoff durch so oft wiederholte Benutzung doch etwas verbraucht. Es gibt Lucretien, die trotz schöner Malerei doch wirkungslos bleiben. Man geht kühl und theilnahmlos vorüber.

Auch die Academia di San Luca bewahrt eine Lucretia. Vor diesem Gemälde aber bleibt man bewundernd und ein klein wenig erschrocken stehen. Es ist von Guido Cagnacci, sagt man. Der Maler hat den verwegenen Gedanken gehabt, Lucretia in dem Augenblick darzustellen, wo Tarquinius' Sohn sie überfällt. Diese Idee ist äusserst kühn und droht die Grenzen des ästhetisch Erlaubten fast zu überschreiten. Dennoch ist es dem genialen Künstler, der seiner Aufgabe gewachsen war, gelungen, hier auf der äussersten Grenze des Erlaubten noch schön zu bleiben. Er kennt wie Shakspeare seine Kräfte und spielt lächelnd damit vor den Augen der bestürzten Zuschauer, die vor Angst immer die Augen schliessen möchten, wenn sie Aufregung und Wißbegier dazu kommen ließe. — Man erblickt ein völlig nacktes Mädchen von vollendet schönen Körperformen auf schwellendem Lager. Aus dunklem Grunde hervor tritt die Gestalt des königlichen Wüstlings. Das sinnlich glühende Auge verlangend auf sein Opfer richtend, entreißt er diesem die purpurfarbene Decke. Lucretia wendet sich entsetzt von ihrem Verfolger, abwehrend beide Hände gegen ihn ausstreckend. Bei dieser Kraft-

anstrengung sinkt ihr wunderschönes vom schwarzesten Haargelock umflossenes Haupt zurück, neigt sich über das Lager herab und schließt vor Entsetzen die Augen. Seltsamerweise hat der Maler dem Wüstlinge einen Rock angezogen, der in Schnitt und Form an die kurze polnische Kurtka erinnert, ein Kleidungsstück, das an einem antiken Römer etwas störend ist.

Mein Abbate wußte viel zum Lobe dieses Bildes zu sagen. „Man thut dem Künstler großes Unrecht", sprach er, „wenn man ihm vorwirft, er sei zu wahr. Die Wahrheit bedingt den Werth der Kunst. Unschön, häßlich ist nur das Verzerrte, Uebertriebene. In Cagnacci's Gemälde kommt diese Wahrheit zu ihrer vollen Geltung und darum verletzt sie nicht unser Gefühl. Nur die dämonische Leidenschaft, die es belebt, schüttelt uns im ersten Augenblick aus jener beschaulichen Ruhe auf, die man Gemälden gegenüber zu behalten gewohnt ist. Auch für Freunde solchen Gleichmuths ist hier gesorgt. Was sagen Sie zu diesen beiden Palmavecchio's?"

Der Abbate entschleierte zwei neben einander hängende Gemälde von ansehnlicher Größe. Die Gruppe der Grazien und der weinlustige Vater Loth mit seinen Töchtern wurden sichtbar.

„Nicht wahr," fuhr der Abbate fort, „diese Gemälde wirken nicht aufregend?" Wer diese anmuthigen,

lächelnden Mädchengestalten betrachtet, die sich an ihren eigenen Reizen zu ergötzen scheinen, ohne einander wegen der verschwenderischen Gaben zu beneiden, mit welchen sie Mutter Natur beschenkt hat, der empfindet ein Gefühl stiller Befriedigung. So liebliche Schönheit sättigt den Geist, daß er vor Selbstgenügsamkeit die Wonnen des Himmels schon auf Erden zu schlürfen wähnt."

Längeres Verweilen vor dem Gemälde hinterließ wirklich in der Seele des Beschauenden diesen befriedigenden Eindruck. Kindliche Unschuld entwendet dem Reiz seinen Stachel und vernichtet selbst im sinnlich dargestellten Gegenstande das Urelement der Sinnlichkeit. Wie anders hat Tizian diese Göttinnen der Schönheit in dem Gemälde aufgefaßt, das sich im Palast Borghese befindet! Da fehlen nicht die schalkhaft lauschenden Amoren hinter und neben den üppigen Frauen und diese reizumflossenen Weiber sind durchaus keine unwissenden Mädchen. Sie kennen die Zauberkraft ihrer Schönheit, deren Anblick Jedermann berückt. Darum greift die sitzende Gestalt nach der Binde, um den neugierigen Schalk von Amor, der sich so töppisch dreist auf ihren Schooß stützt, die neugierigen Augen zu verbinden.

Der Custode lüftete den Vorhang vor einem vierten Bilde. Es war ein Meisterwerk Guido Reni's. Fortuna, eine zarte nackte Frauengestalt, von zaubersüßem Liebreiz

umflossen, schwebt mit leichtem Fuß auf der fortrollenden Kugel.

„Genau so ist das Glück,“ sagte der Abbate. „Wer sich's anders vorstellt, verdient von ihm gefoppt zu werden. Reizend, verführerisch, liebevoll winkend, mit kokettem Auge den Sterblichen anblickend, ein vollendeter Engel in schönster Frauengestalt, schwebt es um uns bald nah bald fern. Ein kühner Griff und wir erobern es und erfreuen uns dauernd seiner Gunst, während ängstliches Zaudern oder blindes Zutappen uns von der übermüthigen Göttin nichts einträgt, als schmerzhafte Nasenstüber.“

Ich wollte noch vor Tizian's Diane im Bade, von schalkhaften Mädchen umgeben, und vor dessen hier befindlicher Vanitas, einer üppigen Schönheit, die selbstgefällig an der Fülle ihrer Glieder sich weidet, verweilen; aber der Abbate drängte mich fort, um, wie er sagte, mir den Genuß des Hauptwerkes der ganzen Sammlung nicht länger vorzuenthalten.

Es ist ein Raphael, ein Gemälde von höchster Vollendung. Der heilige Lucas ist im Begriff, die heilige Jungfrau mit dem Kinde zu malen. Der begeisterte Künstler, von gelbem weiten Talar umflossen, steht vor der Staffelei, das begeisterungtrunkene Auge in göttlicher Verzückung auf zerfließende Wolkennebel heftend, aus deren sonnigem Dämmer von himmlischer Glorie umstrahlt Ma-

donna mit dem Kinde ihm wie eine Erscheinung entgegenschwebt. Hinter dem malenden Evangelisten wird in bescheidener Entfernung Raphael sichtbar, die Arbeit des heiligen Mannes still bewundernd.

Der Abbate freute sich des unverhohlenen Entzückens, das ich diesem Raphael'schen Gebilde zu Theil werden ließ, und versäumte nicht, eine lange begeisterte Lobrede darüber zu halten.

„Ich weiß,“ sprach er, „daß nicht alle Verehrer der Kunst mit mir übereinstimmen. Es gibt sogar hartnäckige Ungläubige, die das herrliche Gemälde gern für unächt erklären und, ich weiß nicht zu welchem Zweck, verlästern möchten. Raphael soll nicht so auf Holz gemalt haben! Es soll nicht sein Pinselstrich, nicht seine Zartheit im Ton der Farben darin sein! Nun bitte ich Sie, ob es möglich ist, die Königin des Himmels, die unbefleckte heilige Jungfrau sich lieblicher vorzustellen, als Raphael sie auf diesem Bilde hingehaucht hat? Glaubt man hier nicht, die irdisch-harte Farbe, das zähe harzige Oel habe sich durch ein göttliches Wunder in glänzenden Aetherduft, in farbiges Licht verwandelt, um diesen höchsten Gegenstand in unvergängliche Glorie zu tauchen? Oder bemerken Sie nicht, wenn Sie das Gemälde von der Seite betrachten, dem Lichtstrahl den Rücken zukehrend, daß die mysteriöse Mischung der Farben um die Häupter von Mutter und

Kind wie Abendgold auf Waldesbuchen zu zittern scheint? Und dann sehen Sie diesem Heiligen in das entzückte Auge! So spiegelt sich im Blick des Menschen die Göttlichkeit ab, in deren Urgrund ihn die Begeisterung und Anbetung des Heiligsten, das auf Erden wandelte, hinabschauen ließ!"

Mein Begleiter sprach noch, als wir die Academie längst verlassen hatten und schon im Menschengewühl des Corso wandelten. Er ließ nicht von mir, bis ich ihm versprochen hatte, seine Begleitung in einige andere Kunstsammlungen anzunehmen.

12.

Um die Charaktereigenthümlichkeiten des römischen Volkes vollkommen ergründen zu können, müßte man einen mehrjährigen Aufenthalt unter ihm nehmen. Der mit seiner Zeit beschränkte Reisende hat schon von Glück zu sagen, wenn ihn der Zufall Zeuge sein läßt bei Scenen, die geeignet sind, den Römer in ursprünglichster Natürlichkeit zu zeigen. Daß, wenn ich vom Römer im Allgemeinen spreche, ich immer nur das eigentliche Volk, also die minder gebildete Klasse, den Mittelstand verstehe, liegt auf der Hand. Nur unter diesen Leuten hat sich der national-römische Charakter rein erhalten, der Vornehme und Reiche

ist, wie überall, der geschmeidige Sklave gleichmachender Civilisation geworden.

Hinter dem Postgebäude an der Piazza Colonna breitet sich ein ansehnlicher Platz aus, in dessen Mitte sich ein schöner Obelisk erhebt. Er ist aus rothem Granit gehauen, mit Hieroglyphen ganz bedeckt, von denen behauptet wird, daß sie aus der Zeit des Sesostris stammen, mithin etwa tausend Jahr älter sind, als die christliche Zeitrechnung. Die wohl erhaltene Inschrift am Sockel sagt uns, daß Kaiser Augustus diesen Obelisk nach Eroberung Aegyptens durch das römische Volk der Sonne weihte. Erst sehr spät, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, fand man ihn beim Campo Marzo, worauf ihn Pius VI. an seiner jetzigen Stelle aufrichten ließ.

Dieser Platz heißt Monte Citorio, obwohl er kaum den Namen einer Erhöhung verdient. Gegen Norden schließt ihn ein schöner Palast, mit geräumigem Balkon über dem Portale, und hier sah ich neulich ein Schauspiel aufführen, dessen Veranlassung ich mir anfangs nicht erklären konnte und das ich deshalb nahe daran war, für eine geistliche Pantomime zu halten.

Durch Zufall früh gegen elf Uhr nach unserer Zeitrechnung über den Monte Citorio schreitend, fiel mir die große Menge Menschen aus allen Ständen auf, die dicht gedrängt vom Obelisk aufwärts bis an die Thüren des

Palastes standen, die Blicke fest auf den Balkon geheftet und lautlos, den Ausdruck größter Erwartung auf ihren Mienen, etwas ganz Außerordentliches zu erwarten schienen. Der Balkon war mit rothem goldverbrämten Tuch zierlich drappirt und über demselben ein breites Schirmdach von Leinwand aufgespannt, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Diener in langen faltigen rothen Talaren machten sich gewaltig viel darauf zu schaffen, und so oft sich ein solcher sehen ließ, entstand unter den Harrenden eine lebhafte Bewegung. Endlich ward ein urnenartiges Gefäß auf die Brüstung gestellt, und nun erschien ein hoher Prälat, vom Kopf zu Fuß dunkelviolett gekleidet. Ihn begleitete ein kleiner Knabe im gewöhnlichen Chorrock. Bei Anblick dieser Beiden wurde das Volk so unruhig, daß ich einen Vivatruf oder doch irgend einen lauten Ausbruch der Freude erwartete. Es beherrschte sich jedoch und begnügte sich damit, in die Taschen zu greifen und kleine Täfelchen oder Papierstreifen herauszuziehen. Während dies geschah, schmetterte ein Trompetenstoß durch die Luft, der Prälat rief mit lauter Stimme eine Zahl, worauf der Knabe neben ihm beide Arme emporhob und an den Aermeln zupfte, als wolle er sie zerreißen. Das Zeug war aber fest und das Gewand rundum zugeknöpft und widerstand mithin den Angriffen des Knaben. Nun jauchzte das Volk, der Knabe schlug ein Kreuz, fuhr in das vor ihm stehende

Gefäß und zog eine Nummer heraus. Das päpstliche Lotto wurde gezogen.

Es kommt wohl auch in Deutschland vor, daß bei solchen Gelegenheiten Zuschauer in Menge sich einfinden, die als dabei Betheiligte auch eine gewisse Aufregung nicht wohl verbergen können. Einmal aber geschieht dergleichen bei uns nicht auf offenem Markte unter freiem Himmel, noch gibt es so auffallende ein Schauspiel verkündigende Vorrichtungen dabei; und sodann ist ein deutsches Publicum selbst im Zustande großer Aufregung nicht im entferntesten zu vergleichen mit dem leidenschaftlichen Römer, der auf dem Monte Citorio sein Lebensglück erblühen oder dahinwelken sieht.

Schon nach den ersten zehn oder zwölf Nummern beginnt ein origineller Lärm, der für beobachtende Zuschauer ungemein ergötzlich und belehrend ist, denn er gestattet ziemlich tiefe Blicke in die Herzen dieses allen Leidenschaften blind und rückhaltlos sich überlassenden Volkes. Der Verlierende begnügt sich nicht mit niedergeschlagener Miene oder heimlich gemurmeltem Fluche von dannen zu schleichen, Gott bewahre! Er wird wild, fuchswild, packt seine Nummer, zeigt sie den oben auf dem Balkone Fungirenden, fragt, warum sie nicht seine Nummer gezogen hätten, die er doch mit gutem Gelde bezahlt habe; schlägt sich wüthend die Brust, kreischt, schreit, heult

und klagt Andern, gleich viel ob Bekannten oder Unbekannten, sein grenzenloses Unglück. Dagegen geberdet sich der Gewinnende in anderer Weise eben so unsinnig. Wie Jenen der Schmerz über seinen Verlust allen Anstand nach unseren Begriffen vergessen läßt, so wirft sich dieser mit offenen Armen der Freude an den Hals. Er springt, tanzt, jubelt, fällt Bekannten um den Hals und küßt sie — was beiläufig unter den Römern überhaupt sehr gebräuchlich ist — kurz handelt ganz so, wie ein Mensch, der seine fünf Sinne nicht mehr zu zügeln weiß. Es kommt nicht selten vor, daß sich bei derartigen Scenen ein Paar in die Haare gerathen, weil der Verlierende über den Gewinnenden räsonnirt und diesem sein Glück nicht gönnt. Zanken sich aber ein paar zornige Römer, so verlohnt es sich der Mühe, solchem Zank in bescheidener Entfernung zuzusehen. Die Lebendigkeit der Mienen, die sich schnell zu furchtbaren dämonischen Fratzen verzerren, nur beherrscht von den mächtigen dunkeln, in wildem Zornesfeuer rollenden Augen, eben so die originelle Geberdensprache, verbunden mit den eigenthümlichen Lauten, die sie zwischen Ströme von Worten schleudern, und die zwischen gellendem Aufschrei und pfeifendem Gezisch die Mitte halten, machen eine solche Scene furchtbar schön. Man wird versucht zu glauben, die Göttlichkeit im Menschen sei mit einem unheimlichen Dämon der

Gefäß und zog eine Nummer heraus. Das päpstliche Lotto wurde gezogen.

Es kommt wohl auch in Deutschland vor, daß bei solchen Gelegenheiten Zuschauer in Menge sich einfinden, die als dabei Betheiligte auch eine gewisse Aufregung nicht wohl verbergen können. Einmal aber geschieht dergleichen bei uns nicht auf offenem Markte unter freiem Himmel, noch gibt es so auffallende ein Schauspiel verkündigende Vorrichtungen dabei; und sodann ist ein deutsches Publicum selbst im Zustande großer Aufregung nicht im entferntesten zu vergleichen mit dem leidenschaftlichen Römer, der auf dem Monte Citorio sein Lebensglück erblühen oder dahinwelken sieht.

Schon nach den ersten zehn oder zwölf Nummern beginnt ein origineller Lärm, der für beobachtende Zuschauer ungemein ergötzlich und belehrend ist, denn er gestattet ziemlich tiefe Blicke in die Herzen dieses allen Leidenschaften blind und rückhaltlos sich überlassenden Volkes. Der Verlierende begnügt sich nicht mit niedergeschlagener Miene oder heimlich gemurmeltem Fluche von dannen zu schleichen, Gott bewahre! Er wird wild, fuchswild, packt seine Nummer, zeigt sie den oben auf dem Balkone Fungirenden, fragt, warum sie nicht seine Nummer gezogen hätten, die er doch mit gutem Gelde bezahlt habe; schlägt sich wüthend die Brust, kreischt, schreit, heult

und klagt Andern, gleich viel ob Bekannten oder Unbekannten, sein grenzenloses Unglück. Dagegen geberdet sich der Gewinnende in anderer Weise eben so unsinnig. Wie Jenen der Schmerz über seinen Verlust allen Anstand nach unseren Begriffen vergessen läßt, so wirft sich dieser mit offenen Armen der Freude an den Hals. Er springt, tanzt, jubelt, fällt Bekannten um den Hals und küßt sie — was beiläufig unter den Römern überhaupt sehr gebräuchlich ist — kurz handelt ganz so, wie ein Mensch, der seine fünf Sinne nicht mehr zu zügeln weiß. Es kommt nicht selten vor, daß sich bei derartigen Scenen ein Paar in die Haare gerathen, weil der Verlierende über den Gewinnenden räsonnirt und diesem sein Glück nicht gönnt. Zanken sich aber ein paar zornige Römer, so verlohnt es sich der Mühe, solchem Zank in bescheidener Entfernung zuzusehen. Die Lebendigkeit der Mienen, die sich schnell zu furchtbaren dämonischen Fratzen verzerren, nur beherrscht von den mächtigen dunkeln, in wildem Zornesfeuer rollenden Augen, eben so die originelle Geberdensprache, verbunden mit den eigenthümlichen Lauten, die sie zwischen Ströme von Worten schleudern, und die zwischen gellendem Aufschrei und pfeifendem Gezisch die Mitte halten, machen eine solche Scene furchtbar schön. Man wird versucht zu glauben, die Göttlichkeit im Menschen sei mit einem unheimlichen Dämon der

Finsterniß in Streit gerathen und ringe nun diesen unter Tönen, wie sie nur der Hölle angehören können, allgewaltig zu Boden.

Es werden, wie ich höre, nie mehr als neunzig Nummern auf einmal gezogen, dafür aber wiederholen sich die Ziehungen häufig.

Leider steht dies verderbliche, demoralisirende und vorzugsweise die unbemittelten Klassen gänzlich aussaugende Lottospiel im Kirchenstaat in großem Ansehen und gedeihlicher Blüthe! Allerdings mag der Staat keine Lust verspüren, es abzuschaffen, wenn er auch von der Unsittlichkeit desselben überzeugt sein sollte; denn dem römischen Staate, der unter seiner enormen Schuldenlast fast zusammenbricht, erwächst aus dem Lotto eine seiner besten und gewissesten Einnahmen. Außer Grundsteuer, Monopolen und Zöllen trägt das Lotto am meisten ein. Man berechnet den Reingewinn desselben auf 1,100,000 Scudi, was ungefähr 1,650,000 Thalern unsern Geldes gleichkommen wird.

Einmal eingerissene Misbräuche, zumal, wenn sie gesetzlich anerkannt worden sind, wieder aufzuheben, mag schwer, zuweilen auch gefährlich sein. Dennoch darf ein in sich kräftiger und gesunder Staat vor so schwierigen Aufgaben nicht zurückschrecken. Wie man jetzt allerwärts in Deutschland darauf dringt, die fluchbringenden Spiel-

höllen zu zerstören, so müßte die päpstliche und mit ihr noch manche andere italienische und außeritalienische Regierung keine Mittel scheuen, das zwar langsamer, aber eben so gründlich, wie das Hazardspiel, ruinirende Lotto abzuschaffen. Leider geschieht gerade das Gegentheil! Anstatt ihm zu steuern, gewährt man ihm Vorschub, und unterstützt es auf alle Weise. Hat man doch blos seinetwegen die wie der abscheulichste Hohn aussehende Einrichtung getroffen, an Sonn- und Festtagen, wo alle Verkaufsläden geschlossen sein müssen, den Verkauf der Lottonummern zu erlauben! Sowohl bei Tageslicht wie bei Lampenschein kann man an solchen Gott geweihten Tagen überall auf dem Corso, der via de' Condotti und andern Straßen Rom's die Reihen der Lotterienummern vor Läden, deren Inhabern der Verkauf übertragen ist, aufgestellt sehen. Abends zumal leuchten sie weithin durch das Dunkel der Nacht, da man sie wie Transparents bunt erleuchtet. —

So oft ich das Volk in größerer Anzahl beisammen sah, immer zeigte es sich lebhaft, bei dem geringsten Anreiz sogar heftig und leidenschaftlich. Ich war daher sehr erfreut, als es hieß, der heilige Vater werde ein paar neue Cardinäle machen, weil ich glaubte, die schaulustige Menge werde bei dieser Feierlichkeit in Lust und Jubel seinen Gefühlen die Zügel schießen lassen. Die Wahl

derselben fiel einen Tag später, als die oben beschriebene Ziehung des Lotto. Ich hörte, daß nach jedesmaliger Cardinalswahl Rom zwei Abende hinter einander erleuchtet werde, und was könnte sich der Fremde lieber wünschen, als den Anblick einer Illumination dieser wunderbaren Stadt!

Da die Ernennung neuer Cardinäle im Vatican bei verschlossenen Thüren erfolgt, und mithin jeder Zutritt unmöglich ist, nimmt eigentlich Niemand daran Theil. Ohnehin kommen solche Ceremonien so häufig vor, daß der Eingeborne daran gewöhnt ist und sich nicht im Geringsten mehr darum kümmert. Nur dem Fremden ist es eine neue, der Beachtung werthe Erscheinung. Mit einiger Aufmerksamkeit sieht er am Morgen die purpurrothen Kutschen der Cardinäle mit den vielen ungemein reich gallonirten Bedienten hinten auf, nach dem Sanct Peter fahren und nach einigen Stunden wieder zurückkehren. Inzwischen treffen die Römer Anstalten zu der nach Ave Maria beginnenden Illumination.

Vor den Häusern der Gesandten katholischer Mächte werden Stäbe eingerammt, verziert mit den Farben des Landes, welches der betreffende Gesandte oder Consul beim päpstlichen Stuhle zu repräsentiren hat. Auf die Spitzen dieser Stäbe befestigt man brennende Fackeln. Ebenso verfahren die großen römischen Familien, die Fürsten Borg-

hese, Chigi, Ludovisii, Doria, Bracciano etc., desgleichen die Vorstände mancher Kirchen. Zugleich errichtet man vor den Palästen der neuen Cardinäle, wenn sie zufällig in Rom leben, bretterne Tribunen für Musikchöre, die mit Einbruch der Nacht darauf Platz nehmen und abwechselnd Märsche und Bruchstücke aus beliebten Opern zur Ergötzung des Publikums aufspielen. Sogar bekannte Strauß'sche und Lanner'sche Walzer habe ich bei dieser Gelegenheit in den Straßen Rom's erklingen und mit lebhaftem Bravorufen begrüßen hören.

Als nun der von vielen Fremden sehnlichst erwartete Abend herankam, das Glockengeläut verklungen war und der vielbesuchte Sammelplatz römischer und nichtrömischer Welt auf den schönen Anlagen des Monte Pincio sich leerte, versäumte ich nicht, mit einer Anzahl Befreundeter nach dem Corso zu eilen, um den Anfang der Illumination nicht zu verpassen. Sie fiel dürftig genug aus und würde uns entschieden lächerlich vorgekommen sein, hätte nicht etwas ächt Römisches dem an sich unbedeutenden Lichtgeflimmer für uns Bedeutung gegeben. Dies war die Beleuchtung öffentlicher Plätze, vornehmlich der Piazza Colonna.

Wir fanden, den Corso heraufkommend, den ganzen großen ein Viereck bildenden Platz mit hohlen Fässern umstellt, die mit dürrem Lorbeerreissig und Buchsbaum-

holz gefüllt waren. Große und kleine Gassenbrut beschäftigte sich sehr angelegentlich, diese Fässer in Brand zu stecken, was denn alsbald einen überraschend schönen Anblick gewährte. Die hochaufschlagenden von scharfer Tramontane in der klaren Luft in hundert feurige Arme und Zungen zerissenen Lohen beleuchteten blutroth die stolzen Paläste von der untersten Thürschwelle bis zur äußersten Zinne, und der schwarze Schaft der Antoninussäule mit seinen halbverwitterten Reliefs glühte wie ein dünner feuriger Thurm, nur der Heilige auf ihrer Spitze, geschirmt von den überragenden Steinplatten am Capitäl, blieb finster und hüllte sich in das matt leuchtende Blau des Himmels, aus dem die hellfunkelnden goldenen Sterne auf das kleinliche Erdenspiel herabsahen. In kurzer Zeit waren die dürren Fässer verbrannt, die Flammen erloschen, tiefe Schatten breiteten sich aus über die hohen Paläste und nur der Nordwind, der mit vermehrter Gewalt losbrach, trieb Schauer glühender Kohlen hoch über die Dächer und durch die finstern Gassen.

Auch vor vielen Privathäusern brannte man zu Ehren der neuen Cardinäle ähnliche Feuerwerke ab. Ueberall sammelten sich Neugierige, weniger, um die auflodernden Flammen als die Lichteffecte an nahen und fernen Gegenständen zu sehen. Diese sind in der That von schwer zu schildernder Herrlichkeit und übertreffen in mancher Hin-

sicht noch die ewigen Frieden athmende geisterartige Beleuchtung des Mondes. Deshalb fand ich auch die Bemerkung eines Künstlers, der sich mitten in Rom bei sternenheller Nacht eine recht große Feuersbrunst wünschte, so barbarisch sie klang, doch an und für sich gar nicht so unsinnig. Diese massenhaften Gebäude, diese Thürme und Kuppeln sehen nun einmal in Mondlicht und Flammengluth über alle Vorstellung schön und erhaben aus.

Sobald die letzten Feuer niedergebrannt waren, zerstob die Menge, um nach den Palästen der neuen Cardinäle zu eilen. Ich blieb nicht zurück, hatte Mühe genug, mich durch zahllose Karossen und Pferde durchzuzwängen und eroberte mir endlich einen Platz in unmittelbarer Nähe der für die Musiker errichteten Tribüne. Es war ein unglaubliches Getümmel vor dem Palast, nach dessen Pforten das ganze vornehme Rom in Prachtequipagen wallfahrtete, um den neuen Kirchenfürsten zu beglückwünschen. Die lange Wagenreihe versperrte ein paar Straßen, machte sich aber in der Volksmenge ohne Schwierigkeit Platz.

Hier nun fiel mir die Haltung dieser aus der gemischtesten Bevölkerung Rom's bestehenden Masse auf. Die vielen Tausende schoben und quetschten sich lautlos an einander fort, sahen hinauf nach den glänzend erleuchteten Fenstern des Palastes, vor denen zum Ueberfluß

noch Windlichter flackerten. Bisweilen sah man Prälaten, vornehme Weltmänner, geschmückte Damen an den offen stehenden hohen Fenstern vorüberwandeln. Da und dort blickten Einige der Gäste auf die wogende Zuschauermenge herab, was aber immer im Innern des Palastes vorgehen, wer sich am Fenster zeigen möchte, gleichviel ob Laie oder Priester, ob Bischof oder Cardinal, kein Zeichen des Beifalls oder Misvergnügens wurde vernommen. Selbst in längeren Pausen, wo die Musik schwieg, hörte man nur das dumpfe Surren einer harrenden großen Versammlung.

Diese beispiellose Ruhe unter einem Volke, das so gern und rückhaltslos momentanen Stimmungen sich überläßt, und zu lauten, ja heftigen Aeußerungen mehr denn zu viel aufgelegt ist, mußte mich überraschen. Solche Ruhe wäre bei ähnlichen Vorkommnissen selbst in dem besonnenen Deutschland nicht denkbar. Ohne wiederholte Lebehochs, ohne freudiges Jubelgeschrei der rohen Masse könnte ein so festlicher Abend nicht verlaufen. Woher also diese auffallende Erscheinung? Sollte das römische Volk so unendlichen Respekt haben vor einem neugemachten Kirchenfürsten, daß ihm buchstäblich das Wort auf der Zunge erstürbe? Oder wäre es geistige Stumpfheit, Gleichgiltigkeit oder Abneigung gegen die Person des zu so hohem Range Erhobenen? Auf alle diese Fragen

weiß ich keine Antwort zu geben. Der Schein aber, der freilich so häufig trügt, verräth am Ende doch, daß auch in die Brust des römischen Volkes, das so willig glaubt, so eifrig dem Ceremoniell, dem traditionellen Pomp der Kirche ergeben ist, ein Funke jener Flamme fiel, die Aufklärung heißt, und daß es wohl im Stillen zürnt, weil es ihm nicht gestattet wird, diesen winzigen Funken anzufachen und als Leuchte zu gebrauchen auf dem Wege zu geistigem Fortschritt und ächt christlicher Gesittung!

Eine melancholische Stimmung überfiel mich, als ich, umschwirrt von den scherzenden Tanzweisen der aufspielenden Musiker diese unheimlich schweigende Menschenmenge verließ. Sie kam mir vor, wie der glatte Spiegel des unergründlich tiefen Meeres vor dem Ausbruche eines Sturmes. Was kann, fragte ich mich, ja, was muß diesen mit dem Purpur der Kirche Bekleideten für eine Zukunft bevorstehen, wenn der hinfällige Greis, der sie heute zu Fürsten erhob, plötzlich abgerufen wird und der erledigte Stuhl Petri vor dem Sturme erzittert, der um seine Stufen tobt?!

13.

Fast in der Mitte des jetzigen Rom liegt das Pantheon, der größte, prachtvollste und unbeschädigste Tempel

der alten weltbeherrschenden Stadt. Auf allen sieben Hügeln sieht man die majestätische Kuppel dieses architektonisch vollendet schönen Baues über das Häusermeer der Stadt emporragen. Plünderungswuth feindlicher Heerführer und Eroberer, Veränderlichkeit der Zeiten und Sitten und moderner Ungeschmack haben freilich auch dies großartige Monument größter Opulenz aus den Zeiten römischer Macht vielfach seines herrlichsten Schmuckes beraubt. Von M. Agrippa erbaut, war es ursprünglich nicht zu einem Tempel bestimmt, sondern gehörte zu den Thermen des Augustus. Später weihte man es dem Jupiter Ultor und endlich allen Göttern. Bestehend aus einer unvergleichlich schönen Rotunde und einem von 16 kolossalen granitenen Säulen korinthischer Ordnung getragenen Porticus, würde es den größten Eindruck auf den Beschauer machen, wäre nicht die Harmonie des grandiosen Baues durch geschmacklose Zuthaten eines neueren Baumeisters für immer gänzlich zerstört worden. Es hat nämlich Bernini den unseligen Gedanken gehabt, zu beiden Seiten des Porticus oder vielmehr auf demselben zwei Glockenthürme aufzuführen. Dadurch wird der obere Giebel mehr als zur Hälfte verdeckt und, wenigstens von der Eingangsseite, auch die Wölbung der Kuppel. Man nennt sie mit Recht die Eselsohren des Bernini. Die ehernen Statuen, welche ehedem das Frontispiz der Vor-

halle schmückten und von dem atheniensischen Künstler Diogenes herrührten, sind ebenfalls verschwunden, desgleichen die bronzenen Thüren, statt deren man sich jetzt mit eisernen Gittern behilft. In der Mitte der Rotunde stand die Statue Cäsar's, in der Vorhalle jene des Agrippa. Acht Nischen im Innern des Tempels waren für Aufstellung von Götterstatuen bestimmt. Nur vier derselben haben noch ihre ursprüngliche Form, ihre kunstreich kannelirten Säulen von Giallo antico; die übrigen vier sind zu verschiedenen Zeiten restaurirt worden und theils mit Porphyr-, theils mit Granitsäulen verziert.

Unter Kaiser Phokas wurde das Pantheon in eine christliche Kirche umgeschaffen und heißt seitdem bei frommen katholischen Christen Santa Maria ad Martyres. Diesen Namen verdient es auch in der That und Wahrheit, denn man ließ es an nichts fehlen, um ihm die ächt christliche Weihe zu geben. Achtundzwanzig Fuder, sage Fuder, voll seltener Reliquien, alle von Märtyrern herstammend, ließ Bonifacius IV., unter dem diese Kirchenweihe erfolgte, in den heidnischen Boden vergraben und darauf das Hochaltar erbauen. Daß nach diesem frommem Werk aller heidnische Schmuck aus dem Innern entfernt werden mußte, war Sache der Nothwendigkeit, Consequenz der Kirche, und so riß man denn alle Karyatiden und Statuen vollends heraus und ließ sie für immer

verschwinden. Jetzt steht die prachtvolle Rotunde recht nüchtern aus. Außer den erwähnten vier wohl erhaltenen Nischen ist nur die Wölbung von den Neuerern unangetastet gelassen worden. Es würde freilich schwer gewesen sein, an diesem Meisterwerk etwas zu verbessern, indeß, starrem Fanatismus wird bisweilen auch das Unmögliche möglich. Sie besteht aus fünf Reihen herrlicher Casetten und endigt in einer großen runden Oeffnung von 27′ im Durchmesser. Diese Oeffnung ist nicht durch Glas verdeckt, sondern in jeder Jahreszeit offen. Ein sanfter Regen fiel melodisch rieselnd auf die grün angeflogenen Granitquadern nieder, als ich es zum ersten Male besuchte, und accompagnirte dem unverständlichen Gesange des eben messelesenden Priesters.

Es gibt Nächte, wo zur Zeit des Vollmondes die leuchtende Kugel gerade über die Kuppelöffnung des Pantheon rollt, und dieser Anblick verbunden mit der Beleuchtung der Rotunde soll voll wunderbaren Zaubers sein und einen nie zu verwischenden Eindruck in der Seele dessen, der sie einmal sah, hinterlassen. Ich war nicht so glücklich und mußte mich mit der bloßen Erzählung begnügen.

Das Pantheon ist die Ruhestätte von zwei der größten Maler Italiens. Raphael und Annibale Caracci liegen hier begraben. Einfache Marmorsteine, in die Mauer

eingefugt, erinnern an das unvergängliche Wirken dieser künstlerischen Genien.

An den Gräbern dieser göttlichen Menschen stehend, befiel mich der grillenhafte Gedanke, den ganzen noch übrigen Theil des Tages dem Besuch namhafter Todten zu widmen, und ich säumte keinen Augenblick, ihn auszuführen.

Die Pyramide des Cajus Cestius an der Porta San Paola ist bekanntlich der Ort, wo Engländer, deutsche Protestanten und Bekenner der griechischen Kirche, die in Rom vom Tode ereilt werden, eine Ruhestätte finden. Vom Pantheon bis zu dieser Pyramide ist es kein Spaziergang, sondern eine Wallfahrt, auf der man, lächelt einem das Glück, mancherlei Interessantes erleben kann. Die nicht fashionablen Quartiere Roms bilden ein solches Gewirr schmaler unsauberer Gassen, daß es noth thäte, man steckte ein Compaß ein, um sich nicht zu verlaufen. Gerade beim Pantheon nimmt dieses Gassenlabyrinth seinen Anfang, wenn man eine südwestliche Richtung einschlägt. Meinem leidlich guten Ortssinne vertrauend machte ich mich auf den Weg und kam auch, ohne viel vom gradesten Pfade abgewichen zu sein, an den schwarzen Ueberresten des Marcellustheaters heraus. Diese umfangreichen und großartigen Ruinen, bis zu einer Höhe von zwei Stockwerken noch leidlich erhalten und einen großen Halbkreis umschreibend, sind leider wie so viele andere Monu-

mente des Alterthums vom modernen Zeitgeiste entweiht worden. Alles was dauerhaft war an diesem unverwüstlichen Gemäuer, hat man ausgebaut und zu Wohnungen eingerichtet. Eine ganze Kolonie von Schreinern, Schustern, Schmieden, Schlossern, Korbflechtern und andern Handwerkern hat sich eingenistet unter den Bogen des ehemaligen Theaters und treibt nun auf gut neurömisch ihre prosaisch nützlichen Geschäfte.

Das Gebäude langsam umgehend fiel mir ein, daß Goethe während seines Aufenthaltes in Rom in der Nähe dieses Theaters häufig eine Weinschenke besucht habe, die seitdem bei den Deutschen in besondere Aufnahme gekommen sei und von dem Dichterfürsten ihren Namen führe. Ich fragte also nach der „Goethekneipe," sehr begierig, den Ort kennen zu lernen und da, wo unser größter Genius glückliche Stunden verlebt hatte, auch eine Fogliette zu trinken. Einer der tausend Straßenciceroni, die man überall antrifft, wo ein paar alte Steine in Rom noch fest über einander liegen, schmuzig und zerlumpt, wie es sich für ächte Nachkommen Sulla's ziemt, war hurtig an meiner Seite und geleitete mich wirklich in eine Osteria, von der er behauptete, es sei dies „la molto famosa osteria di Goethe" — „del poeta tedesco," setzte er hinzu, um zu beweisen, daß er Bildung besitze und sich

einem wißbegierigen Fremden mit gutem Gewissen als Führer anbieten könne.

Gott weiß, ob schadenfrohe Kobolde andere Menschen auch bisweilen auf so grausame Weise necken und an der Nase herumführen, wie mich, namentlich dann, wenn ich mit recht vollem Herzen, innerlich aufjauchzend vor freudiger Bewegung an irgend etwas mich ganz hingeben will! Der mir beigegebene Schutzgeist muß ein Verbrechen darin erblicken, denn er sorgt in der Regel dafür, daß meine schönsten Freuden in's Wasser fallen und total, rettungslos darin umkommen.

Just so ging es mir mit der ersehnten „Goethekneipe." Es war ein Loch und zwar kein gewöhnliches, sondern ein Loch, dem ich ein höchst deutsches Epitheton geben könnte, wenn ich nicht allzudeutsch zu werden fürchtete. Meiner Begeisterung für die Weinschenke unseres poetischen Altvaters fielen auf der Stelle die Flügel aus, ich empfand durchaus kein Bedürfniß, in diesen Räumen, auf solchen Bänken zu rasten und den Manen des Abgeschiedenen aus den mir zur Prüfung vorgezeigten Krystallschalen eine Libation darzubringen. Die menschliche Schwachheit war stärker in mir, als die Pietät gegen den großen Genius und den Ort, wo er geweilt, getrunken, gedichtet und geliebt hat oder doch haben soll. Ich ließ einen halben Paul auf den Tisch fallen und stolperte wieder

hinaus, um — frische Luft zu schöpfen, denn „da drinnen war's fürchterlich!"

Naiv fragte mich der halbbehoste Cicerone, ein etwa zwölfjähriger Bengel von listigem Aussehen, ob das nicht ein rechter Dichterwinkel sei? Ich bejahte und wollte ihn verabschieden, allein damit war dem Buben nicht gedient.

„O Signore," sagte er mit einer unbeschreiblichen Handbewegung, „ich könnte Ihnen noch sehr viel zeigen, wenn Sie mir vertrauen wollten!"

„Zum Beispiel, mein Lieber?"

„Da ist hier das Ghetto, ein paar Schritte bringen uns hin. Excellenz können da sehr schöne Judenmädchen sehen."

Das Ghetto — daran hatte ich noch gar nicht gedacht, und meine Wallfahrt zu den Todten verschiebend, rief ich dem verdienstlustigen Knaben ein „Vorwärts" zu. Ein alterthümlicher Thorweg bildet den Eingang zu dem vom übrigen christlichen Rom noch heut zu Tage durch eine hohe Mauer abgesonderten Judenquartier. Und seltsam — obwohl hier wie anderwärts die italienische Zunge klingt, obwohl alles Uebrige — Häuser, Umgebung, Luft ganz so sind, wie in andern italienischen Städten, läßt sich doch nicht verkennen, daß andere Menschen, ein anderes Volk mit anderen Grundsätzen hier hausen. Die Juden Roms, namentlich die älteren Männer und am

meisten junge Frauen und Mädchen haben ihren orientalischen Typus eben so treu sich bewahrt, wie die Juden in Krakau und Lemberg. Auch ihr Betragen gleicht auf ein Haar dem in Deutschland bekannten. Was im christlichen Rom nie vorkommen wird, daß irgend ein Handeltreibender den Vorübergehenden anruft, in sein Gewölbe zu treten und zu kaufen, das kann man hier in wenigen Minuten unzählige Male erleben. Alles fragt freundlich und äußerst zuvorkommend, was man befehle? „Che commanda, Signor?“ flötet die süßeste Mädchenstimme vor der Thür des Hauses, an der sie arbeitend steht, und schlägt dabei ein Paar der schönsten Augen auf, in deren verschleierten Tiefen unter heiterm Lächeln ewige Trauer weint. „Che è a vostro servizio, Eccellenza?“ fragt kreischend und minder freundlich eine grämliche Alte, die auf der Thürschwelle sitzend, abgetragene Schuhe säumt. Wohin man blickt, überall regen sich tausend Hände, bereit unermüdlich zu schaffen, zu verdienen, um die schwere Steuer pünktlich erlegen zu können, die der Humanismus des Christenthums dem auserwählten, seit so langen Jahrhunderten zertretenen Volke unter dem entwürdigendsten Ceremoniell noch immer auflegt! —

Ich kann mich nicht rühmen, ein enthusiastischer Verehrer der Juden zu sein, allein, was immer Gegründetes gegen ihre zähe Hartnäckigkeit in religiösen Dingen

gesagt werden mag — zugeben muß man doch, daß der Muth eines gottbegeisterten Märtyrers dazu gehört, um all das Entsetzliche, was man ihnen aufbürdete, mit solcher Ausdauer und Ergebenheit ertragen zu können. Während in Rom ein Drittheil der Bevölkerung vor Faulheit nicht weiß, was es beginnen soll, während Tausende lieber in Lumpen und schmuzig einhergehen, oder sich im Umkehren der Taschen Fremder üben, als arbeiten, müht dies kleine Häuflein verachteter Juden sich Tag und Nacht ab, schafft Jung und Alt, geht jedes Kind in ganzer Jacke und sieht man keinen einzigen Bettler unter ihnen! — O möchten doch diese stolzen trägen Römer von diesem verachteten Volke lieber lernen, was sie zu thun haben, um sich redlich zu ernähren und das Joch der Armuth abzuwerfen, als daß sie es noch immer ruhig mit ansehen, wie am Tage der Carnevalseröffnung die Aeltesten der Judenschaft auf's Capitol wandern, dort vor dem ersten Senator Rom's demüthig in die Kniee sinken und flehentlich um Schutz bitten müssen, damit sie noch ein Jahr in der Stadt der Cäsaren bleiben dürfen — eine Bitte die ihnen dadurch gewährt wird, daß der Senator seinen Fuß auf den Nacken des Aeltesten der Juden setzt!*)

---

*) Auch dieser entwürdigende Gebrauch ist von Pius IX. neuerdings aufgehoben worden.

An der Seite meines schmuzigen Cicerone, der hier sehr zu Hause zu sein schien und nicht unterließ, mir die schönsten Mädchen zu zeigen, deren es, wie in Rom überhaupt, auch in dem Ghetto auffallend viele gibt, durchwanderte ich die wenigen Gassen. Es summt und rumort darin, wie in einem Bienenkorbe, was den Glauben, es seien in diesem engen Raume große Schätze aufgehäuft, wohl rechtfertigen kann.

Führer zu bekommen ist in Italien leicht, sie wieder los zu werden gehört aber zu denjenigen Kunststücken, die nicht immer gelingen. Dies erfuhr ich an meinem wamslosen Begleiter, der eine so klettenartige Anhänglichkeit an mich zeigte, daß ich sehr gern die Geduld verloren hätte und einfach grob geworden wäre. Kleine Münze hilft in so kritischen Fällen nicht allemal, stoische Ruhe und geheuchelte Taubstummheit führen eher zum Ziel. Vor diesen doppelten Phalangen, die ich zu gleicher Zeit anrücken ließ, ergriff denn auch mein Cicerone, jetzt mein Plagegeist, die Flucht, nachdem er mir zuvor noch das Haus des Cola Rienzi, an dem nichts zu sehen, und die Cloaca maxima, in der vermuthlich sehr viel zu sehen sein mag, wenn man sich das Vergnügen machen und hineinkriechen will, gezeigt hatte. Ich fühlte keinen Beruf in mir zu solchen excentrischen unterirdischen Expeditionen, und entschlüpfte in dem Augenblicke, wo der

Falkenblick des Knaben ein paar neue Opfer seiner antiquarischen Bildung entdeckte.

Am Ufer der Tiber entlang unter den Felsen- und Mauervorsprüngen zerstörter antiker Gebäude führt ein angenehmer Weg bis zum Eingang nach den Prati del popolo Romano. Aus den Fluthen der gelben Tiber ragen die grauen verwitterten Pfeiler des alten Ponte Sublizio. Man kommt hart an ihnen vorbei. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des hier ziemlich breiten Flusses sieht man die umfangreichen Gebäude des Hospizes von San Michele, dem Aufenthaltsorte einer Menge leichter Verbrecher, Betrüger und Schuldner. Es bildet die Begrenzung Trasteveres auf dieser dem Mittelmeere zugekehrten Seite und stößt unmittelbar an die Stadtmauer, die hier durch das Hafenthor einen Ausgang hat.

Links zwischen den Erhebungen des Aventin und rechts zwischen breiten Ackerflächen läuft die Straße etwa noch eine halbe römische Miglie fort, ehe sie das festungsartige Thor von San Paola erreicht, neben welchem noch innerhalb der Stadtmauer die kleine Pyramide des Cestius sich erhebt. Ihre weißen Marmorplatten, womit die Backsteinmauern belegt sind, sind grau, hie und da ganz schwarz geworden, doch vielfach vom Fuße bis

zur Spitze mit Flechten und zarten frischgrünen Schlinggewächsen überzogen.

Hier nun, den Fuß der Pyramide berührend, im Angesicht der ewigen Stadt, im Angesicht aller Trümmer auf Aventin und Palatin und der stolz jenseit der Tiber sich aufbauenden Kuppelpracht des modernen Roms schlummern unsere deutschen und englischen Glaubensbrüder.

Ein Custode öffnet die Pforte der beiden Kirchhöfe, denn schon zwei Saatfelder hat sich der Tod hier angelegt. Sie gleichen den schönsten, wohlgepflegtesten Gärten. Dunkle Cypressen, schlanker Lorbeer, phantastische Cactusstauden, freundliche Myrthe, bescheidener Buchsbaum und üppiger Kirschlorbeer bilden um und zwischen den Gräbern die anmuthigsten Boskets nnd immer blühende Rosenhecken, so frisch und voll, wie man sie in dieser Jahreszeit selbst in Rom selten sieht, fassen die schmalen Sandgänge und die Kirchhofsmauer lieblich ein.

Obwohl der Gottesacker der Protestanten sehr eben liegt, zählt er doch mit unter die schönsten Punkte in Rom's nächster Umgebung. Man hätte den Ketzern füglich kein heimlicheres Plätzchen gönnen können, als diese stille Ebene im tausendjährigen Gottesfrieden der grauen Pyramide, dieses Sinnbildes ältester Priesterweisheit.

Die Gräber, an denen ich stille Andacht zu halten einsam hieher gewallfahrtet war, mochte ich mir vom Cu-

stode nicht zeigen lassen, ich wollte sie mir selbst aufsuchen, in der Hoffnung, bei diesem Geschäft manch interessante Grabschrift zu entdecken. Diese Hoffnung täuschte mich nicht. Ich fand manchen Namen, der schon früher mein Ohr berührt hatte, manchen, wobei mir die Grabschrift den Schmerz der Hinterlassenen verrieth. Uebrigens ruhen in den Gräbern an der Cestius-Pyramide Deutsche verhältnißmäßig am wenigsten, die meisten Opfer hat Altengland geliefert. Unter diesen trifft man auf viele zarte Blüthen, die der Tod im schönsten Lebensalter gebrochen hat.

Ich mußte lange suchen, ehe ich den Grabstein des Mannes entdeckte, der keinem gefühlvollen Deutschen gleichgiltig sein kann, weil er der einzige Sohn des Dichters war, den unser Volk, wenn es gerecht sein will, immer den größten wird nennen müssen. Es ist ein schmuckloser Stein, der die Stätte bezeichnet, wo Goethe's Sohn einsam den ewigen Schlaf schläft. Der Stein zeigt das Porträt des Verstorbenen im Relief, und eine lateinische — warum nicht eine deutsche? — Inschrift sagt, daß hier Goethe's Sohn begraben liege. Cypressen umflüstern melancholisch die Gruft des Dichtersohnes.

Um zu gesunden, um die Nacht des Seelengrames zu verscheuchen, um die Dämonen zu tödten, die den gesunden Kern seines Lebens angefressen, reiste er, wie früher der glücklichere Vater, nach dem Lande, das uns Deutschen

als Land der Verheißung gilt und doch so oft zum Lande der Täuschung wird. Und hier, wo der Vater geschwelgt hatte in Kunst und Natur, wo er den Angelpunkt für alle Lebenszukunft fand, wo ihm jeder Schleier gelüftet ward, der sein Auge noch düster umhüllte, hier, wohin ewig die Sehnsucht des Greises sein Denken und Erinnern trug — hier starb ihm der Sohn, der Einzige!

Shelley's Grab entdeckte ich zunächst. Gleich daneben liegt der Grabstein seines Freundes Hunt, der mit ihm zugleich auf den empörten Wogen des Meerbusens von Spezzia ertrank. Vor einigen Wochen hatte mir ein alter Schiffer in Livorno die Stelle gezeigt, wo Lord Byron, dieser dämonische Mensch mit dem weichen Herzen eines Kindes, dem todten Freunde den Scheiterhaufen schichten und seine Asche auf den Silberschaum der grollenden Brandung streuen ließ. Nur das Herz Shelley's, des bleichen Denkers, des friedlichen Atheisten, des Sängers zartester Lieder liegt hier begraben.

Noch andere Namen fand ich, deutsche, englische und russische, denen lange prunkende Grabschriften gesetzt waren, vielleicht, weil ihr Leben unbedeutend verlief, nur einen, den ich auch gern heimsuchen wollte, konnte ich nirgends entdecken — das Grab des Dichters Waiblinger ist mir entgangen. Auch der Custode kannte es nicht.

So verlebte ich ein paar unvergeßliche Stunden am

Fuß eder Pyramide. Die Mittagsstunde war längst vorüber, als ich, ein ächter sentimentaler Deutscher, mit Erinnerungsblättern reichlich versehen, den stillen Gottesacker verließ. Einmal außerhalb der Stadt, obschon noch innerhalb ihrer Mauern, schritt ich durch's Thor und schlug den Weg nach Ostia ein. Eine an der Straße von hohen Rosenbäumen überaus malerisch eingerahmte sogenannte Osteria con cucina (Weinschenke, in der man auch zu essen bekommt), wie es deren an allen Landstraßen in Menge gibt, gefiel mir durch Lage und Aussicht. Ich trat ein, ließ mir Wein geben und bestellte etwas zu essen. Der Wein war vortrefflich, weit besser, als man ihn gewöhnlich in den städtischen Osterien erhält, nur durfte man nicht übertriebene Anforderungen an reinen Tisch und sauberes Geschirr machen. Unter blühenden Rosenzweigen sitzend, die ein sanfter warmer Wind bewegte, vor mir in blaugoldenem Aetherduft die Stadt, zur Linken den Baumwald des Gerüstes, das man zum Wiederaufbau der vor einer Reihe von Jahren durch Blitzstrahl zerstörten Basilika des heiligen Paulus errichtet hat, verweilte ich, bis die Schatten länger wurden und der fette Nebelduft, welcher die Malaria bildet, in schweren blaugrauen Streifen über dem Tiberthale aufbrodelte.

Näher kommendes Kettengeklirr erregte meine Aufmerksamkeit. Es war ein langer Zug Galeerensklaven,

die bei dem erwähnten Kirchenbau zu Handlangern verwendet werden und jetzt, von einigen päpstlichen Dragonern eskortirt, nach der Stadt zurückzogen. Sie waren sehr munter, lachten und sprachen viel und zündeten sich, unbehindert von den Dragonern, ihre Cigarren an. Bei dieser Gelegenheit stolperte ein noch sehr jugendlich aussehender Mann über seine eigene Kette und fiel. Beim Aufstehen hörte ich ihn ganz gemüthlich ein „Kreuztausenddonnerwetter!" fluchen.

„Ei, ei, Freund," redete ich ihn an, „wenn das die Päpstlichen verständen, würden sie Euch vermuthlich den Kopf garstig waschen! Wie kommt Ihr in diese unangenehme Gesellschaft?"

Der arme Teufel wäre vor Freude, seine Muttersprache zu hören, bald nochmals gefallen. Höflichst grüßend riß er seine braun und blau gestreifte Mütze vom Kopfe, hielt sie mir entgegen und sagte:

„Ach, lieber gnädiger Herr und Landsmann, haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen und schenken Sie mir eine Kleinigkeit!"

Ich sah nach den zur Seite reitenden Dragonern, sie machten aber keine Miene den mit einem Unbekannten Sprechenden zur Ruhe verweisen zu wollen.

„Es ist erlaubt," fügte der Gefangene, meine

Gedanken errathend, hinzu. „Können wir uns etwas erbetteln, geht es uns besser.“

Ich schenkte dem Unglücklichen einige Paoli und fragte, was er verbrochen habe.

„Verbrochen?“ erwiederte er. „Du lieber Gott, ich habe Unglück gehabt! Ich trat als Freiwilliger zu dem päpstlichen Militär, weil es mir an Arbeit fehlte und ich ohne Unterstützung hätte verhungern müssen. Die harte Behandlnng eines Vorgesetzten brachte mich eines Tages in Wuth, ich vergriff mich an ihm und dafür zog man mir diese Jacke an.“

„Wie lange seid Ihr verurtheilt?“

„Blos auf zehn Jahre. Vier hab' ich bereits überstanden, bleiben noch sechs Rest, die ich mit Gottes Hilfe wohl auch noch ertragen werde.“

„Und was gedenkt Ihr dann zu thun?“

„Ich bettle mich zurück nach Deutschland oder gehe unter die Jesuiten, damit ich Reisegeld bekomme.“

„Seid Ihr Katholik?“

„Ja, gnädiger Herr!“

„Und woher des Landes?“

„Vom Rhein. — O, der Rhein ist doch schöner als die Tiber!“

Einer der Dragoner sprengte heran und warf dem Gefangenen einen strengen Blick zu, worauf dieser stumm

grüßend wieder in die Reihen seiner Kettengenossen zurücktrat.

Die schnell hereinbrechende Dämmerung hatte der Nacht weichen müssen, als ich die belebten Straßen Roms wieder betrat. Hier sollte ich zum Schluß des für mich so reichen Tages noch ein ächt römisches schauerliches Nachtbild haben. Aus einer der engen und krummen Straßen hörte ich dumpfes Gemurmel, unterbrochen von monoton plärrenden gesangähnlichen Tönen. Fackeln wurden in der Ferne sichtbar, dann bleich leuchtende Flämmchen unzähliger Lichter. Man trug eine Leiche, ein junges reiches Mädchen, wie man mir sagte, zu Grabe, und wenigstens fünf- bis sechshundert Ordensbrüder aller Farben begleiteten die Verstorbene. Solche Grabgeleite haben des Nachts etwas schauerlich Gespenstisches, da Alles, was dem geistlichen Stande angehört, mit Ausnahme des fungirenden Priesters, die Todtenkappe trägt. Es sind dies bei Einigen weiße, bei Andern schwarze Kappen, die über Kopf und Gesicht gestülpt werden, unter dem Kinne in langem Zipfel endigen und blos für Mund und Augen runde Oeffnungen haben. Ich konnte bemerken, daß die Schwarzbekappten lange weiße Kutten, die Weißbekappten dagegen schwarze Kutten trugen. Die Weißen führten den Zug an, die Schwarzen schloßen ihn. Zwischen Beiden aber drängten sich Massen von Mönchen aus allen möglichen Orden.

gesagt werden mag — zugeben muß man doch, daß der Muth eines gottbegeisterten Märtyrers dazu gehört, um all das Entsetzliche, was man ihnen aufbürdete, mit solcher Ausdauer und Ergebenheit ertragen zu können. Während in Rom ein Drittheil der Bevölkerung vor Faulheit nicht weiß, was es beginnen soll, während Tausende lieber in Lumpen und schmuzig einhergehen, oder sich im Umkehren der Taschen Fremder üben, als arbeiten, müht dies kleine Häuflein verachteter Juden sich Tag und Nacht ab, schafft Jung und Alt, geht jedes Kind in ganzer Jacke und sieht man keinen einzigen Bettler unter ihnen! — O möchten doch diese stolzen trägen Römer von diesem verachteten Volke lieber lernen, was sie zu thun haben, um sich redlich zu ernähren und das Joch der Armuth abzuwerfen, als daß sie es noch immer ruhig mit ansehen, wie am Tage der Carnevalseröffnung die Aeltesten der Judenschaft auf's Capitol wandern, dort vor dem ersten Senator Rom's demüthig in die Kniee sinken und flehentlich um Schutz bitten müssen, damit sie noch ein Jahr in der Stadt der Cäsaren bleiben dürfen — eine Bitte die ihnen dadurch gewährt wird, daß der Senator seinen Fuß auf den Nacken des Aeltesten der Juden setzt!*)

---

*) Auch dieser entwürdigende Gebrauch ist von Pius IX. neuerdings aufgehoben worden.

An der Seite meines schmuzigen Cicerone, der hier sehr zu Hause zu sein schien und nicht unterließ, mir die schönsten Mädchen zu zeigen, deren es, wie in Rom überhaupt, auch in dem Ghetto auffallend viele gibt, durchwanderte ich die wenigen Gassen. Es summt und rumort darin, wie in einem Bienenkorbe, was den Glauben, es seien in diesem engen Raume große Schätze aufgehäuft, wohl rechtfertigen kann.

Führer zu bekommen ist in Italien leicht, sie wieder los zu werden gehört aber zu denjenigen Kunststücken, die nicht immer gelingen. Dies erfuhr ich an meinem wamslosen Begleiter, der eine so klettenartige Anhänglichkeit an mich zeigte, daß ich sehr gern die Geduld verloren hätte und einfach grob geworden wäre. Kleine Münze hilft in so kritischen Fällen nicht allemal, stoische Ruhe und geheuchelte Taubstummheit führen eher zum Ziel. Vor diesen doppelten Phalangen, die ich zu gleicher Zeit anrücken ließ, ergriff denn auch mein Cicerone, jetzt mein Plagegeist, die Flucht, nachdem er mir zuvor noch das Haus des Cola Rienzi, an dem nichts zu sehen, und die Cloaca maxima, in der vermuthlich sehr viel zu sehen sein mag, wenn man sich das Vergnügen machen und hineinkriechen will, gezeigt hatte. Ich fühlte keinen Beruf in mir zu solchen excentrischen unterirdischen Expeditionen, und entschlüpfte in dem Augenblicke, wo der

Falkenblick des Knaben ein paar neue Opfer seiner antiquarischen Bildung entdeckte.

Am Ufer der Tiber entlang unter den Felsen- und Mauervorsprüngen zerstörter antiker Gebäude führt ein angenehmer Weg bis zum Eingang nach den Prati del popolo Romano. Aus den Fluthen der gelben Tiber ragen die grauen verwitterten Pfeiler des alten Ponte Sublizio. Man kommt hart an ihnen vorbei. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des hier ziemlich breiten Flusses sieht man die umfangreichen Gebäude des Hospizes von San Michele, dem Aufenthaltsorte einer Menge leichter Verbrecher, Betrüger und Schuldner. Es bildet die Begrenzung Trasteveres auf dieser dem Mittelmeere zugekehrten Seite und stößt unmittelbar an die Stadtmauer, die hier durch das Hafenthor einen Ausgang hat.

Links zwischen den Erhebungen des Aventin und rechts zwischen breiten Ackerflächen läuft die Straße etwa noch eine halbe römische Miglie fort, ehe sie das festungsartige Thor von San Paola erreicht, neben welchem noch innerhalb der Stadtmauer die kleine Pyramide des Cestius sich erhebt. Ihre weißen Marmorplatten, womit die Backsteinmauern belegt sind, sind grau, hie und da ganz schwarz geworden, doch vielfach vom Fuße bis

zur Spitze mit Flechten und zarten frischgrünen Schlinggewächsen überzogen.

Hier nun, den Fuß der Pyramide berührend, im Angesicht der ewigen Stadt, im Angesicht aller Trümmer auf Aventin und Palatin und der stolz jenseit der Tiber sich aufbauenden Kuppelpracht des modernen Roms schlummern unsere deutschen und englischen Glaubensbrüder.

Ein Custode öffnet die Pforte der beiden Kirchhöfe, denn schon zwei Saatfelder hat sich der Tod hier angelegt. Sie gleichen den schönsten, wohlgepflegtesten Gärten. Dunkle Cypressen, schlanker Lorbeer, phantastische Cactusstauden, freundliche Myrthe, bescheidener Buchsbaum und üppiger Kirschlorbeer bilden um und zwischen den Gräbern die anmuthigsten Bosketts nnd immer blühende Rosenhecken, so frisch und voll, wie man sie in dieser Jahreszeit selbst in Rom selten sieht, fassen die schmalen Sandgänge und die Kirchhofsmauer lieblich ein.

Obwohl der Gottesacker der Protestanten sehr eben liegt, zählt er doch mit unter die schönsten Punkte in Rom's nächster Umgebung. Man hätte den Ketzern füglich kein heimlicheres Plätzchen gönnen können, als diese stille Ebene im tausendjährigen Gottesfrieden der grauen Pyramide, dieses Sinnbildes ältester Priesterweisheit.

Die Gräber, an denen ich stille Andacht zu halten einsam hieher gewallfahrtet war, mochte ich mir vom Cu-

stode nicht zeigen lassen, ich wollte sie mir selbst aufsuchen, in der Hoffnung, bei diesem Geschäft manch interessante Grabschrift zu entdecken. Diese Hoffnung täuschte mich nicht. Ich fand manchen Namen, der schon früher mein Ohr berührt hatte, manchen, wobei mir die Grabschrift den Schmerz der Hinterlassenen verrieth. Uebrigens ruhen in den Gräbern an der Cestius-Pyramide Deutsche verhältnißmäßig am wenigsten, die meisten Opfer hat Altengland geliefert. Unter diesen trifft man auf viele zarte Blüthen, die der Tod im schönsten Lebensalter gebrochen hat.

Ich mußte lange suchen, ehe ich den Grabstein des Mannes entdeckte, der keinem gefühlvollen Deutschen gleichgiltig sein kann, weil er der einzige Sohn des Dichters war, den unser Volk, wenn es gerecht sein will, immer den größten wird nennen müssen. Es ist ein schmuckloser Stein, der die Stätte bezeichnet, wo Goethe's Sohn einsam den ewigen Schlaf schläft. Der Stein zeigt das Porträt des Verstorbenen im Relief, und eine lateinische — warum nicht eine deutsche? — Inschrift sagt, daß hier Goethe's Sohn begraben liege. Cypressen umflüstern melancholisch die Gruft des Dichtersohnes.

Um zu gesunden, um die Nacht des Seelengrames zu verscheuchen, um die Dämonen zu tödten, die den gesunden Kern seines Lebens angefressen, reiste er, wie früher der glücklichere Vater, nach dem Lande, das uns Deutschen

als Land der Verheißung gilt und doch so oft zum Lande der Täuschung wird. Und hier, wo der Vater geschwelgt hatte in Kunst und Natur, wo er den Angelpunkt für alle Lebenszukunft fand, wo ihm jeder Schleier gelüftet ward, der sein Auge noch düster umhüllte, hier, wohin ewig die Sehnsucht des Greises sein Denken und Erinnern trug — hier starb ihm der Sohn, der Einzige!

Shelley's Grab entdeckte ich zunächst. Gleich daneben liegt der Grabstein seines Freundes Hunt, der mit ihm zugleich auf den empörten Wogen des Meerbusens von Spezzia ertrank. Vor einigen Wochen hatte mir ein alter Schiffer in Livorno die Stelle gezeigt, wo Lord Byron, dieser dämonische Mensch mit dem weichen Herzen eines Kindes, dem todten Freunde den Scheiterhaufen schichten und seine Asche auf den Silberschaum der grollenden Brandung streuen ließ. Nur das Herz Shelley's, des bleichen Denkers, des friedlichen Atheisten, des Sängers zartester Lieder liegt hier begraben.

Noch andere Namen fand ich, deutsche, englische und russische, denen lange prunkende Grabschriften gesetzt waren, vielleicht, weil ihr Leben unbedeutend verlief, nur einen, den ich auch gern heimsuchen wollte, konnte ich nirgends entdecken — das Grab des Dichters Waiblinger ist mir entgangen. Auch der Custode kannte es nicht.

So verlebte ich ein paar unvergeßliche Stunden am

Fuß der Pyramide. Die Mittagsstunde war längst vorüber, als ich, ein ächter sentimentaler Deutscher, mit Erinnerungsblättern reichlich versehen, den stillen Gottesacker verließ. Einmal außerhalb der Stadt, obschon noch innerhalb ihrer Mauern, schritt ich durch's Thor und schlug den Weg nach Ostia ein. Eine an der Straße von hohen Rosenbäumen überaus malerisch eingerahmte sogenannte Osteria con cucina (Weinschenke, in der man auch zu essen bekommt), wie es deren an allen Landstraßen in Menge gibt, gefiel mir durch Lage und Aussicht. Ich trat ein, ließ mir Wein geben und bestellte etwas zu essen. Der Wein war vortrefflich, weit besser, als man ihn gewöhnlich in den städtischen Osterien erhält, nur durfte man nicht übertriebene Anforderungen an reinen Tisch und sauberes Geschirr machen. Unter blühenden Rosenzweigen sitzend, die ein sanfter warmer Wind bewegte, vor mir in blaugoldenem Aetherduft die Stadt, zur Linken den Baumwald des Gerüstes, das man zum Wiederaufbau der vor einer Reihe von Jahren durch Blitzstrahl zerstörten Basilika des heiligen Paulus errichtet hat, verweilte ich, bis die Schatten länger wurden und der fette Nebelduft, welcher die Malaria bildet, in schweren blaugrauen Streifen über dem Tiberthale aufbrodelte.

Näher kommendes Kettengeklirr erregte meine Aufmerksamkeit. Es war ein langer Zug Galeerensklaven,

die bei dem erwähnten Kirchenbau zu Handlangern verwendet werden und jetzt, von einigen päpstlichen Dragonern eskortirt, nach der Stadt zurückzogen. Sie waren sehr munter, lachten und sprachen viel und zündeten sich, unbehindert von den Dragonern, ihre Cigarren an. Bei dieser Gelegenheit stolperte ein noch sehr jugendlich aussehender Mann über seine eigene Kette und fiel. Beim Aufstehen hörte ich ihn ganz gemüthlich ein „Kreuztausenddonnerwetter!" fluchen.

„Ei, ei, Freund," redete ich ihn an, „wenn das die Päpstlichen verständen, würden sie Euch vermuthlich den Kopf garstig waschen! Wie kommt Ihr in diese unangenehme Gesellschaft?"

Der arme Teufel wäre vor Freude, seine Muttersprache zu hören, bald nochmals gefallen. Höflichst grüßend riß er seine braun und blau gestreifte Mütze vom Kopfe, hielt sie mir entgegen und sagte:

„Ach, lieber gnädiger Herr und Landsmann, haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen und schenken Sie mir eine Kleinigkeit!"

Ich sah nach den zur Seite reitenden Dragonern, sie machten aber keine Miene den mit einem Unbekannten Sprechenden zur Ruhe verweisen zu wollen.

„Es ist erlaubt," fügte der Gefangene, meine

Gedanken errathend, hinzu. „Können wir uns etwas erbetteln, geht es uns besser."

Ich schenkte dem Unglücklichen einige Paoli und fragte, was er verbrochen habe.

„Verbrochen?" erwiederte er. „Du lieber Gott, ich habe Unglück gehabt! Ich trat als Freiwilliger zu dem päpstlichen Militär, weil es mir an Arbeit fehlte und ich ohne Unterstützung hätte verhungern müssen. Die harte Behandlnng eines Vorgesetzten brachte mich eines Tages in Wuth, ich vergriff mich an ihm und dafür zog man mir diese Jacke an."

„Wie lange seid Ihr verurtheilt?"

„Blos auf zehn Jahre. Vier hab' ich bereits überstanden, bleiben noch sechs Rest, die ich mit Gottes Hilfe wohl auch noch ertragen werde."

„Und was gedenkt Ihr dann zu thun?"

„Ich bettle mich zurück nach Deutschland oder gehe unter die Jesuiten, damit ich Reisegeld bekomme."

„Seid Ihr Katholik?"

„Ja, gnädiger Herr!"

„Und woher des Landes?"

„Vom Rhein. — O, der Rhein ist doch schöner als die Tiber!"

Einer der Dragoner sprengte heran und warf dem Gefangenen einen strengen Blick zu, worauf dieser stumm

grüßend wieder in die Reihen seiner Kettengenossen zurücktrat.

Die schnell hereinbrechende Dämmerung hatte der Nacht weichen müssen, als ich die belebten Straßen Roms wieder betrat. Hier sollte ich zum Schluß des für mich so reichen Tages noch ein ächt römisches schauerliches Nachtbild haben. Aus einer der engen und krummen Straßen hörte ich dumpfes Gemurmel, unterbrochen von monoton plärrenden gesangähnlichen Tönen. Fackeln wurden in der Ferne sichtbar, dann bleich leuchtende Flämmchen unzähliger Lichter. Man trug eine Leiche, ein junges reiches Mädchen, wie man mir sagte, zu Grabe, und wenigstens fünf- bis sechshundert Ordensbrüder aller Farben begleiteten die Verstorbene. Solche Grabgeleite haben des Nachts etwas schauerlich Gespenstisches, da Alles, was dem geistlichen Stande angehört, mit Ausnahme des fungirenden Priesters, die Todtenkappe trägt. Es sind dies bei Einigen weiße, bei Andern schwarze Kappen, die über Kopf und Gesicht gestülpt werden, unter dem Kinne in langem Zipfel endigen und blos für Mund und Augen runde Oeffnungen haben. Ich konnte bemerken, daß die Schwarzbekappten lange weiße Kutten, die Weißbekappten dagegen schwarze Kutten trugen. Die Weißen führten den Zug an, die Schwarzen schlossen ihn. Zwischen Beiden aber drängten sich Massen von Mönchen aus allen möglichen Orden.

Das lautlose Schlürfen dieser Todtenbrüder, ihr monotones dumpfes Lallen lateinischer Gebete, die wie Zauberformeln klangen, das scheue Zurückweichen des Volkes, das sich gläubig bekreuzte, endlich der häßliche trogartige niedrige Sarg, den nur vier Männer trugen und der mir grade wie ein Mumienkasten mit schwarzem Tuch behangen, vorkam — dies Alles zusammen gab ein Ensemble, vor dem Einem die Haare zu Berge steigen konnten. Dabei schritt die ganze Gesellschaft mit einer entsetzlichen Hast vorwärts, als fürchte Einer den Andern oder als suche man sich des Verstorbenen sobald wie möglich zu entledigen. — Als der Zug vorüber war, mußte ich mich wirklich besinnen, ob dies grauenvolle Nachtbild Wirklichkeit oder blos Spiel meiner Einbildung gewesen sei. Ich dankte Gott, als ich den blauen Himmel wieder über mir sah und das heitere Geräusch des Lebens die so eben vernommenen Töne des Todes übertäubte.

14.

Ich kann mich deutlich eines Bildes erinnern, das vor einigen Jahren auf einer Gemäldeausstellung in Deutschland Aufsehen erregte. Dasselbe stellte die vielbesungene Grotte der schönen Nymphe Egeria dar. Die rieselnde Quelle vor dem eigenthümlichen Grottengewölbe, das üppig

wuchernde Schlinggewächse in prächtig grüne Schatten hüllen, zu sumpfigem Teich ausgeweitet, verbirgt ihre spiegelnden Gewässer unter ehrwürdigen Oelbäumen. In der Ferne öffnet sich eine Aussicht auf das Gebirge, von dessen Kuppen der hohe Monte cavo mit dunkelblauem Haupt über die Campagna herüberwinkt.

Dieses sehr anziehende Gemälde trat mir lebhaft wieder vor die Seele, als ich eines schönen Tages vom Glockenthurme des Capitols meine Blicke über Stadt und Land schweifen ließ und der Führer mir die Gegend jenes berühmten Thales, den Hain der Nymphe und hinter diesem das thurmartige Gebäude zeigte, das über alle Ruinen der Campagna hervorragt und als Grabmahl der Cäcilia Metella einen weltbekannten Namen besitzt. Der Wunsch, diesem für mich in poetische Zauber gehüllten Thale einen Besuch abzustatten, ward sofort in mir lebendig und ich zögerte nicht, ihn noch desselbigen Tages zu befriedigen.

Die berühmteste und wichtigste Straße des alten Rom, die Via Appia, jener großartige Verbindungsweg zwischen der weltbeherrschenden Stadt und dem glücklichen Capua, eingefaßt und umgeben von den imposantesten Grabmonumenten vornehmer und reicher Römer, führt in die Nähe des Thales, das links von derselben in kaum merklicher Einsenkung ausmündet. Noch inner-

halb des Thores San Sebastiana hinter den ungeheuren Ruinen der Caracallischen Thermen beginnen die Gräber, von denen ich nur das Grabmahl der Scipionen erwähnen will. Der prächtige Sarkophag des Cornelius Lucius Scipio Barbatus, wie die wohlerhaltene Inschrift daran sagt, der jetzt eine Zierde des Vatican ist und zugleich mit dem göttlich erhabenen Torso die kleine Rotunde am Eingange des Museo Pio-Clementino schmückt, ward hier gefunden. Bei jedem Schritt wird man an das Alterthum oder an die ersten Zeiten des Christenthums erinnert. Die sanft rieselnden Quellen des winzigen Almo erzählen von den Geheimnissen des Cybeledienstes, denn in den Gewässern dieses unscheinbaren Flüßchens wuschen ja die Priesterinnen das Bild der von ihnen verehrten Göttin. Ein Kirchlein, das prunklos links von der Straße liegt und den Namen „Domine quo vadis" führt, verdankt seine Erbauung und sein Fortbestehen einer in Rom sehr bekannnten und vom Volke heilig gehaltenen Sage. Als nämlich Petrus im Kerker lag, des Todes wartend, der ihm bevorstand, überfiel ihn eine menschliche Schwäche, und uneingedenk des Beispiels seines Herrn und Meisters flehte er zu Gott um Errettung. Sein Gebet fand wirklich Erhörung, die Mauern seines Kerkers öffneten sich und der heilige Apostel hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich möglichst schnell aus dem

Staube zu machen. Schon lag die Stadt hinter dem Flüchtigen, da begegnet er an der Stelle, wo jetzt die kleine Kirche steht, dem geliebten Meister. Erstaunt über solch unbegreifliches Zusammentreffen fragt er den Gottessohn: „Herr, wohin gehst Du?“ und erhält darauf die ihn beschämende Antwort: „Nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen!“ Diese Worte des Welterlösers wirkten so gewaltig auf Petrus, daß er, sein Unrecht erkennend, Christum um Verzeihung bat, stehenden Fußes in sein Gefängniß zurückkehrte und freudig den Märtyrertod erlitt.

Unfern dieses auch Santa Maria delle palme genannten Kirchleins verläßt man die Appische Straße und biegt auf schlechtem Feldwege nach dem berühmten Thal der Egeria ab, wenn es erlaubt ist, eine flache Einsenkung, die hüben und drüben von wenig Gebüsch umstanden ist, ein Thal zu nennen. Der Weg dahin würde langweilig sein, sähe man nicht zur Linken die Thürme Rom's und in der Landschaft zerstreut braune Trümmer der Vergangenheit — Gräber, Tempelüberreste, Mauern alter Villen und dergleichen. Unvermuthet steht man plötzlich vor dem Eingange der Grotte, die freilich in nichts die Erwartungen eines poetisch gestimmten Gemüthes befriedigt. Unansehnliches Gemäuer, von immergrünen Epheuranken malerisch umschlungen, überbaut die Quelle, zu der

durch Schmutzwasser und Koth ein kaum betretbarer Pfad führt. Dumpfe Laute, wie von einem Schlägel herrührend, drangen aus dem Gemäuer hervor, und als ich nun endlich das Innere der Grotte überblicken konnte, da sah ich — nicht etwa eine im Glanz unvergänglicher Jugendschönheit strahlende Göttin, auch nicht ein schönes Landmädchen mit dunklen Locken und flammenden Augen, nein — ich sah wirklich blos einen lumpigen Bauerkerl, der auf einem steinernen Troge ein Stück graue Wäsche mit hölzernem Schlägel bearbeitete und dasselbe von Zeit zu Zeit in dem heiligen Quell der Nymphe hin- und herschlenkerte! Wenn vor solchem Besuch reizende Nymphen, mögen sie nun sterblicher oder unsterblicher Natur sein, ausreißen und die ehedem so heilige Grotte nunmehr verwaist dasteht, in brüchisches Moor verwandelt, so darf man sich darüber nicht wundern. Das schöne Abbild derselben, das ich im Geiste mit mir trug, konnte ich in der Natur nicht wieder finden, selbst die malerische Umgebung mußte nur in der schöpferischen Phantasie des Künstlers existirt haben. Und so hatte ich denn abermals einen Beweis, wie häufig bei Abbildungen historisch berühmter Orte die Maler sich verschönernde Ausschmückungen erlauben, um den Zauber nicht zu zerstören, der seit undenklichen Zeiten um sie webt und immer und immer neue Schaaren Gläubiger anlockt.

Auch an den gepriesenen Hain der Egeria muß man nur bescheidene Anforderungen machen. Er liegt kaum ein paar hundert Schritte von der Grotte entfernt auf unbedeutender Hügelanschwellung und besteht aus einem kleinen schattigen Wäldchen schöner Immergrüneichen. Für heilig scheint er dem heutigem Geschlecht nicht mehr zu gelten, denn sehr unzweideutige Spuren unter seinem leis säuselnden Schattendach verriethen, daß er häufig ein beliebter Aufenthalt für Hornvieh sein muß, das von den weiten Triften der Campngna sich gern in dieses kühle Wäldchen flüchten mag. Unsere Begriffe von Hain und Wald passen auf italienische Wälder durchaus nicht, da es, ausgenommen in Gebirgen und an einigen Küstenstrichen, nur Anfänge von Wäldern gibt, die meistentheils aus kleinen Immergrüneichen oder dünnen und wenig Schatten gewährenden Pinien bestehen. Schön aber, unbeschreiblich schön liegt dieser Hain der Egeria. So wie man aus seiner grünen Dämmerung heraustritt, steht man mitten in der Campagna, die gerade hier eine außerordentlich großartige Wirkung macht, da man in unabsehbarer Weite die langen Bogenlinien der Wasserleitungen, die Trümmer von Roma vecchia, die alten Mauerreste vom Circus des Maxentius, die zerborstenen Grabmonumente an der Appischen Straße und endlich den hohen, dicken mit kannelirten Zinnen geschmückten Thurm

durch Schmutzwasser und Koth ein kaum betretbarer Pfad führt. Dumpfe Laute, wie von einem Schlägel herrührend, drangen aus dem Gemäuer hervor, und als ich nun endlich das Innere der Grotte überblicken konnte, da sah ich — nicht etwa eine im Glanz unvergänglicher Jugendschönheit strahlende Göttin, auch nicht ein schönes Landmädchen mit dunklen Locken und flammenden Augen, nein — ich sah wirklich blos einen lumpigen Bauerkerl, der auf einem steinernen Troge ein Stück graue Wäsche mit hölzernem Schlägel bearbeitete und dasselbe von Zeit zu Zeit in dem heiligen Quell der Nymphe hin- und herschlenkerte! Wenn vor solchem Besuch reizende Nymphen, mögen sie nun sterblicher oder unsterblicher Natur sein, ausreißen und die ehedem so heilige Grotte nunmehr verwaist dasteht, in brüchisches Moor verwandelt, so darf man sich darüber nicht wundern. Das schöne Abbild derselben, das ich im Geiste mit mir trug, konnte ich in der Natur nicht wieder finden, selbst die malerische Umgebung mußte nur in der schöpferischen Phantasie des Künstlers existirt haben. Und so hatte ich denn abermals einen Beweis, wie häufig bei Abbildungen historisch berühmter Orte die Maler sich verschönernde Ausschmückungen erlauben, um den Zauber nicht zu zerstören, der seit undenklichen Zeiten um sie webt und immer und immer neue Schaaren Gläubiger anlockt.

Auch an den gepriesenen Hain der Egeria muß man nur bescheidene Anforderungen machen. Er liegt kaum ein paar hundert Schritte von der Grotte entfernt auf unbedeutender Hügelanschwellung und besteht aus einem kleinen schattigen Wäldchen schöner Immergrüneichen. Für heilig scheint er dem heutigem Geschlecht nicht mehr zu gelten, denn sehr unzweideutige Spuren unter seinem leis säuselnden Schattendach verriethen, daß er häufig ein beliebter Aufenthalt für Hornvieh sein muß, das von den weiten Triften der Campngna sich gern in dieses kühle Wäldchen flüchten mag. Unsere Begriffe von Hain und Wald passen auf italienische Wälder durchaus nicht, da es, ausgenommen in Gebirgen und an einigen Küstenstrichen, nur Anfänge von Wäldern gibt, die meistentheils aus kleinen Immergrüneichen oder dünnen und wenig Schatten gewährenden Pinien bestehen. Schön aber, unbeschreiblich schön liegt dieser Hain der Egeria. So wie man aus seiner grünen Dämmerung heraustritt, steht man mitten in der Campagna, die gerade hier eine außerordentlich großartige Wirkung macht, da man in unabsehbarer Weite die langen Bogenlinien der Wasserleitungen, die Trümmer von Roma vecchia, die alten Mauerreste vom Circus des Maxentius, die zerborstenen Grabmonumente an der Appischen Straße und endlich den hohen, dicken mit kannelirten Zinnen geschmückten Thurm

überblickt, der die Grabstätte der Cäcilia Metella bezeichnet. Den Horizont begrenzt das duftige blaue Albaner Gebirge.

Weg und Steg kennt man nicht in der Campagna, eben so wenig respektirt man die vielen Einzäunungen, die kreuz und quer, Hügel auf, Hügel ab laufen und nur zu Abgrenzungen der Weidetriften dienen. Auf diesen unbebauten, völlig wüsten und nur mit hohem verdorrtem Grase, mit stachlichem Ginster und strauchartigen Disteln bewachsenen Feldmarken gedeihen Eidechsen und Schlangen vortrefflich, weshalb auch alle Campagnolen und Vignerolen die Gamballen, d. h. steife von starkem Leder gemachte, Fuß und Schienbein schützende Gamaschen tragen.

Der Circus des Maxentius, früher noch Caracalla genannt, verdankt seine Reinigung von Schutt dem Herzoge von Bracciano. Es sind noch genug Trümmer von ihm übrig, daß man sich ohne große Mühe eine deutliche Vorstellung von Form und Einrichtung aller Circus machen kann. Beide Eingänge mit einem Theil ihrer riesigen Mauern sind wohl erhalten, eben so die Erhöhungen, auf denen die Sitze für die Zuschauer angebracht waren. Seine Länge beträgt wohl dreimal die Breite. Von der Spina, jener Mauer, welche den Circus in zwei gleiche Hälften theilte und an deren Enden die Metä standen, ist keine Spur mehr vorhanden, dagegen lassen sich die

Punkte, wo die Schranken waren, leicht erkennen. Dieser Circus soll an 20,000 Zuschauer gefaßt haben, was mir im Verhältniß zu seinem großen Umfange eher zu wenig, als zu viel erscheint.

Obwohl das Grabmal der Cäcilia Metella jetzt nur noch Ruine ist, und vielleicht im Laufe der Zeit noch mehr verfällt, verdient es doch einen Besuch schon seines fast unzerstörbaren Mauerwerkes wegen, von dem wir Neuern gar keinen Begriff haben. Gegen solche Bauten sind unsere locker zusammengefügten Ziegelhäuser, ja selbst unsere Quadersteinmauern doch immer bloßes Kinderspiel. Hammer und Kelle verstanden die Römer gründlich zu handhaben, das sieht man bei den unscheinbarsten Ruinen, von denen kein Stein mehr übrig sein würde, hätten sie so unverzeihlich gepfuscht, wie man dies heut zu Tage liebt. Die Römer bauten viel mit Ziegeln, die lang, breit und dünn waren, bisweilen aber auch viereckig, und dennoch haben diese Ziegelbauten zweitausend Jahre überdauert, so daß man Quadersteine und zusammengekittete Ziegel in bunter Mischung noch jetzt an vielen Bauwerken den Stürmen der Zeit Trotz bieten sieht.

Leider hat das erwähnte Grabmal nicht mehr seine ursprüngliche Gestalt. Das Mittelalter umgab das Gebäude mit einem Kranz von Zinnen, um es in eine kleine Festung zu verwandeln. Diese Zinnen sind noch größten-

theils wohl erhalten. Wo sie die Zeit zernagt hat, wuchert immergrünes Gesträuch und Epheu, dieser unvergleichlich schöne Schmuck aller Ruinen des Südens. Ein prächtiger Fries mit schönen Skulpturen, unter denen eine Menge von Stierköpfen auffallen, umgibt den obern Rand des Gemäuers unterhalb den mittelalterlichen Festungszinnen, und diese Stierköpfe mögen Ursache sein, daß das Grabmal im Munde des Volkes „Capo di Bove" heißt. Ein wahres Mosaik von Fragmenten der Skulptur, verstümmelte Inschriften, architektonische Zierrathen, kopflose Statuen, Wappenschilder ꝛc. sind in der an das Thurmrund stoßenden Mauer eingefügt. Es sollen Ueberreste sein, die man unter den Trümmern der nächsten Umgegend aufgefunden hat und auf solche Weise vor gänzlicher Zerstörung zu sichern wußte.

Erst nach Sonnenuntergang traten wir, diesmal die Appische Straße verfolgend, den Rückweg nach der Stadt an. Es war eine klare, sternen- und mondhelle Nacht, die um alle Gegenstände ihren eigenthümlichen Zauber wob. Ein munteres Treiben belebte fortwährend die Straße. Bald trabten müde Esel mit leeren Körben, statt der Waaren ihre Herren tragend, vorüber, bald begegnete uns ein Zug schwer bepackter Maulthiere, deren Glocken wir noch lange über dem Leichenfeld der Campagna läuten hörten. Die kolossalen, thurmhohen, vielfach zerbor-

stenen Mauern der Bäder Caracalla's mit ihren Bogen-
wölbungen und Fensterhöhlen sahen so wunderbar groß-
artig, so schauerlich reizend aus, daß mich der Gedanke
beschlich, in dieser stillen klaren Mondnacht der bewunde-
rungswürdigsten Ruine Roms, dem Kolosseum, einen Be-
such abzustatten. Mein Vorschlag fand Beifall und wir
bogen in die breite Via di San Gregorio ein, welche die
Höhen des Cölius mit den Klostergebäuden der Passio-
nisten und den halbverschütteten Felsenhöhlen, in denen
man ehedem die wilden Thiere aufbewahrte, welche zu den
Kampfspielen im Flavischen Theater bestimmt waren und
durch unterirdische Gänge mit der Arena selbst in Ver-
bindung standen, von dem gegenüber sich ausbreitenden
Palatin, dem verwüsteten Leichenacker der Kaiserpaläste
scheidet. Blendend hell lag der Mondschein auf dem weiß-
lichen Pflaster, die vereinzelt stehenden dunklen Mauern
und Pfeiler, die letzten Ueberbleibsel von Domitians pracht-
vollen Bauten, tauchten gespenstisch leuchtend aus der
unbewohnten Oede der Vignen auf, die zu der entzückend
gelegenen Villa Mils führen. Die wenigen Palmen auf
diesen Trümmern neigten trauernd ihre Blätterkronen und
mochten sich wohl unheimlich fühlen in diesen Umgebungen.

Der Triumphbogen des Constantin, nächst dem des
Titus am besten erhalten, warf einen breiten Schatten
auf die Straße, als wolle er uns den Anblick des Ko-

losseums verbergen, dessen silbergrau blitzende Zinnen immer deutlicher und grandioser vor uns aufstiegen und bald in ihrer ganzen enormen Ausdehnung sammt dem wirklich grauenhaften Schatten, den das ungeheure Gebäude gegen den Cölius warf, sichtbar wurden. Rund um das alte Theater wie auf dem Forum war es todtenstill, nur ein Glöcklein ließ in ziemlicher Entfernung seine lallende Stimme hören. Mit wirklichen Gefühlen der Ehrfurcht nahte ich mich den unermeßlichen Mauern, trat in die Wölbungen und legte neugierig schüchtern mein Gesicht an das Gitter. Dieser einzige Blick in die mehr als zur Hälfte vom klarsten Mondlicht erfüllte Arena mit ihren schräg ansteigenden Pfeilern, Wölbungen, Treppenstufen, dem Kreuz in der Mitte, den Altären rundum und den Laubbehängen, die wie Haare der Erynnien von den Simsen und Fensterbögen herabflatterten, macht einen Eindruck, den keine Feder beschreiben kann. Ein Soldat schritt wachehaltend im Innern auf und ab; seine Gestalt erschien bald im Mondlicht, bald verschwand sie im Schatten des Riesengebäudes. Der Custode öffnete die Thür und ließ uns in den weiten Raum der Arena treten.

Ist es schon ein großer Genuß, die Straßen Roms zur Nachtzeit und namentlich bei Mondlicht zu durchwandern, so steigert sich dieser Genuß zum höchsten Entzücken beim Besuch des Kolosseums. Unverweilt folgten

wir dem Führer und stiegen die hölzerne Treppe zum untersten Stockwerke des Gebäudes hinauf. Wenn man von hier aus unter den majestätischen Bogengewölben fortgeht bis zu dem östlichen dem Esquilin zugekehrten Haupteingangsthore, so hat man einen der schönsten, weil vollständigsten Ueberblick über das kolossale ovale Rund des Theaters. Im zerfließenden Silberglanz des nächtlichen Gestirnes ähnelt das Kolosseum von diesem Punkte aus einem versteinerten Auge, das in ruhiger Klarheit zum Himmel aufschaut und dessen schließendes Lid jenes Segeltuch war, das bei den Schaustellungen ausgespannt ward. Mit schnellem Blick überfliegt man sämmtliche Rippen der allmälig bis zum überwölbten Bogenkranz aufsteigenden Sitzreihen durch alle vier Stockwerke. Man sieht Ruinen vom Palatin durch die hohe breite Oeffnung des kaiserlichen Thores schimmern, durch dessen Pforten sowohl der Kaiser mit seiner Begleitung eintrat, als auch die Opferzüge, mit denen jedesmal die Spiele eröffnet wurden. Ueberläßt man sich nun an solchen Orten in heiligem Schweigen der Nacht, von Niemand gestört und belauscht, dem Flug seiner Gedanken, dem ergänzenden Bilderspiel seiner Phantasie, so wird man alsbald die hehren Trümmer aus Schutt und Moder sich erheben und in berückender Pracht harmonischer Vollendung wie in den Tagen ihres Glanzes vor sich erstehen sehen.

Die steinerne Ellipse langsam umwandelnd erstieg ich das zweite und dritte Gestock des Gebäudes und gewann in dieser Höhe einen Ueberblick auf die fern dämmernde Stadt, da ein sehr beträchtlicher Theil des Amphitheaters auf dieser Seite weggerissen worden ist und man die niedrigen Wände hier ganz überschauen kann. Gerade dieser mangelnde Theil gibt den deutlichsten Begriff von seiner gigantischen Größe. Denn aus Steinen des Kolosseums erbaute man im Verlauf mehrerer Jahrhunderte den umfangreichen venetianischen Palast, die Cancellaria und den Palast Farnese, alles Gebäude, die mit den großartigsten Schlössern wetteifern können. Und außerdem verbrauchte man noch Unmassen von Steinen, um Kalk daraus zu brennen!

Der Mond stand jetzt schräg über der wohl erhaltenen Nordhälfte des Theaters und erhellte die ganze Arena mit sammt den mattgrau und goldfalb leuchtenden Stufenmassen bis zu dem festen mit dunkelm Gebüsch bewachsenen Gesimse des obersten Kranzes. Nur dies Strauchwerk und die tausend schlanken Epheuäste, die wie zarte Schlangen durch alle Ritze und Oeffnungen sich schmiegten und an dem Gemäuer hinaufliefen, warfen bewegte Schatten in das glänzende Lichtmeer.

An der restaurirten Umfassungsmauer gegen das Forum trat ich hinaus auf eine freie Platte. Mir gegen-

über, taghell erleuchtet wölbte sich die Rotunde des Tempels der Venus und Roma, und vor derselben ward die Basis sichtbar, auf welcher sich ehedem die kolossale Statue Nero's, dem Kolosseum zugekehrt, erhob. Das ganze weite Leichenfeld des Forum bis zum Capitol funkelte in weichem goldenem Duft. Der Titusbogen, die Tempeltrümmer, die Phokassäule standen da als übrig gebliebene großartige Grabmonumente, um Zeugniß zu geben von den Thaten einer erhabenen Vergangenheit.

Dem Custode, an solche Nachtbesuche gewöhnt, mochte die Zeit lang werden. Er mahnte zum Aufbruche, indem er meinte, die Nacht sei kalt und der Luftzug in den Gängen der Gesundheit nachtheilig. Ich zog es vor, beim Rückwege durch die gewölbten Galericen zu schreiten, um den überwältigenden Effect der Lichtbilder zu genießen, die sich vor den offenen Stellen plötzlich zeigen und wieder verschwinden. In diesem Wechsel liegt ein hinreißender Zauber, dem ich an Schönheit nichts zu vergleichen wüßte.

Unten angekommen durchwanderte ich nochmals die Arena ihrer ganzen Länge nach, rastete in der Mitte an den Stufen des Kreuzes, das sich gar eigen ausnimmt im Grunde dieses altheidnischen Theaters, und als sich das Gitter hinter mir geschlossen hatte, verlor ich mich noch in das weite Bogenlabyrinth, das in fünffacher Gangreihe das elliptische Rund umschließt, und kehrte dann

über das Forum in die schon längst still gewordene Stadt zurück.

15.

Glockengeläut hört man in Rom tagaus tagein. Man gewöhnt sich schnell daran und achtet sehr bald gar nicht mehr darauf. Nur wenn das Läuten zum Lärmen wird, wie dies neulich der Fall war bei der Feier des Festes Mariä Verkündigung, dann freilich wird man gezwungen, seine Aufmerksamkeit diesen Tönen zuzuwenden, die die Luft erbeben machen.

Das Fest Mariä Empfängniß wird, wie alle Marientage, sehr feierlich und mit großen kirchlichen Ceremonieen begangen. Es wunderte mich, daß nicht auch die Kanonen zur Begrüßung des hohen Tages auf der Engelsburg gelöst wurden, was doch jedem Heiligen zu Ehren, sei er jung oder alt, zu geschehen pflegt. Am Tage der heiligen Barbara, der auf den vierten December fällt, wurde gewaltig kanonirt, so daß wir in Rom's heilige Geheimnisse und Gebräuche nicht eingeweihten Fremdlinge fest überzeugt waren, der Kaiser von Rußland, den man erwartete, müsse über Nacht angekommen sein.

Die Kirche Ara celi, auf dem Capitol an der Stelle erbaut, wo früher die Burg und der Tempel der Juno

Moneta stand, wird an diesem Tage der Sammelplatz für betende Gläubige und neugierige Ungläubige, da auf dem Hauptaltare dieser schönen und reichen Kirche ein von Lucas gemaltes wunderthätiges Marienbild Gegenstand gemeinsamer Verehrung und zahlloser Gelübde ist.

Eine breite Treppe von hundertvierundzwanzig Stufen führt von der Westseite empor zur Kirche, die mit ihrem vollständigen Namen Santa Maria in Ara celi heißt und einem wunderbaren Traume ihre Entstehung verdankt. Die Legende, die an diesem Tage vor den Thüren der Kirche in zahllosen Exemplaren verkauft wird, erzählt Folgendes davon.

Kaiser Augustus war eines Tages unter der Kuppel des Marstempels eingeschlummert. Da erschien ihm die Sibylle von Tivoli und zeigte ihm im sonnigen Blau des Himmels, in den sich die Kuppel des Tempels verwandelt hatte, die gnadenreiche Madonna. Das Christuskind mit strahlender Glorie um das Haupt, ruhte in ihren Armen, zu ihren Füßen aber stand ein kleiner Altar, als Symbol jenes Opfers, das Christus selbst durch seinen Tod darbringen und dadurch die Welt erlösen wollte. In Folge dieses Traumes wurde von den Nachfolgern des Augustus die jetzige Kirche der Madonna des himmlischen Altars geweiht. Noch heutigen Tages zeigt man an der

Altarseite der Capella Santa den Kaiser, wie er die Madonna anbetet.

Ungeachtet der wiederholt fallenden Platzregen, die hier sündfluthliche Wassermassen ausströmen, war doch großer Menschenandrang zur Kirche, theils um der Madonna Dank und Bitte vorzutragen, theils der großen Prozession wegen, die zu Ehren der Jungfrau stattfinden sollte. Ich war ebenfalls willens, den jedenfalls glänzenden Aufzug von Priestern, Franziskanern und andern Ordensbrüdern nebst sich anschließenden Laien mir anzusehen, wollte aber die Zeit nicht durch ermüdendes Warten vergeuden, und machte deshalb erst einige andere Besuche in etwas abgelegenen Kirchen. Vorzüglich hatte ich mein Augenmerk gerichtet auf die in vieler Hinsicht berühmte Kirche San Pietro in vincoli, die nahe bei den Bädern des Titus auf ziemlicher Höhe liegt. Eine der schönsten Palmen Roms steht in ihrer Nähe. Ihren sonderbaren Namen führt sie von den Ketten des heiligen Petrus, die ihm Herodes in Jerusalem anlegen ließ und die hier in einem mit ehernen Thüren fest verschlossenen Schranke aufbewahrt werden. Diese Ketten, obwohl ich sie mir zeigen ließ und mit geziemender Andacht die Wundermärchen anhörte, die ein junger bleicher Priester mir von ihnen erzählte, waren es nicht, die mich in das Heiligthum führten. Die hier aufbewahrte Schöpfung eines großen Ge-

nius, den man in Rom verehren wird, so lange noch ein Stein übrig ist von seinen Palästen, und dessen Ruhm auf Erden erst mit dem letzten Menschen aussterben kann, lockten mich an. Bevor ich jedoch von diesem Genius spreche, muß ich noch einmal auf die erwähnten Ketten zurückkommen und der wunderbaren Geschichte derselben mit einigen Worten gedenken.

Wer die Ketten, nachdem Petrus von ihnen befreit worden war, in Jerusalem zuerst an sich gebracht hat, wußte mein sonst in kirchlichen Wunderdingen wohl unterrichteter priesterlicher Führer nicht anzugeben. Es kommt auch wenig darauf an, da man sicher weiß, daß die fromme Kaiserin Eudoxia sie in letzter Hand nach Rom übersiedelte. Ein ganz unerhörtes Wunder ereignete sich, als die Ketten aus Jerusalem mit den Ketten, die Petrus in Rom trug, in Berührung kamen; denn so schnell, wie ein Magnet das Eisen anzieht, schmolzen beide Ketten in einander, und zwar so vollständig, daß man von dieser sonderbaren Kettenwandlung an dem vorgezeigten Paar nicht das Geringste bemerken kann. Ob in Folge dieses Wunders oder aus anderen Gründen Eudoxia die Kirche erbauen ließ, weiß ich nicht; daß sie dem Willen dieser Kaiserin ihre Entstehung verdankt, ist gewiß.

Zwanzig Säulen von parischem Marmor theilen das Innere der Kirche in drei Schiffe und fesseln beim Ein-

tritt zuerst das Auge. Freskogemälde, Marmorreliefs und ein sehr altes Mosaikbild, den heiligen Sebastian darstellend, schmücken Wände und Altäre. Außerdem gibt es hier Grabdenkmäler mehrerer berühmter Männer, wie das zweier florentinischen Bildhauer Antonio und Pietro Pollajuolo, der Cardinäle Margotti und Argucci und das Ehrendenkmal des Papstes Julius II. Und dies letztere ist es, das alle übrigen Sehenswürdigkeiten dieses Tempels in den Schatten stellt durch die kolossale Marmorstatue Moses von Michel Angelo. Ich bin zu wenig Kunstverständiger, um mir ein Urtheil anmaßen zu können über Werke der Kunst, weshalb es denn sehr möglich wäre, daß ich ein Werk des Bildhauers oder ein Gemälde vortrefflich finden könnte, dem Männer vom Fach wenig Gutes abgewönnen. Dies soll mich aber doch nicht abhalten, da, wo ich mich besonders dazu gedrängt fühle, meine Meinung offen auszusprechen. Es wird ohnehin nirgends mehr in verba magistri geschworen, als in Sachen der Kunst, und da kann es denn gar nicht schaden, wenn sich auch einmal eine von Schule und Kunstkritik ganz unabhängige Meinung vernehmen läßt.

Meinem Dafürhalten nach ist nun diese Mosesstatue eines der größten Meisterwerke aller Zeiten und steht unter den unvergänglichen Schöpfungen dieses vom Hauch des Gottes beseelten Menschen in vorderster Reihe. Man

hat Bücher geschrieben über Michel Angelo's Fresken in der Sixtinischen Kapelle und es soll mir gewiß nicht beikommen, diese gewaltigen Offenbarungen eines von dämonischen Flammen durchzuckten Geistes tadeln zu wollen; das unendlich Erhabene aber, das ganz Unerreichbare und Einzige, was man darin findet, habe ich nicht entdecken können. Ob bei vielen Bewunderern nicht die Phantasie einigen Theil haben mag an den Entzückungen, die sie fühlen, lasse ich dahin gestellt sein. Unangenehm ist es jedenfalls, daß der heilige Rauch von Millionen geweihter Kerzen, die in der Sixtina verbrannt worden sind, Michel Angelo's Fresken dermaßen gebräunt hat, daß ein sehr scharfes Auge dazu gehört, um sie vollkommen zu erkennen. Leider hat mir die Natur dies Geschenk versagt und so war es mir nie möglich, die Fresken in der Sixtina anders, wie durch wallende Nebel zu sehen. Manchem andern sehr luchsäugigen Betrachter ging es zu meinem Troste freilich nicht besser, was mich zuletzt doch in meinen Gedanken, es möchten diese Kunstgebilde von der Zeit gelitten haben, sehr bestärkte.

Dies Störende fällt weg bei Betrachtung einer Statue, der ich so nahe, wie es mir gefällt, auf den Leib rücken kann. Und dieser Moses läßt Keinen, der ihn erblickt, so bald wieder fort. Mich entzückte dies meisterhafte Gebilde eines eminenten Geistes besonders deshalb,

weil ich die ganze geistige Eigenthümlichkeit, das Michel Angelo beseelende und beherrschende Element in dieser Statue so schön und vollendet, wie nirgend sonst, ausgesprochen sehe. Michel Angelo war mehr starker, gewaltiger Geist, mehr himmelstürmender Titan, als nach allen Regeln der Schönheit anmuthig und zartsinnig bildender Künstler. Die Kraft, und zwar die Kraft, die sich nicht scheut, die Pforten der Hölle aufzubrechen, ist sein Charakter. Neben dem unbezwingbaren Drange in ihm, Großes und Schönes zu schaffen, regt sich ungebändigt ein dämonisches Gelüst, das ihm überall bald den Pinsel, bald den Meißel aus der Hand reißt und charakteristische Striche und Schläge in seinen Gebilden anbringt. In Raphael verkörperte sich die tief befriedigte Glückseligkeit eines wonnetrunkenen Engels — Verklärung war die Atmosphäre, die er athmete — in Michel Angelo dagegen bäumt sich immer der alte Satan gegen den sieghaften Gott auf und der Gebändigte ist nicht so ohnmächtig, daß sein feuriger Hauch nicht über die Gebilde des heimlich schaffenden Engels wehte.

Diese Gedanken drängten sich mir bei jedem Werke Michel Angelo's auf, nirgends aber mit solcher Nachhaltigkeit, wie bei Betrachtung dieser göttlich-dämonischen Mosesstatue. Die riesige Figur ist in sitzender Stellung dargestellt. Ein dünnes faltenreiches Gewand umfließt die

kräftigen Glieder. Die linke Hand stützt sich auf die Gesetzestafeln, während die Rechte mit krampfhaftem Griff in die dichten Locken des lang herabwallenden Bartes faßt. Der majestätische Kopf, auf dessen Stirn die beiden leuchtenden Strahlen fast in Gestalt aufkeimender Hörner sichtbar sind, ist etwas nach Links gewendet und blickt mit strengem Auge durch das Schiff der Kirche. Der Ausdruck dieses mächtigen von starkem Haarwuchs umwallten Kopfes mit diesem zürnend schönen Blick ist außerordentlich großartig. So etwa, denk' ich mir, mag Moses ausgesehen haben, als er vom Sinai herabsteigend das auserwählte Volk Gottes im Tanz begriffen sah um das goldene Kalb und im Zorne über so kleinmüthige Verzagtheit die Gesetzestafeln zerschmetterte. Und warum sollte nicht der Schöpfer dieses einzigen Gebildes bei Entwurf desselben an jenen wichtigen Moment im Leben des israelitischen Führers und Propheten gedacht haben?

In der Sacristei dieser Kirche befinden sich einige Gemälde von großem Werth und seltener Schönheit — ein Christuskopf von Guercino und eine Esperanza von Guido Reni. Auch darf es wohl als Merkwürdigkeit gelten, daß der berühmte kaiserfeindliche Hildebrand im Jahre 1073 als Gregor VII. in ihren Hallen zum Papst ernannt wurde.

Unter diesem Besuche war die Zeit schnell vergangen und

ich mußte nun eilen, wenn ich nicht zu spät auf dem Capitol eintreffen wollte, um die Prozession nach Araceli mit anzusehen. Noch beschäftigt mit dem Meisterwerke des italienischen Bildners achtete ich nicht auf den Weg, verlief mich in den engen winkligen Straßen dieses Quartiers und mußte auf einem Umwege das Capitol zu gewinnen suchen. Der gewaltige Mauerstumpf des torre de' Conti diente mir als Leitstern. Schon hatte ich diese mächtige mittelalterliche Ruine, die einzige, welche Rom besitzt, hinter mir gelassen, als ich Gezänk, Geschrei, Schimpfen und Heulen vernahm und in einer schmuzigen Nebengasse einen Menschenknäuel sich stoßen und drängen und mehr und mehr anwachsen sah. Ich konnte dem Drange der Neugier nicht widerstehen und bog ebenfalls seitab in die Gasse. Der Spectakel war vor einer elenden Weinschenke, in der wohl nur gemeines Volk einkehren mochte. Ein paar Gäste waren — worüber? das konnte ich nicht erfahren — in Streit gerathen und standen jetzt einander mit fieberbleichen Gesichtern, in denen die schwarzen Augen in Zorneswuth wie glühende Kohlen funkelten, schreiend und gesticulirend gegenüber. Man konnte die Erbitterten durch die offen stehenden Fenster deutlich beobachten, was denn auch alles Volk that, ohne sich mit etwas mehr, als durch lautes Gelärm in den Streit zu mischen. Auch der Wirth und einige

Gäste hielten sich in bescheidener Entfernung und warfen blos manchmal schüchtern ein begütigendes Wort dazwischen.

Bisher hatten die Gegner einander trotz der außerordentlichen Heftigkeit ihrer Gebehrden noch nicht berührt, wenn es auch bisweilen schien, als müßten sie sich die Augen auskratzen. Nur das Pfeifen ihrer Stimmen, das wirklich Aehnlichkeit mit dem Gezisch wüthender Schlangen hatte, schleuderte verwundende und immer mehr erbitternde Wortpfeile in die gereizten Gemüther. Da ward es plötzlich still, Einer der Streitenden trat einen Schritt zurück, fuhr mit krampfhafter Handbewegung an seine Schärpe und warf sich dann mit tigerartigem Sprung und wildem Schrei wieder auf seinen Gegner, der sofort aufheulend in die Knie sank. Gleich darauf hob sich die Gestalt des Andern am Fensterstock in die Höhe, der Mund zuckte höhnisch in befriedigter Racheluft, ein Messer blinkte in seiner braunen Hand. Ein kecker Sprung brachte ihn auf die Gasse, wo ihn die zusammengelaufene Menge, die zu zwei Drittheilen aus Frauen und Mädchen bestand, bereitwillig Platz machte und unter dem wiederholten Ruf: „O poveretto!“ geschäftig zu verbergen und weiter zu schaffen wußte.

Mit gleicher Behendigkeit sprangen jetzt ein Dutzend Mitleidige dem Verwundeten bei, der, aus tiefer Kopfwunde blutend, röchelnd am Boden lag. Man hob ihn auf,

suchte das Blut zu stillen und verschwendete dabei eben so viele Worte als Betheuerungen des Mitleids und der Zärtlichkeit. Es ist unglaublich, wie hilfreich gegen wirklich Leidende der Römer ist; wie er Alles stehn und liegen läßt, um dem Bedrängten beizuspringen, was man häufig auf offener Straße beobachten kann, da Brustkranke hier nicht selten von heftigen Blutstürzen überrascht werden. In solchen Fällen verwandelt sich die Straße gleich in ein Lazareth.

Die Wunde schien nicht gefährlich zu sein, denn der Getroffene richtete sich nach wenigen Minuten wieder auf und ließ sich jetzt ohne Zeichen von Zorn oder Erbitterung von ein paar Männern fortführen.

Dies kleine Intermezzo, das mir eine römische Schlägerei in unmittelbarer Nähe zeigte, raubte mir das Vergnügen, die Prozession mit anzusehen. Ich fand nur noch die aus einander laufende Menge und Viele, die sich nach der Kirche drängten, um vor dem heiligen Bilde der Madonna zu beten. Diesen schloß ich mich ebenfalls an.

Trotz der vielen Lichter, die wie eine leuchtende Glorie um das verehrte Madonnenbild brannten, war der große Raum des Schiffes doch schon finster. Es war so viel Weihrauch verbrannt worden, daß ein bläulicher Nebel in der Kirche stand und die überstark gewürzte Luft die Brust angriff. Vornehme bemerkte ich nur wenige und diejenigen,

die mir begegneten, gingen gleich uns fremden Ketzern als stillschweigende Beobachter auf und nieder. In Andacht versunken sah ich nur Individuen aus der Mittelklasse, Landleute und Bettler, doch vergaß diese letzteren über Gebet und Bitte auch nicht ihr Gewerbe.

An diesem Abende war es interessant, Rom nach allen Richtungen zu durchwandern. Sämmtliche Madonnenbilder waren mit frischen Blumen umsteckt, eine Menge Lichter ihnen zu Ehren in gar mancherlei und zwar immer gefälligen Formen angezündet. Da sah man einfache und doppelte Kronen, Kreuze, Lichtkreise und weithin die Straße erhellende Strahlensterne um die gnadenreiche Mutter des Erlösers brennen. Und überall fanden sich die gutmüthigen Piferari ein, um entblößten Hauptes, umgeben von gar andächtigen Zuhörern, ihre monotonen Melodien unter den erleuchteten Bildern der mächtigsten Fürbitterin abzuspielen.

Das Ungefähr dieser Wanderung führte mich bei schon vorgerückter Nachtstunde auf den Monte Cavallo. Der Mond, an diesem Abend meist durch Regenwolken verhüllt, die ein warmer Scirocco vom Meere landeinwärts jagte, durchbrach gerade das Gewölk und goß seinen magischen Dämmerschein auf die herrliche Dioskurengruppe der Pferdebändiger aus, von denen dieser Platz vor dem Prachtbau des Quirinal seinen Namen erhalten hat.

Niemand von all den Tausenden, die heut der Madonna ihr Dankopfer gebracht, mochte dieser göttlichen Gebilde der größten Künstler Griechenlandes gedenken. Darum erinnerte sich noch in später Nachtstunde der Himmel ihrer, der das ewig Schöne von Uranfang an nie vergaß noch vernachlässigte über dem ewig Guten. Während die Menschen ihre kleinen funkelnden Lichter um die blassen Duldermienen Maria's und ihr geliebtes Knäblein flimmern ließen, goß der Himmel sein goldenes Gnadenfeuer über dem rothgranitnen Obelisken, dem Erzeugniß ägyptischer Bildnerkunst, und den beiden nackten Kolossen aus, die vor ein paar Jahrtausenden aus den Werkstätten des Phidias und Praxiteles hervorgingen. Wie ein goldener glänzender Mantel wallte die stille Lichtsäule geraume Zeit um die majestätische Gruppe der göttlichen Jünglinge, daß man jeden Zug ihrer Miene, jeden Muskel ihrer vollendet schönen Körper erkennen konnte. Dann rollten neue Wolkenmassen über das strahlende Gestirn und hüllten Alles wieder in tiefe Nacht.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

